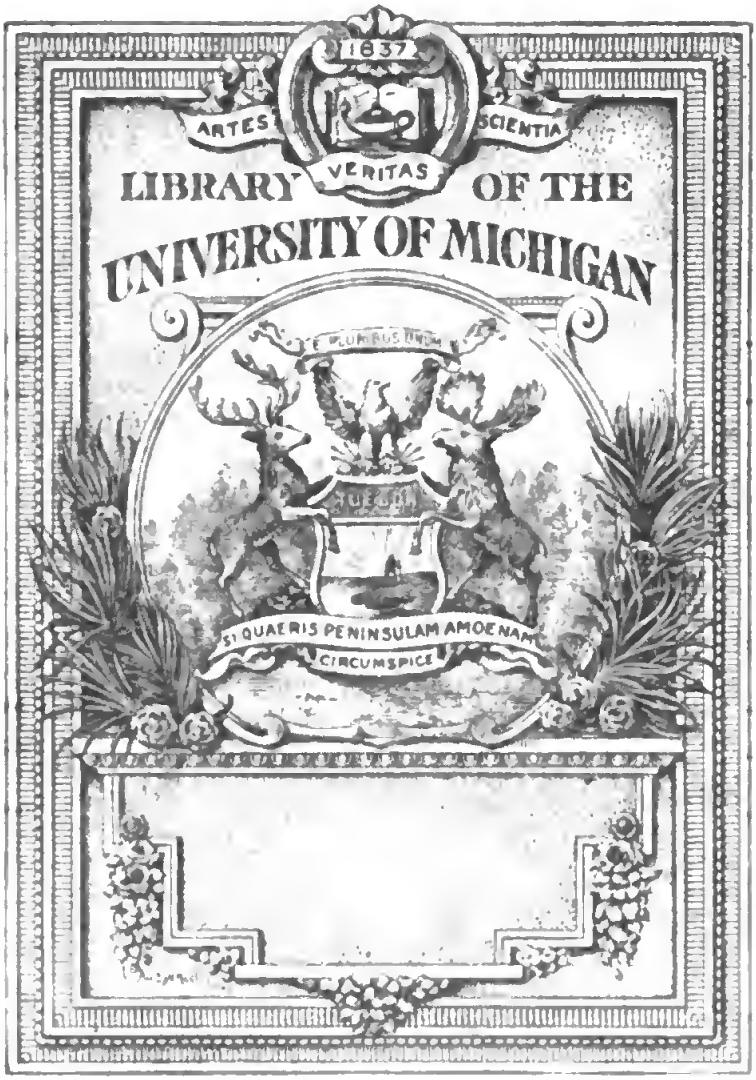
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz

Digitized by Google

830.6
Bs8

THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz

830.6
B58

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Zehnter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des zehnten Bandes.

	Seite
Die Ringe des Maurenfürsten. Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert. Von F. v. Zobeltitz. (Fortsetzung)	5
Ein Kind der Berge. Novelle von Schmidt-Weißenfels	97
Ein König in den Alpen. Skizzen aus dem Leben des Einigers Italiens. Von Aug. Scheibe	185
Die Amazonen. Kulturgeschichtliche Skizze von Alfred Stelzner	197
Das Geld der Neger. Beitrag zur Geschichte der Werthmesser. Von Alfred Graser	210
Das „Wettermachen". Meteorologische Skizze von N. Wechsel	223
Aus den Werkstätten der heutigen Papierfabrikation. Skizze aus unserer modernen Industrie. Von Hasso Harden	237
Mannigfaltiges:	
Die Stimme des Gewissens	248
Das Leben der Hofbeamten ꝛc.	251
Edler Sinn	252
Der französische Apothekereid im 14. Jahrhundert	253
Die A-B-C-Pflanze	254
Hohe Selbstentäußerung	254
Das Säuern und Treiben des Brodes ꝛc.	255
Wie die Schweden die Musikantenmörder bestraften	256
Oliver Cromwell ꝛc.	256
Ein Dankbrief	256

240340

Digitized by Google

Die Ringe des Maurenfürſten.

Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

F. v. Zobeltitz.

(Fortſetzung.)

Drittes Buch.

„Le galib ilo Ala!“

1. (Nachdruck verboten.)

Im Kabinet des Grafen Lothar v. Königsegg, des öſterreichiſchen Geſandten am Hofe zu Madrid, ſchritt ein junger Mann unruhig auf und nieder. Die große und elegante Geſtalt war in vornehmſter Weiſe gekleidet, aber der Schnitt des weit über die Hüften reichenden Wammſes aus kornblumenblauem Atlaß mit reicher Sammetverbrämung, ſowie derjenige der gepufften, ſehr weiten Beinkleider, die durch Silberagraffen noch über dem Knie zuſammengehalten wurden, lehnte ſich mehr an die alte ſpaniſche, wie an die auch von den Madrider Stutzern vielfach angenommene franzöſiſche Mode an.

Der junge Mann, deſſen ſchönes, dunkelgebräuntes Geſicht ein voller ſchwarzer Bart zierte, blieb zeitweilig vor

einem der die Wände schmückenden Oelgemälde oder einem der nach der Puerta del Sol hinausführenden Fenster stehen, warf sich auch wohl einmal für einige Sekunden in einen Fauteuil, oder roch an den Blumen, die eine Amorettengruppe neben dem Divan umkränzten — Alles das schien aber keineswegs seine Ungeduld zügeln zu können.

Endlich öffnete sich lautlos die Thüre zum Nebengemach, und Graf Königsegg, ein stattlicher Herr in den fünfziger Jahren, trat ein und bot dem Anderen die Hand.

„Seien Sie nicht böse, daß ich Sie warten ließ, mein bester Don Pacheco," begann Königsegg. „Meine Gattin ist nicht ganz wohl, und Frauendienst geht selbst über die Politik. Ich irre doch nicht: die Politik, die launischste der Göttinnen, zu denen wir beten, ist's, die Sie zu mir führt?"

Don José Pacheco ließ sich neben dem Gesandten auf dessen Einladung nieder.

„Am Hofe ist es seit der Rückkehr des Königs zur Regentschaft so still, so öde und langweilig geworden," entgegnete er, „daß man sich die Zeit am besten mit der Politik vertreibt. Spanien ist zwar mein Heimathland, und am Gestade des Manzanares haben meine Vorfahren ihre größten Triumphe gefeiert, aber auch die Pietät wird durch den Druck der Langeweile ertödtet. Da war's in der Metropole unserer geschätzten Feinde, im lustigen Paris, anders! Nun, man muß sich zu trösten suchen; vielleicht finde ich im stolzen Genua mehr Unterhaltung!"

„Also durchgesetzt?" Königsegg schaute lächelnd zu dem Sprechenden auf.

„Durchgesetzt — ja, wenigstens in der Hauptsache! Man hat mir nach dem Tode des alten Alarcon den Gesandtschaftsposten versprochen; nur ist es sehr fraglich, wann der arme Alarcon das Zeitliche segnen wird, da er bereits seit Jahresfrist in der Auflösung liegt, aber bis heute noch nicht gestorben ist. Er hat die Natur einer Katze. Haben Sie schon die neueste Mär über den Baron Ripperda gehört?"

„Das Postament, auf dem er steht, zittert —"

„Ja, aber auch der Stoß ist erfolgt, der es völlig zum Stürzen bringen soll! Noch ein kräftiger Schlag — und Ripperda liegt im Straßenstaub, wohin er gehört."

Graf Königsegg faltete die weißen Hände und beschaute sich die wohlgepflegten Nägel.

„Darf ich fragen —"

Ein lustiges Lachen Don José's schnitt ihm den Satz ab.

„Ihre Diplomatie geht so weit, daß Sie selbst dem eigenen Bundesgenossen gegenüber den Zögernden spielen! Natürlich dürfen Sie fragen, ich kam ja her, Ihnen die erfreuliche Mittheilung von dem neuen Schlage, den Ripperda empfangen, zu machen. Donna Laura Pescatori, die alte Kammerfrau der Königin, die einst Alberoni stürzen half, hat auch diesmal geholfen, dem Premierminister das Grab zu bereiten. Sie kennen Ripperda's Arroganz, seinen bodenlosen Hochmuth, seine Dreistigkeit — er hat ja alle diese guten Eigenschaften an Ihnen selbst erprobt! Nun also, denken Sie: in der letzten Ministerkonferenz, der auch die Königin beiwohnte, kommt die Rede auf die geplante Vermählung Ludwig's XV., und siehe da — unser Herr Her-

zog hat die Kühnheit, mit einem nicht mißzuverstehenden Blicke auf Ihre Majestät die Bemerkung fallen zu lassen, es wäre am besten, man schlösse die Frauen künftighin ganz von der Politik aus. Wunderlicherweise hatte die Königin diese Sottise gänzlich überhört. Natürlich beeilte man sich aber, ihr dieselbe ungesäumt durch Donna Laura zutragen zu lassen, und die brave alte Italienerin hat dies in einer so vollendeten Weise gethan, daß Ripperda bis auf Weiteres der Zutritt bei der Königin untersagt worden ist. Da nun aber bekanntlich die Königin hier der wahre Herrscher ist, so stehen für Ripperda noch weitere unangenehme Folgen seiner unüberlegten Grobheit in Aussicht. Man hat nämlich auch dafür Sorge getragen, daß die neue Impertinenz Ripperda's dem Volke zu Ohren gekommen ist, und seit den Frühstunden umlagern nun schon die blöden Massen des Herzogs Palais und schreien dem armen Teufel ein Pereat über das andere zu."

„Das brave Volk hat seit den verunglückten Steueroperationen Ripperda's so wie so keine hervorragenden Sympathien für den Herrn Minister gezeigt," fiel Königsegg dem Sprechenden in die Rede.

„Im Gegentheil, das brave Volk sieht in Ripperda nicht seinen Beschützer, sondern seinen erbittertsten Feind. Uns kann das nur recht sein — die Schaar der Freunde, die der Herzog nunmehr noch in Madrid besitzt, ist auf ein winziges Häuflein zusammengeschmolzen."

„Irr' ich mich nicht," — der Graf strich sich gedankenvoll über den welligen, graubraunen Spitzbart — „auch

Sie, mein lieber Don, zählten einſtmals zu den Vertrauten Ripperda's."

„Einſtmals — das beſtreite ich nicht," fiel José erregt ein und ſeine Wangen färbten ſich dunkler. „Jeder Menſch hat eine Zeit, in der er mit aller Macht ſeinen Idealen nachſtrebt, in der er nach den Sternen greifen möchte. Auch Ihnen, Graf Königsegg, iſt es ſicher einmal alſo ergangen! Mein Ideal war die politiſche Unabhängigkeit Spaniens, meines theuren Vaterlandes, und in Ripperda, den ich zu Köln im Hauſe Garciloſo's" — ein leichtes Lächeln flog dabei über die Züge Don Pacheco's — „kennen lernte, glaubte ich ein gleichfühlendes Herz gefunden zu haben. Ich wußte damals eben noch nicht, daß Ripperda nichts weiter als ein diplomatiſcher Charlatan ſei, daß alle ſeine weltbewegenden Pläne nur die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes zum Ziele hatten, daß er ein Glücksjäger von der Sorte John Law's und Anderer war! Erſt die Erfahrungen der letzten Zeit haben mich darüber belehrt, und die perſönliche Nichtachtung, mit der er nach Abſchluß ſeiner Miſſion am Wiener Hofe, wie allen Granden, ſo auch mir entgegentrat, haben meinen Haß gegen dieſen Mann nur noch verſtärkt. Trug ich mich dereinſt mit der Hoffnung, Ripperda werde Spanien zu ungeahnter Größe emporführen, ſo bin ich heute der unumſtößlichen Ueberzeugung, daß er mein Heimathland ſehr bald an den Rand des Ruins bringen wird. Deshalb werde ich jubeln, wenn der ‚große Herzog' endlich geſtürzt ſein wird!..."

Königsegg lächelte überlegen. „Ich glaube, mein wer-

ther Don," entgegnete er langsam, „Ihr rasches Blut reißt Sie fort. Ripperda ist sehr schlau, sehr verschlagen. Denken Sie daran, daß von allen Günstlingen des Königs er der Einzige gewesen ist, der sich aus der großen Krisis, die Alberoni's Abdankung nach sich zog, zu retten verstand."

„Das war zu einer Zeit, da Ripperda noch nicht auf der Höhe stand, da der Hochmuthsteufel noch nicht seinen Einzug in das verblendete Herz dieses Menschen gehalten hatte. Heute ist es anders, Graf, glauben Sie mir. Schon die nächsten Tage werden Ihnen beweisen, daß ich Recht habe." Don Pacheco erhob sich und legte mit schneller Bewegung Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand auf die Brust. „Seh' ich Sie heute Abend?" fragte er gleichgiltig.

Der Gesandte wiederholte das Zeichen.

„Zur alten Stunde am alten Ort," gab er zurück.

Die Beiden drückten sich die Hand; José verließ das Hotel des Grafen und trat auf die sonnenüberfluthete Puerta del Sol hinaus, wo eine bunte Menschenmenge auf und nieder wogte. — —

Nur wenige Jahre sind verflossen seit jenem Tage, an dem wir den Leser zum letzten Male in das Arbeitskabinet des Ministers Dubois führten, aber diese kurze Spanne Zeit war doch groß genug gewesen, gewaltige Umwälzungen im alten Europa auszuführen. In Frankreich hatte die Entdeckung der Verschwörung des Cellamare, die durch die Verhaftung des Abbé Portocarrero offiziell gekennzeichnet wurde, eine große Aufregung hervorgerufen. Außer Cellamare, den man in seiner Wohnung fing, wurden von be-

kannten Persönlichkeiten noch in die Bastille gebracht: die Marquis' v. Pompadour und Courcillon-Dangeau, der Herzog v. Richelieu, die Herren v. Gavandun, Sandrasky, Serret, Schlieben und Andere, von denen viele in Wirklichkeit unschuldig waren. Der Herzog von Maine und seine Gattin wurden nach Dijon verwiesen, Polignac nach Anchin — kurz, Dubois räumte nach allen Seiten hin auf. Nur Wenige der Verschwörer, unter ihnen auch Don José Pacheco, hatten sich durch schleunige Flucht zu retten vermocht. Die schlimmste Folge des mißlungenen Attentats war indessen die Kriegserklärung Frankreichs an Spanien. Der Herzog von Berwick rückte mit einer streitbaren Armee über die Grenze und errang binnen Kurzem entschiedene Erfolge. Zur gleichen Zeit trafen das gedemüthigte Spanien auch anderwärts harte Schläge. Eine Armada, die den Jakobiten in England zu Hilfe kommen sollte, wurde durch Sturm zerstreut, eine österreichische Armee eroberte unter dem Kommando des Grafen Mercy fast das ganze Sicilien zurück, die Niederlande sagten sich völlig los von der spanischen Politik und traten auf die Seite von Frankreich, Oesterreich und England, die sich zu einer Tripel-Allianz vereinigt hatten. Vergebens versuchte Alberoni, noch in der zwölften Stunde die ausbrechenden Wetter zu beschwören. Es war zu spät — auch das eigene Königshaus ließ ihn fallen. Ein geheimes Dekret enthob Alberoni all' seiner Würden und Aemter, und der Gärtnerssohn aus Piacenza mußte binnen acht Tagen das Land verlassen, das er fast zwei Decennien hindurch unumschränkt regiert hatte, um sich in der eigenen Heimath ein Obdach zu

ſuchen. Der große Abenteurer ſtürzte, aber den erledigten Miniſterſeſſel ſollte binnen Kurzem ein neuer Abenteurer einnehmen: der Baron v. Ripperda.

Der uns aus den erſten Kapiteln unſerer Erzählung wohlbekannte Baron v. Ripperda war während der erſten Zeit ſeines feſten Aufenthaltes in Spanien nicht allzu häufig in Madrid erſchienen. Seine Zeit war noch nicht gekommen; er ſtand zwar in gutem Kredit bei der Königin und bei Alberoni und wurde auch vielfach zu mancherlei Arbeiten nationalökonomiſcher und finanzieller Natur benutzt, trat aus ſeiner Reſervirtheit im Allgemeinen aber doch nur wenig hervor. Dieſe Zurückhaltung kam ihm beim Sturze Alberoni's inſofern ſehr zu Statten, als ſeine Perſon durch die eingetretene Kriſis gar nicht berührt wurde. Erſt die Mißerfolge der ſpaniſchen Regierung bewogen ihn, ſein Landgut bei Segovia zu verlaſſen und ſich wieder bei Hofe zu zeigen, und jetzt enthüllte er der Königin einen Plan, den er ſchon Jahre lang mit ſich herumgetragen hatte, und der ihn mit einem Schlage an die Spitze der ſpaniſchen Politik ſtellen ſollte.

Spanien feſſelte an das übermüthige und durch Ludwig's XIV. Räubereien auch übermächtig gewordene Frankreich nichts als die Verwandtſchaft der Herrſcherhäuſer, ein dynaſtiſches Band, deſſen gefährliche Feſtigkeit bei allen Reibereien der beiden Staaten vor Allem Oeſterreich ein Dorn im Auge war. Ripperda's kühner Plan ging nun dahin, die Kabinette von Wien und Madrid zu verſöhnen und durch ein enges Bündniß derſelben das bisher in allen politiſchen Angelegenheiten ſtändig den Aus-

ſchlag gebende Uebergewicht der franzöſiſchen Politik zu vernichten.

Die mannigfachen Händel und Zwiſtigkeiten, die Paris und Madrid in letzter Zeit mehr als bisher entfremdet hatten, ſtimmten die Königin von vornherein ſo günſtig für den Plan Ripperda's, daß ſie dieſem unumſchränkte Vollmachten gab. Ripperda reiste denn auch ungeſäumt nach Wien ab, wo er unter dem Inkognito eines Barons v. Pfaffenberg ein beſcheidenes Quartier in einer Vorſtadt bezog und ſich ſofort eine geheime Audienz beim Kaiſer erwirkte. Auch in der Folge unterhandelte Ripperda faſt nur allein mit Karl VI.; erſt als die Abſchlüſſe ſich ihrer Beendigung zuneigten, nahm Graf Sinzendorf, der Premierminiſter, an den Konferenzen Theil.

Das angeborene diplomatiſche Talent Ripperda's zeigte ſich bei den Verhandlungen in Wien im glänzendſten Lichte: er erreichte, was er gewollt hatte.

Am 29. November 1725 reiste er wieder von Wien ab und fuhr über Genua und Barcelona nach Madrid, wo er in einer dunklen Sturmnacht eintraf. Noch in Reiſekleidern, ließ er ſich ohne Verzug beim Könige anmelden und berichtete ihm die Reſultate ſeiner Miſſion. Drei Tage ſpäter war der Baron v. Ripperda Miniſter des Kriegsdepartements, der Marine und der Finanzen, Herzog und Grand von Spanien. Er ſtand auf dem Gipfel! —

Der ganze Lebenslauf Ripperda's hat bewieſen, daß er vor den übrigen großen Abenteurern ſeiner Zeit ſich durch eine Reihe hervorragender Charaktereigenſchaften aus-

zeichnete. Bei Alberoni, Law, Dubois und all' jenen anderen ſeltſamen Geiſtern, die in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Welt beherrſchten, hätte man vergeblich nach einem ſo reichen Gemüth, einem ſo gutherzigen, für echte Liebe und wahre Freundſchaft empfänglichen Naturell ſuchen können, wie Ripperda dies beſaß. Da der neue Herzog auch zweifellos ein großes ſtaatsmänniſches Talent war und mit einem ſchnell erfaſſenden, ſcharf abwägenden Geiſte ein nicht unbedeutendes Wiſſen verband, ſo hätte er dem Lande, dem er diente, ſicher noch folgenreiche Dienſte erweiſen können, wäre nach der überraſchend glücklich beendeten Miſſion nicht eine ſeiner größten Schwächen, ſein Hochmuth, in entſcheidender Weiſe hervorgetreten.

Ripperda beſaß nicht den rohen Dünkel, der Dubois im näheren Umgange unerträglich erſcheinen ließ, ſein Hochmuth reſultirte vielmehr aus dem klaren Bewußtſein, daß er geiſtig bergehoch über all' dem Geſindel ſtand, das ſich derzeitig an allen Höfen Europa's widerwärtig breit machte. So hatte er denn beſchloſſen, ſich eine exkluſive Stellung zu ſchaffen und, wie jene Unterhandlungen in Wien, ſo auch alle ſeine weiteren Pläne allein, ohne Mithilfe Anderer durchzuführen. Damit ſtieß Ripperda zunächſt an; die Großen des Madrider Hofes, die längſt mißgünſtig nach dem Glücklichen ſchielten, fühlten ſich durch dies vornehme Abſchließen beleidigt und gaben ihren Unmuth dem Herzog in nicht mißzuverſtehender Weiſe zu erkennen. Dazu kam, daß er durch verwegene Steueroperationen auch das Volk, durch Reduktionen der Gehälter den Beamtenſtand gegen ſich aufgebracht hatte, ſo daß er — kaum einige

Monate nach seiner Standeserhöhung — bereits vulkanischen Boden unter sich hatte. Dennoch vertraute Ripperda seinem guten Stern; er wußte eben nicht, daß die Camarilla, die von jenem Augenblick an, da das dreifache Portefeuille ihm übertragen worden, rastlos an seinem Untergange arbeitete, schon den Sieg in der Hand hielt.

In der Calle de Embajadores, in welcher schon zur Zeit unserer Schilderungen sich die meisten Gesandtenwohnungen befanden, lag — ungefähr in der Nähe des heutigen archäologischen Museums — ein Gasthaus, das den gleichen stolzen Namen führte wie die Straße, nämlich Fonda de los Embajadores, das heißt Gesandtenhotel. Dieses Gasthaus, dessen Besitzer ein alter Portugiese von höchst aristokratischem Aussehen, war in ganz Madrid das einzige öffentliche Lokal, in welchem auch die sonst sehr exklusiven *ersten* Gesellschaftskreise hin und wieder verkehrten.

* * *

Dicht neben dieser Fonda stand eine Villa, die man ihrem Aeußeren nach vielleicht für das Lusthaus irgend eines reichen Privatiers hätte halten können. Sie war in einem etwas bizarren Geschmack, aber freundlich mit Säulengängen, Gallerien und Loggien erbaut und von einem schön gepflegten Garten umgeben. Der Eigenthümer dieses kleinen Schlößchens war ein alter Herr, der den Titel „Hofdolmetsch“ und den klangvollen Namen — Don Eustachio Manuelo Garciloso führte.

In der That, es ist unser alter Bekannter aus Köln am Rhein, in dessen Haus zu Madrid uns der Gang der

Erzählung geleitet. Die Zeitverhältniſſe hatten die „Penſion internationale" am Unteren Waſſer zu Köln auseinandergeſprengt, und zwar war Don José Pacheco die äußere Veranlaſſung der Auflöſung dieſes Inſtituts geweſen. Als nämlich nach Entdeckung der Verſchwörung des Cellamare José beſchleunigten Fußes Frankreich verlaſſen mußte, flüchtete er nach dem Rheine und ließ ſich von ſeinem ehemaligen Lehrer beherbergen; die Spione Dubois' entdeckten den Flüchtling indeſſen bald im Hauſe Garciloſo's. Gelang es nun Pacheco auch, auf Umwegen und unter Gefahren mancherlei Art die ſpaniſche Grenze zu erreichen, ohne den Häſchern in die Hände zu fallen, ſo blieb ſein Aufenthalt bei dem Profeſſor für dieſen doch nicht ohne üble Folgen. Die alten Gerüchte, Garciloſo ſei ein Spion, der im Intereſſe fremder Regierungen arbeite, begannen von Neuem in der Stadt zu kurſiren, und eines Tages erhielt der Profeſſor einen Befehl des Senats, binnen vier Wochen den Bezirk von Köln zu verlaſſen. Garciloſo war außer ſich vor Wuth, fand es aber dennoch aus guten Gründen für angemeſſen, nicht gegen den Senatsbefehl zu opponiren. Er löste deshalb in aller Eile ſein Penſionat auf, verkaufte ſein Haus und wandte ſich gleichfalls nach Spanien zurück, wo es ihm durch die Konnexionen Don José's, Ripperda's nnd anderer angeſehener Freunde gelang, die gut beſoldete und wenig anſtrengende Stellung eines „Hofdolmetſch" — ſeine Sprachkenntniſſe befähigten ihn dazu — zu erhalten.

Gleich der erſte Monat in Madrid brachte der kleinen Familie Garciloſo's einen Trauerfall. Donna Dolores, des

Professors einzige Schwester, starb, und Pasquita mußte die Führung des Hausstandes übernehmen. Um seinem Töchterlein die Uebernahme dieser neuen Pflichten zu erleichtern, war der alte Herr indessen so rücksichtsvoll gewesen, für Pasquita sich nach einer Gesellschafterin umzusehen, und er nahm ein junges Mädchen in sein Haus, zu dem die vereinsamte Tochter Garciloso's bald in ein inniges Freundschaftsverhältniß trat. Mercedes Yanez de la Sanabria stammte aus einem vornehmen kastilischen Geschlecht, hatte aber frühzeitig beide Eltern verloren und stand nun, durch gewissenlose Verwandte um ihr Vermögen gebracht, allein in der Welt. Garciloso war vor langen Jahren mit ihrem Vater bekannt gewesen, und dieser ehemaligen Freundschaft erinnerte sich der Professor, als er Mercedes in sein Haus aufnahm.

Es war im Monat Mai, und im Garten Garciloso's blühte bereits das Rosenspalier. Unter den Pinien und Korkeichen lagen die Schatten der Abenddämmerung, und der milde Westwind trug den Blumenduft über das Gitter herüber auf die stille Straße.

In der Mitte des Gartens erhob sich ein in Tempelform erbauter, ziemlich geräumiger Pavillon, den von der einen Seite dichtes Buschwerk umgab und zu dem vom Hause aus ein von Taxusbäumen eingefaßter Fußweg führte. Hinter dem Buschwerk hatten zwei dunkle Gestalten sich niedergekauert. Die Dämmerung war schon zu weit vorgeschritten, um sie genauer erkennen zu können, aber die Umrisse der beiden Gestalten ließen kaum einen

Zweifel übrig, daß sich zwei Frauen den seltsamen Ruheposten gesucht hatten.

Ein leises Geräusch ließ sich vernehmen, als drehe eine eiserne Thüre sich in ihren Angeln, und im selben Augenblick erhob sich rasch und hastig die eine der beiden Damen, zog die dunkelseidene Mantilla höher über den Kopf und trat an das nächste Pavillonfenster heran. Das Fenster befand sich nur etwa drei Fuß über dem Boden und war durch eine bemalte Holzjalousie geschlossen. An diese Jalousie legte die Dame ihre Stirne und brachte ihr Auge dicht an eine winzige runde Oeffnung, die in das Holz des Rouleau's schon vorher eingeschnitten sein mußte. Nun war die Dame im Stande, das Innere des Pavillons zum größten Theile übersehen zu können.

Es mußte etwas sehr Interessantes und Ueberraschendes sein, das sie dort drinnen erblickte, denn fast eine halbe Stunde lang wich sie nicht von ihrem Platze. Zuweilen legte sie auch ihr Ohr an die kleine Oeffnung und versuchte zu lauschen, doch schien dies minder gut zu gelingen, als das Sehen. Endlich sprang sie zurück zu der ihrer harrenden zweiten Dame und Beide eilten raschen Schrittes den Weg hinauf und traten durch eine Hinterthüre in das Haus des Professors.

Einige Minuten später saßen Pasquita und Mercedes bei einer Lampe im behaglich eingerichteten Wohnzimmer Garciloso's. Pasquita hatte sich seit jenen Tagen, da wir sie als halbes Kind in der „Pension internationale" zu Köln kennen gelernt, äußerlich nicht auffällig verändert. Nur ein größerer Ernst lagerte auf der weißen, hochgewölb-

ten Stirne des Mädchens, und um den rothen, üppigen Mund zuckte nicht mehr der alte übermüthige Schalk, der einst das Schreckgespenst für die ätherische Donna Dolores gewesen war. Mercedes, die Gesellschafterin Pasquita's, konnte kaum älter sein als diese. Sie war eine volle, hochgewachsene Brünette mit einem klugen, regelmäßig geschnittenen Gesicht, in dem ein Zug männlicher Selbstständigkeit und Energie sich ausprägte.

„Mir schlägt noch das Herz vor Aufregung und Furcht," sagte Pasquita leise und zog die Mandoline näher an sich heran, die auf dem Tische lag. „Ich weiß, ich bin recht thöricht, aber ich besitze nicht den seltenen Muth, der Dir selbst in gefährlichen Situationen eigen ist."

„Es ist der Muth der Liebe, Pasquita," entgegnete die Angeredete, und in ihre Wangen stieg ein höheres Roth. „Wäre mir nicht längst bekannt gewesen, daß in diesem Hause seit Monaten Uebles gegen den, dem mein Herz gehört, geplant wird, ich glaube nicht, daß ich tapfer genug gewesen wäre, mich so unerschrocken in die Gefahr zu begeben, wie ich das gethan habe. Manch' schwere Stunde hat es gekostet, ehe der Entschluß in mir zur Reife kam, auf heimlichen Wegen das Treiben Deines Vaters, der mir, der armen Waise, Schutz und Asyl geboten, zu belauschen. Aber konnte ich anders über Juan wachen, als heimlich? Ist nicht auch Dein Vater, sind nicht alle Mitglieder jenes schrecklichen Bundes heimliche Feinde des Herzogs?"

„Diese Heimlichkeit allein ist es, die ich den Gegnern Ripperda's zum Vorwurf mache," versetzte Pasquita leb-

haſt. „Aber ich gebe Dir Recht, Mercedes; Du kannſt nur in der gleichen Weiſe vorgehen, willſt Du den Herzog noch zu guter Stunde von der Gefahr unterrichten, die ihm droht. Daß auch mein Vater zu ſeinen Feinden zählt, gerade er, den einſtmals eine ſo innige Freundſchaft mit Ripperda verband, ſchmerzt mich, doch wie viele Kämpfe hat die Charakterſchwäche meines Vaters mich nicht ſchon gekoſtet? Die Kluft zwiſchen ihm und mir weitet ſich unmerklich mehr und mehr, und mit Angſt und Sorge ſehe ich dem Tage entgegen, an dem wir gänzlich mit einander zerfallen ſein werden!“

„Ich verſtehe Dich, Pasquita, ich weiß, auf was Du anſpielſt, aber ich kann mir nicht denken, daß Dein Vater ernſtlich mit der Abſicht umgeht, Dich an einen Ungeliebten zu ketten. Scheint mir's doch zweifelhaft, ob Don José Dich überhaupt wahrhaft liebt! Als er aus Frankreich zurückkehrte, beachtete er Dich kaum, und während der zwei Jahre, da er zu Liſſabon dem Geſandten attachirt war, hat er ſo gut wie nichts von ſich hören laſſen. Erſt ſeit ſeinem Eintritt in's Miniſterium und ſeiner Rückkunft nach Madrid macht er Dir in ſo auffälliger Weiſe den Hof. Aber liebte er Dich auch wirklich, ſo wird er doch ſeine Werbungen aufgeben, wenn er erſt erkennen lernt, daß Du ſeine Neigung nicht erwiederſt; ich halte ihn für einen kaltherzigen, hochfahrenden Menſchen, der rückſichtslos ſeine Ziele verfolgt, glaube jedoch, daß er zu viel Stolz beſitzt, ein Mädchen mit Gewalt zur Ehe zu zwingen.“

Pasquita ſchüttelte ſchweigend den Kopf; ſie kannte Beide beſſer, ihren Vater ſowohl wie Don José, und zwei-

ſelte an den Troſtworten der Freundin. Einige Minuten hindurch war es ſtill im Zimmer, nur die leiſen Akkorde, die Pasquita ihrer Mandoline entlockte, vibrirten in zarten Schwingungen durch die Luft. Plötzlich beugte Mercedes ſich nach vorn, tauchte ihr Auge tief in das ihrer Freundin und erfaßte dabei liebkoſend des Mädchens Rechte.

„Sag' mir einmal offen, Pasquita," fragte ſie ſchmeichelnd, „iſt Dein Herz nicht mehr frei — liebſt auch Du?"

Verwirrt heftete Pasquita den Blick auf Mercedes.

„Welche Frage! Wen ſollte ich lieben — wen? ... Einmal nur im Leben wurde mein Herz von einer flüchtigen Neigung erfaßt — ich war ein Kind damals, und Kinderſpiel war auch dieſe Liebe."

„Erzähle, Pasquita, erzähle!" bat Mercedes mit lächelndem Munde und glänzenden Augen. „Habe nicht auch ich mich Dir anvertraut? Es macht mir ſo viel Freude, im eigenen Glück am Glück Anderer theilnehmen zu können!"

„Am Glück Anderer? Aber, Mercedes, ich ſagte Dir ja, daß über jene Kindesneigung lange Jahre in's Land gegangen ſind! Mein Gott, was biſt Du neugierig, man kann Deinen Fragen gar nicht ausweichen! Nun, ſo höre! Als wir noch in Köln lebten, befand ſich im Inſtitut meines Vaters auch ein junger Deutſcher, ein Edelmann aus pfälziſchem Geſchlecht, ein blonder Jüngling mit hellen blauen Augen und Locken, die ihm bis auf die Schultern fielen. Damals warb die ganze junge Welt, die ſich im Penſionate befand, um meine Gunſt, am feurigſten aber jener deutſche Junker und Don José." —

„Sie befehlen, Sennorita?" fragte in demſelben Augen-

blick, da Pasquita diesen Namen ausgesprochen hatte, eine wohlklingende Stimme.

Beide Mädchen stießen einen leisen Schrei aus und sprangen auf. In der Thüre standen der Professor und Don José. Mit lächelnder Miene, die Hand auf dem Rundgriff seines Stutzerdegens, trat Letzterer näher.

„Habe ich die Damen erschreckt? Beim Apollo, das wollte ich nicht!“ sagte er mit süßlicher Stimme. „Der liebenswürdigen Aufforderung Ihres Vaters, Sennorita, folgend, schritt ich voran und hörte im Moment, da ich die Thüre öffnete, meinen Namen nennen. Darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß nicht allzu schlecht von mir gesprochen worden ist?“

„Es wurde überhaupt nicht von Ihnen gesprochen, edler Don,“ nahm Mercedes schnell das Wort. „Pasquita erzählte von ihrem kürzlichen Besuch in Ildefonso und von der Galanterie, mit welcher Don José Alvaro, der Schloßhauptmann, sich ihrer angenommen hat. Die Gleichheit der Vornamen hat Sie indessen zu dem kühnen Schlusse berechtigen können, wir hätten uns über Sie unterhalten.“

Pacheco zog die Stirne in Falten und schlug ärgerlich mit dem spitzenbesetzten Seidenhandschuh an seinen Degenknauf. Diese kleine Kastilianerin war ihm von jeher mit offener Feindseligkeit gegenüber getreten, und ihre kecke Zunge hatte seinen Eigendünkel mehr als einmal verletzt. José war um so ärgerlicher darüber, als er in dem Hochmuth, den das Gefühl seiner Stellung und seines Vermögens ihm eingeimpft hatte, Mercedes als eine Untergebene Garciloso's betrachtete, und sich nur infolge der

engen Freundschaft, welche zwischen den beiden Mädchen herrschte, hütete, ihr dies gelegentlich zu verstehen zu geben.

Er zuckte als Antwort auf den Einwurf Mercedes' nur leicht mit den Achseln und wandte sich dann an Pasquita zurück.

„Don Manuelo, Ihr Herr Vater, Sennorita, hatte die Gunst, mich einzuladen, die Abendstunden in seinem Hause zu verbringen. Gestatten Sie es, so nehme ich an Ihrer Seite Platz und versuche, mich an der Unterhaltung der Damen zu betheiligen."

Pasquita neigte schweigend den Kopf, und José zog sich einen der hochlehnigen Stühle an den Tisch. Der Professor hatte mit einigen Worten der Entschuldigung das Zimmer verlassen, die Drei waren also allein.

Das Gespräch wollte nicht so recht in Gang kommen. Die jungen Mädchen waren einsilbig und schienen nur ungern auf die Themen einzugehen, die José anschlug.

„Haben Sie schon einer Vorstellung des neuen Drama's beigewohnt, Sennoritas, das Luis Aranjo gedichtet hat? Man rühmt die schöne Sprache, die an Calderon's herrliche Verse erinnern soll."

„Ich las eine lobende Kritik des ‚Banditen' im Stadtjournal," erwiederte Pasquita, „habe das Schauspiel aber noch nicht selbst gesehen. Mir sagt der Stoff nicht zu, ich gestehe es offen. Eine Verherrlichung des Räuberthums ist nicht nach meinem Geschmack."

„Man meint, Aranjo habe den Lebenslauf des Diaz Gonzales zum Vorbild für seinen Helden genommen, woran ich übrigens nicht recht glaube, da über der Vergangen-

heit des kühnen Räubers noch ein dichter Schleier zu ruhen scheint."

„Wer ist jener Gonzales?" fiel Mercedes ein.

„Gestatten Sie, daß ich Sie belehre, Sennorita. Diaz Gonzales ist ein berüchtigter Bandit, der seit Jahresfrist die Gegend von Cordova unsicher macht. Gonzales ist unter allen Umständen ein gefährlicher und verwegener Bursche, trotzdem aber kein Räuber im Genre des Cartouche, von dessen Gaunerstreichen die französischen Zeitungen gegenwärtig voll sind, sondern ein Mann, der in allen seinen Thaten die bessere Vergangenheit nicht verleugnen kann. Ein Beispiel für viele! Der Alkalde von Cordova erfreut sich keiner besonderen Sympathien bei der Bevölkerung. Er soll äußerst streng sein und namentlich auf die im Lande verbliebenen letzten Reste der Moriskos, von deren Christenthum er nicht viel zu halten scheint, ein scharfes Auge haben. Eines Tages wird ihm gemeldet, daß im Maurenviertel eine kleine Rebellion ausgebrochen sei: ein alter Morisko war von cordovanischen Studenten, meist Söhnen von Edelleuten, beschimpft worden; das erbitterte Volk hatte sich auf die Seite des Greises gestellt und die jungen Herren so energisch abgeführt, daß einer von ihnen todt auf dem Platze geblieben war. Der Alkalde machte kurzen Prozeß. Die Studenten gingen frei aus, die Rädelsführer der Moriskos dagegen wurden eingekerkert und sollten gehängt werden. Einen Tag vor Vollziehung des Urtheils verschwand der elfjährige Sohn des Alkalden aus dem Palaste des Vaters, und Letzterer erhielt wenige Stunden darauf ein Schreiben, in dem er

aufgefordert wurde, die eingekerkerten Mauren gegen Auslieferung seines Erstgeborenen freizugeben; unterzeichnet war der Brief mit dem berüchtigten Namen Diaz Gonzales. Der Alkalde war außer sich, aber er kannte den verwegenen Banditen zu gut, um die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Er sandte zunächst einen vertrauten Diener als Parlamentär an den Ort, den Gonzales als Rendez-vous angegeben, und ließ dem Briganten eine Summe von tausend Pistolen für die Freigabe seines Sohnes bieten. Der Bote hatte den Befehl, diese Summe zu verdoppeln, im äußersten Falle sogar zu verdreifachen, wenn Gonzales auf das Anerbieten nicht eingehen sollte; aber dieser, wie man allgemein erzählt ein Nachkomme des letzten unglücklichen Maurenkönigs, weigerte sich standhaft, das Gold des Alkalden anzunehmen. Unverrichteter Sache mußte der Parlamentär nach Cordova zurückkehren. Was blieb dem Alkalden übrig? Die eingezogenen Moriskos wurden nicht gehängt, sondern freigegeben, und zwölf Stunden später konnte der wackere Herr Bürgermeister seinen verloren gegangenen Sprößling wieder an das väterliche Herz schließen. Ich bin keineswegs ein Freund dieser bronzefarbenen Maurengesellschaft, die mit der ihr eigenen Rassezähigkeit noch heute Spanien als ihr Heimathland zu betrachten pflegt, will auch durchaus nicht den Keckheiten des Sennor Gonzales das Wort reden — eine gewisse Achtung hat mir das Benehmen des Räubers in diesem Falle aber doch abgenöthigt. Jeder Andere dieser elenden, halbverhungerten Bergbewohner hätte mit beiden Händen nach dem blinkenden Golde

gegriffen und seine Stammesgenossen in voller Seelenruhe an den Galgen hängen lassen."

José schwieg einige Sekunden und bemerkte dann, als er sah, daß auch diese kleine Sensationsgeschichte das Interesse der Damen nur in geringem Maße zu fesseln schien, mit einem ärgerlichen Seitenblicke auf Mercedes: „Nun, Sennoritas, was sagen Sie zu dem Benehmen des poetischen Helden Luis Aranjo's?"

„Ich kann mich nicht so ganz in die Lage des Banditen versetzen, um seine Handlungsweise beurtheilen zu können," erwiederte Mercedes lächelnd und mit einem Anflug von Ironie, „glaube aber, daß der brave Mann nicht frei von Egoismus und Spekulation gewesen ist, als er die Goldstücke des Alkalden von sich wies. Er mag sich wohl überlegt haben, daß das ganze Volk ihm ob seiner Heldenthat zujubeln würde."

„In der That, das war auch der Fall! Der Pöbel schlug sich auf die Seite des Briganten, und Gonzales ist durch den Schutz, den er namentlich bei den Bergbewohnern findet, mehr denn je dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entrückt worden."

„Leider hat sich's in den letzten Zeiten zu öfterem gezeigt, daß Spaniens Gerechtigkeit zu kurze Arme hat," fiel Mercedes ein.

José warf einen scharfen Blick zu der Sprechenden herüber.

„Ich glaubte, Sie bekümmerten sich gar nicht um die Angelegenheiten unseres Reiches, Donna Mercedes. Uebrigens verstehe ich nicht, worauf Ihr herbes Urtheil zielt. Selbst in Bezug auf Gonzales würden Sie nicht Recht

behalten, denn seit Wochen sind ganze Regimenter auf den Beinen, den frechen Räuber und seine Spießgesellen zu fangen. Doch lassen wir das Gespräch fallen; Ihnen, Sennorita Pasquita, sagt der ‚Brigantenstoff' ja nicht zu, und ich fürchte —"

„Pardon, Don José," warf die Angeredete ein und ein muthwilliger Zug spielte um ihre rothen Lippen. „Das, was Sie uns vorhin über Diaz Gonzales erzählt haben, hat meine Neugier, den Burschen wenigstens in der Verklärung der Bühne kennen zu lernen, erweckt. In einer Stunde beginnt die Vorstellung; ist es Ihnen Recht, so bitten wir den Vater, das Theater besuchen zu dürfen."

José verneigte sich zustimmend. Lieber wäre es ihm freilich gewesen, er hätte ungestört einige Stunden mit dem schönen Mädchen allein verplaudern können.

2.

Der Herzog v. Ripperda hatte nach seiner Erhöhung den Palast des Kardinals Alberoni bezogen, den die Gunst und die Großmuth seines Königs ihm zur Verfügung gestellt hatte. Ripperda war von jeher ein Freund der Pracht und des äußeren Glanzes gewesen, und hatte demgemäß große Summen geopfert, das stattliche, wenn auch in etwas regellosem Styl aufgeführte Gebäude nach seinem Geschmacke renoviren zu lassen. Die prunkhafte, aber steife innere Einrichtung war einer Ausstattung in modernem französischen Genre gewichen. Statt der hohen viereckigen kastilianischen Sessel, die wie Beichtstühle aussahen, füllten weiche Polsterstühle die großen Räume, und statt der Heiligen-

bilder prangten die üppigen Gemälde der neuen französischen Künstlerschule an den Wänden des Palastes. Es war, als hätte Ripperda den gewaltigen Umschwung vom Strengen und Düsteren zum Lebensfrohen auch in seiner Umgebung fördern wollen.

Als Ripperda durch den glücklichen Verlauf seiner diplomatischen Mission in Wien an die Spitze der Staatsregierung geführt worden war, glaubte und hoffte er, daß die Epoche der Aussaat für ihn vorüber sein und die Zeit der Ernte beginnen werde. Der rastlose Mann sehnte sich nach dieser Ernte; auch er war älter geworden, und nicht spurlos waren die Jahre an ihm vorübergegangen. In einem wilden und abenteuerreichen Jugendleben hatte er das Wonnegefühl des Ausruhens, des inneren Friedens nie kennen gelernt; seine Ehe war kurz, lieblos und sonnenleer gewesen. Ripperda stand einsam auf seiner gefährlichen Höhe. —

Hell fluthete der Sonnenschein des Maitages durch die Bogenfenster in das Arbeitszimmer des Herzogs. Ripperda stand, mit dem Rücken gegen seinen Schreibtisch gelehnt, neben einer mit Papieren gefüllten Etagère und war in die Lektüre eines Briefes vertieft.

„Es hat lange gewährt, Geliebter," also las Ripperda nach den ersten einleitenden Zeilen des Briefes, „lange, ehe ich hinter das Geheimniß des Pavillons gekommen bin. Der gestrige Tag hat mir, Dank der freundschaftlichen Hilfe Pasquita's, endlich die Entdeckung gebracht. Der Pavillon im Garten des Professors steht durch einen Kellergang mit der Fonda de los Embajadores in Verbindung und ermöglicht dadurch das Betreten desselben, ohne daß

die Eingeweihten den Park zu durchschreiten brauchen. Eine winzige Oeffnung, die ich in die Holzjalousie vor einem der Fenster gemacht, gestattete mir, eine Abendsitzung jenes Geheimbundes, dem auch Garciloso angehört, beobachten zu können. Vernimm, was ich sah! Um einen großen ovalen Tisch, auf dem ein eigenthümliches Silbergeräth in Form eines Andreaskreuzes stand, waren dreizehn Männer versammelt. Fünf derselben kannte ich dem Aeußeren nach: zunächst den Professor, der das Amt eines Schriftführers zu verwalten scheint, ferner Don José Pacheco, sowie den Grafen Königsegg, dann d'Aubenton und endlich den Minister Grimaldo. Hinter diesen Herren auf einem besonderen Sessel saß eine alte Dame mit kupferfarbenem, dickem Gesicht, großen dunklen Augen und auffallend starken Brauen darüber . . ."

Der Brief flog aus des Herzogs Hand auf den Schreibtisch zurück. Ein verächtlicher Zug trat auf das Antlitz Ripperda's.

„Die Pescatori!" sagte er leise und bitter vor sich hin. „Dieses unheimliche Weib, der Schatten der Königin, der Fluch Alberoni's, ist mir wie ein prophetisches Zeichen! Sie haßt mich, weil ich der Einzige war, der ihr, der piemontesischen Bäuerin, die Stirne zu bieten wagte, sie fordert meinen Sturz, weil ich in ihr nie mehr als — die Amme der Königin*) sehen wollte! Beim Jupiter! —

*) Donna Laura Pescatori, die einflußreichste Favoritin der Königin Elisabeth Farnese, war deren Amme und Wartefrau gewesen.

und dieſes Weib führt jene dreizehn Narren am Gängelband, die unter dem Zeichen des Andreaskreuzes ein jammervolles Gaukelſpiel, mich zu verderben, in Scene ſetzen, unter demſelben Zeichen, unter dem auch ich, da dies Kreuz noch als eine hohe Auszeichnung galt, für Spaniens Ruhm geſtritten habe! Doch was rege ich mich auf über das tolle Treiben dieſer Intriganten! Sie werden mich nicht ſtürzen, und ſollte es ihnen dennoch gelingen —"

Ripperda brach ab; ein leiſer harmoniſcher Ton, wie das ferne Läuten einer ſilbernen Klingel, ſchlug an ſein Ohr. Helle Röthe flog über ſein Antlitz, und die Wolken auf ſeiner Stirne verſchwanden im Augenblick.

In die mannshohe Wandtäfelung war, geſchickt vom Stukkateur verdeckt, eine kleine Thüre eingelaſſen. Dieſe Thüre öffnete Ripperda durch einen leichten Druck ſeiner Hand und trat in den dahinter liegenden Raum, ein ſchmales, längliches Kabinet.

Zwei weiche Arme legten ſich um die Schultern des Herzogs, und eine ſchlanke Mädchengeſtalt ſank an ſeine Bruſt.

Ripperda vergaß in dieſer Umarmung Sorgen und Bitterkeit. Er hatte einen Menſchen auf der Welt, der ihn wahrhaft liebte — wie konnte er da verzweifeln!

„Ich habe Dich nicht erwartet, Mercedes," ſagte er und küßte des Mädchens Stirne. „Dein Brief, der mir die Enthüllung über das Treiben der Dreizehn brachte, traf ſoeben erſt ein, kaum daß ich Zeit fand, ihn zu Ende zu leſen."

„Ich wollte Dir perſönlich die näheren Erläuterungen

mittheilen, Geliebter," fiel Mercedes ein. „Garciloso konferirt mit Grimaldo — so hatte ich Zeit genug, um auf eine Viertelstunde das Haus zu verlassen. Ah, Juan, Du ahnst nicht, welche Mühe es mir gekostet hat, den Schleichwegen Deiner Gegner zu folgen! Hätte Pasquita mir nicht so getreulich zur Seite gestanden, Gott weiß, ob ich jemals hinter die Schliche der Tückischen gekommen wäre!"

Ripperda zog Mercedes auf die Ottomane und nahm neben ihr Platz, seinen Arm um ihren schlanken Hals schlingend.

„Ich bringe Dir mein Herz zum Danke," entgegnete er zärtlich. „Zweifle ich auch, daß die Entdeckung jener Camarilla mir von Nutzen sein wird, Deine Aufopferung und Deine treue Liebe hat mir wenigstens gezeigt, daß ich nicht ganz verlassen bin!" Er strich mit der Hand sanft über die erhitzte Stirne des jungen Mädchens. „Armes Kind," fuhr er fort, „ich kann mir denken, welch' unruhige Stunden Du Dir um meinetwillen bereitet hast! Wie oft mögen sich Falten auf Deiner klaren Stirne gezeigt, wie oft mag sich Dein helles Auge, mein Glück und meine Wonne, in gerechtem Zorne verschleiert haben. Doch das ist zu Ende, Liebling! Ich werde dem Könige Mittheilung von den Intriguen machen, die man wider mich spinnt, und noch, hoffe ich, fühlt das königliche Herz gerecht und ehrlich genug, mir Schutz zu gewähren. Wenn nicht" — Ripperda seufzte tief — „wenn nicht, so werde ich, wenn auch ungern, meinen Platz am Thron verlassen, um für immer den Platz zu suchen, von dem keines Menschen Bosheit mich verdrängen kann: den an Deinem Herzen!"

Mit glühendem Blick hing des Mädchens Auge an den Lippen des Sprechenden. Eine heiße Gluth lief bei den letzten Worten Ripperda's über ihre Wangen, dann wurde sie plötzlich blaß und lehnte erschauernd den dunkel umrahmten Kopf an die Schulter des Herzogs.

„O Juan," flüsterte sie, „verzeih' mir, daß ich so oft in schlaflosen Nächten an Deiner Liebe gezweifelt habe — verzeih' mir! Ich konnte es nicht fassen, daß Du — Du, der Du an eines mächtigen Reiches Spitze stehst, Dein Herz wirklich mir, dem unbekannten armen Mädchen, geschenkt haben könntest! Der qualvolle Gedanke, ich sei nur ein Spielzeug in Deiner Hand, wollte lange nicht von mir weichen, und es bedurfte meiner ganzen Kraft, fest auszuharren im Glauben an Dich! Nun aber ist dies Schwanken überwunden — für ewig!"

Der Herzog zog das bebende Mädchen fest an seine Brust. Er lächelte glücklich.

„Du zaghaftes Herz, glaub' mir, ich hätte Dich längst vor aller Welt zu meinem Weibe gemacht und in der Seligkeit dieser jungen Ehe die Trübsale zu vergessen gesucht, mit denen ich seit den Tagen meiner ersten Heirath zu kämpfen gehabt habe, hätte die böse Politik mir Zeit gegeben, auch einmal an meine eigenen Angelegenheiten zu denken. Aber beim Himmel, doppelt schnell will ich nachholen, was ich um dieses undankbaren Reiches willen versäumt habe! Ob mir die Würfel zum Glück oder zum Unglück fallen: ehe der Monat verflossen ist, soll Mercedes Yanez mein Eheweib sein, wenn — Mercedes will! Ja, wenn sie will! Hast Du Dir wohl überlegt, Kind,

daß ich ein alter Mann bin im Verhältniß zu Dir? Ich stehe hoch in den Vierzigern, und Du, Schatz, hast noch des Lebens ganzen Sommer vor Dir liegen! Du bietest mir tausendmal mehr, als ich Dir zu bieten im Stande bin."

„Mehr als Du — ich, ich Dir?" fiel Mercedes ein. „O Juan, spotte nicht meiner!"

Sie verbarg das heiße Antlitz an der Brust des Geliebten, und Ripperda fühlte, wie ihre Schläfen pochten. Es wurde still im Zimmer, und auch der Herzog wagte nicht, diese Stille zu unterbrechen. Es war ein Augenblick des Friedens für ihn, wie er ihn wonnevoller noch nie genossen. Buntschillernden Schmetterlingen hatte er in flatterhafter Jugendzeit nur zu oft nachgejagt, doch nun, da er zum Manne gereift, fühlte er zum ersten Male die echte Liebe in sich erkeimen. Auf einem Hofballe, dem auch Garciloso mit seinen beiden Damen beigewohnt, hatte Ripperda das junge Mädchen kennen gelernt und sich durch den Liebreiz und die keusche Anmuth ihres Wesens in hohem Maße angezogen gefühlt. Der Zufall, des Liebesgottes innigster Bundesgenosse, half die ersten lockeren Verbindungsfäden bald enger und fester spinnen. Das verwaiste Kind, das von zartestem Alter an ganz auf sich selbst angewiesen war, fühlte das Glück, einem Herzen anzugehören, doppelt freudig. Mercedes sah in Ripperda den vollendetsten der Menschen, er war ihr Idol.

Verwirrt hob das Mädchen das an der Brust des Herzogs ruhende Haupt.

„Die Zeit verrinnt, Juan," ſagte ſie leiſe, „ich muß an die Heimkehr denken. Hat Dir mein Brief Anhaltspunkte über das Wirken Deiner Feinde geben können?"

Ripperda nickte. „Aus der Beſchreibung der Perſönlichkeiten, wie Du ſie mir mittheilteſt, laſſen ſich unſchwer die Originale erkennen. Kein Einziger jener Dreizehn kann mir in Wahrheit ein Vergehen vorwerfen, nur Mißgunſt, gekränkte Eigenliebe und Parteifanatismus hat dieſe Würdigen zu meinen Gegnern gemacht. Was habe ich Garciloſo gethan? Durch meine Fürſprache erhielt er die Stellung, die er heute bekleidet, infolge meines Einfluſſes allein wurde auch Don Pacheco die rechte Hand des Miniſters Grimaldo. Auf Garciloſo wirkte die gefährliche Vertraulichkeit d'Aubenton's zu meinen Ungunſten ein, und der Knabe Joſé zürnt mir, weil ich mich offen gegen ſeine Ernennung zum Geſandten in Genua an Stelle des kranken Alarcon ausſprach. Ich werde dem König frei und rückhaltlos davon Mittheilung machen, und hoffe, der Monarch wird noch nicht vergeſſen haben, was ich für Spanien gethan! Horch, Mercedes, was iſt das? Singt mir der Pöbel wieder ſeine Liebeslieder?"

Ein dumpfes, unbeſtimmtes Getöſe, das wie das Meeresrauſchen am Felſenufer klang, drang zu den Lauſchenden herüber.

Mit erbleichender Wange ſprang Mercedes auf.

„Dies wahnſinnige Volk!" grollte ſie. „Es ſchmäht ſeinen Beſchützer, von bezahlten Agenten erregt und geſtachelt! Gott und die Heiligen ſeien mit Dir, Juan, ich muß eilen, ſoll ich nicht fürchten, entdeckt zu werden!"

Eine letzte Umarmung und ein letzter Kuß, dann verschwand Mercedes hinter der Tapetenthüre, und Ripperda trat in sein Kabinet zurück.

In der Mitte des Zimmers stand in unbeweglicher Haltung ein Mann in der geschmackvoll reichen Kleidung der Dienerschaft des Herzogs. Sein breites und intelligentes, glatt rasirtes Gesicht, in dem dunkle und lebhafte Augen leuchteten, war blaß, und seine Mienen trugen den Ausdruck ängstlichen Erwartens. Saint-Martin war der erste Kammerdiener Ripperda's, der Einzige, dem der Herzog sein unbedingtes Vertrauen schenkte.

„Nun, Martin, was gibt's?" fragte Ripperda. „Ist das Volk wieder närrisch geworden?"

„Ich fürchte es, Durchlaucht," entgegnete der Diener, „und ich fürchte Schlimmeres. Darf ich Sie bitten, an's Fenster zu treten: sehen Sie dort drüben die Sänfte mit dem Bourbonenwappen am Schlage? Die beiden Träger gehören zur Dienerschaft Seiner Majestät, und die Eskorte besteht aus den Leibhatschieren des Königs."

Ripperda verfärbte sich. „Eine Botschaft des Monarchen," murmelte er, aber unwillkürlich richtete sein Kopf sich höher auf und ein trotziger Zug trat auf sein Antlitz. „Sie soll mir willkommen sein! Martin, melde dem Huissier, daß ich den Gesandten des Königs im Marmorsaale empfangen will!"

Der Marmorsaal im Palaste Ripperda's war derselbe prunkhafte Raum, in welchem Alberoni vor fünf Jahren sein Entlassungsdekret aus den Händen des Marchese Tolosa entgegengenommen hatte.

Der Huissier meldete dem Herzog die Ankunft des Grafen Pliego. Hatschiere besetzten die Saalthüren, und der Staatssekretär Graf v. Pliego trat ein. Der elegante Cavalier war in großer Gala; auf seinem lichtblauen Seidenwamms prangte der Orden des goldenen Vließes.

Graf Pliego verbeugte sich ritterlich vor Ripperda.

„Auf Befehl Seiner Allergnädigsten und Allererhabensten Majestät, meines Königs und Herrn," begann der Graf, „bin ich beauftragt worden, Ihnen, mein Herzog, diese Urkunde mit dem Bemerken zu überreichen, daß des Königs Majestät Ihnen in Gnaden gewogen bleibt."

Pliego verneigte sich zum zweiten Male und legte die Papierrolle mit dem heraushängenden Siegel der Kabinetskanzlei, die er in der Rechten getragen, in die Hände des Herzogs.

Einen Moment zögerte Ripperda, dann öffnete er mit raschem Griffe das Dekret und überflog seinen Inhalt. Kein Muskel zuckte dabei in seinem Gesicht, seine Miene versteinte sich förmlich.

„Dem Könige meinen ehrerbietigen Gruß," antwortete er laut. „Ich habe Kenntniß genommen von seiner Ordre und werde ihr nachkommen. Die dreitausend Pistolen aber, die mir Seiner Majestät Gnade als Ruhesold ausgesetzt, schenke ich dem Staate, damit er ein Irrenhaus errichte für jene feilen Schranzen und Lästerzungen, die das Reich zu Grunde zu richten sich mühen und dem ehrlichen Streben neidvoll die Bahn versperren. Das, Graf Pliego, vermelden Sie Ihrem Herrn!"

Mit stolzem Kopfnicken verließ der Herzog den Saal,

und der Staatssekretär kehrte mit grimmig gefalteter Stirn zu seinen Hatschieren zurück, die ihn zur Sänfte geleiteten.

Ripperda war in sein Arbeitszimmer gestürzt. Bis jetzt hatten die Erregung und der empörte Stolz ihn aufrecht erhalten, nun aber brach er todmüde in seinem Sessel zusammen. Der Schlag, der ihn bis in's Innerste getroffen, war allzu plötzlich, allzu wuchtig auf ihn niedergefallen.

Noch umkrampfte des Herzogs zitternde Hand das verhängnißvolle königliche Dekret. Seinen Kopf hatte er auf die gekreuzten Arme gelegt, und ein leises Stöhnen, zuweilen ein bitteres Lachen drang zwischen den geschlossenen Lippen hervor. Er hörte nicht, daß sich leise die Thüre öffnete und Saint-Martin in das Gemach trat. Tiefen Schmerz im Antlitz, die starken Augenbrauen finster zusammengezogen und die Lider halb gesenkt, blieb der Getreue vor seinem Gebieter stehen.

„Durchlaucht," sagte er mit seiner tief klingenden und dennoch einschmeichelnd sanften Stimme, „Durchlaucht verzeihen, wenn ich zu dieser Stunde störe. Ein Fremder bittet, vorgelassen zu werden."

„Ein Fremder?" Ripperda fuhr auf. „Seit dieser Fetzen Papier mich über der Menschen Dank belehrt, ist alle Welt mir fremd! Laß mich allein, Martin."

Ein rascher Schritt erklang vor der Thüre, dann wurde diese geöffnet und ein hochgewachsener junger Mann, blondhäuptig und blondbärtig, im Lederwamms und in hohen Lederstiefeln, erschien in ihrem Rahmen.

„Da bin ich, Herzog v. Ripperda," sagte eine metal-

lene, wohllautende Stimme. „Sie haben mich gerufen, und auf unsere alte Freundschaft hin habe ich selbst die weite Reise vom Neckarstrande zum Manzanares nicht gescheut! Gott grüße Sie, Herzog!“

Ripperda sprang auf und stürzte mit ausgebreiteten Armen dem Ankömmling entgegen.

„Krackwitz! Hans Kaspar v. Krackwitz — einen Tag früher, und ich wäre gerettet gewesen!“ —

3.

Der Abend dämmerte herab. Vor dem Palais Ripperda's hatte das Volk sich langsam zerstreut, nachdem es Tags über seine Freude, den verhaßten Minister gestürzt zu wissen, in lärmender Weise kund gegeben hatte. Mit Windesschnelle hatte sich die Nachricht, der Herzog sei aller seiner Würden und Aemter enthoben und mit einer mäßigen Pension in den Ruhestand versetzt worden, durch die Stadt verbreitet. In Wahrheit hatte das Volk wenig Ursache, Ripperda zu grollen, denn unter Philipp's V. Regiment war noch kein Minister mit so ehrlichen Absichten an das Ruder der Regierung getreten, als gerade er; die Gegenpartei hatte es aber meisterhaft verstanden, die letzten verfehlten Geldoperationen des Herzogs in einer Weise auszubeuten, die den Unwillen des Pöbels gegen Ripperda naturgemäß aufstacheln und erhöhen mußte.

Während das Volk sich noch seinem Jubel überließ, saßen in einem traulichen Kabinet des herzoglichen Palais Ripperda und der Junker v. Krackwitz beisammen und plauderten. Nur eine barock geformte Lampe, die auf einem

Sockel aus geschnitztem Ebenholz stand, erhellte den kleinen Salon. Auf dem großen Mitteltische zeigten sich noch die Reste des Soupers, das der Herzog seinem jungen Freunde hatte vorsetzen lassen, und auf dem kleineren Ecktische vor dem Divan, auf dem die Beiden saßen, stand neben zwei gefüllten Kelchen ein Flacon mit dem dunkelrothen Traubensaft von Alicante.

Ripperda's Gesicht war ruhig und heiter. Er hatte die schmerzliche Aufregung, in die ihn die Botschaft des Grafen Pliego versetzt, überwunden und sich zu einem festen Entschlusse durchgerungen. Behaglich lehnte er sich in die Polster zurück und ließ sein Auge musternd über die deutsche Kerngestalt des Junkers schweifen, der seit den Tagen, da wir ihm zum letzten Male in Paris begegnet sind, zum Manne herangereift war.

„Ich freue mich über Sie, Krackwitz," sagte der Herzog und sein Blick ruhte wohlgefällig auf des Junkers Antlitz; „man merkt Ihnen an, daß es Ihnen nicht schlecht ergangen ist in der Zeit, da wir uns fern geblieben sind! Teufel, Sie sind ein echter Teutone geworden, die kleinen Spanier müssen sich verkriechen vor Ihrer Hünengestalt! Nun lassen Sie mich noch einmal Ihr Glas füllen, und dann erzählen Sie, bevor ich selbst meine Beichte ablege, von Ihren Erlebnissen seit jener Mondnacht zu Köln, in der ich das Vergnügen hatte, Sie und Don Pacheco kennen zu lernen!"

Krackwitz leerte seinen Kelch und stellte ihn auf den Tisch zurück.

„Zwischen jener Mondnacht und dem heutigen Tage

liegt eine lange Kette von Begebenheiten," entgegnete er, „und jede einzelne derselben hat tief, recht tief in mein Leben eingegriffen. Ich habe erfahren gelernt, daß der Reiz des Daseins nicht im Wechselverkehr mit Anderen, nicht in der gesellschaftlichen Zerstreuung, sondern im Glück der Einsamkeit liegt. Ein berühmter Feldherr, der mit fünfundachtzig Jahren als Philosoph starb, ließ auf seinen Grabstein die Inschrift setzen: ‚Hier ruht Einer, der nur fünf Jahre gelebt hat!' Bis zu seinem achtzigsten Wiegenfest hatte der Mann die Jagd nach Ruhm und Ehre nicht aufgegeben — d a erst zog er sich in die Einsamkeit zurück und lebte noch fünf Jahre des echten Glückes. Bei meiner Jugend mag's seltsam klingen, daß ich der pessimistischen Weltanschauung dieses alten Osmanen so viel Geschmack abgewinne, aber ich habe während meines Pariser Aufenthaltes so Schweres ertragen müssen, daß ich fürderhin gern darauf verzichten würde, meine Scholle am Neckar zu verlassen und in die Welt zurückzukehren."

„Da hätte ich vielleicht besser gethan, Sie nicht in Ihrem Idyll zu stören," warf Ripperda ein. „Doch für einen Dreißigjährigen, denn älter sind Sie wohl kaum, passen derlei trübe Gedanken schlecht! Lassen Sie dem alten braven Krieger, den Sie mir vorhin als Exempel anführten, seine Lebensphilosophie — S i e sind zu jung, schon Pessimist sein zu dürfen! Ich wette, Sie trauern um eine Liebe, die Ihnen in der Weltstadt Paris verloren ging. Aber wäre das selbst der Fall: bieten für eine verwelkte Blüthe sich nicht tausend frisch blühende Blumen dar?"

Krackwitz stieß einen leisen Seufzer aus.

„Jene Täuschung ist vergessen — und wenn nicht vergessen, so doch wenigstens verschmerzt. Doch Sie haben mich aufgefordert, zu erzählen, nun will ich es auch thun; die Eigenthümlichkeit der Situation, in der ich Sie begrüßen durfte, und die mir wie eine neue Illustration zu dem erscheint, was ich vorher über das Leben in der großen Welt bemerkte, hat mir Stimmung gegeben, ohne Bitterkeit auch der trüben Episoden meiner Vergangenheit zu gedenken."

Der Junker nippte noch einmal an seinem Glase und begann dann zu erzählen, wie er auf Veranlassung der Frau v. Beaubuisson in den Hofdienst der Prinzessin von Orleans getreten und wie allmählig die Wogen des Pariser Lebens ihn mit sich fortgerissen hätten; wie er durch einen seltsamen Zufall hinter die Verschwörung Cellamare's und des Herzogs von Maine gekommen, wie die Intriguen des Barons Neuhoff ihn um seine Liebe gebracht, und wie er endlich, kaum dem Gefängniß entronnen, zum zweiten Male den Häschern Dubois' in die Hände gefallen und in die Bastille gebracht worden war.

„Das war eine furchtbare Stunde für mich," fuhr Krackwitz fort, und in der Erinnerung an diese schreckliche Zeit stieg ihm das Roth der Erregung von Neuem in die Wangen. „Ich kam vom Todtenlager Amélie's, als der Schurke Valarède, Dubois' Leibspion, mich im Straßengewühle fing! Ich wußte nicht, weshalb man mich abermals verhaftete, und im grimmigen Zorne verlangte ich, ungesäumt vor die Richter geführt zu werden. Man lachte

mich aus und ſperrte mich ohne Verhör in die Zelle, zu meinem Glücke gemeinſam mit Niko, meinem treuen Diener, der geduldiger und philoſophiſcher als ich ſein ſchweres Geſchick zu tragen wußte. Es war die Zeit, in der Dubois unter den Verſchwörern vom Schloſſe Sceaux aufräumte, die Baſtille war daher überfüllt mit hohen Gefangenen, ſo daß uns niederem Geſindel ein erbärmliches Hundeloch, ein Kerker, in den man ſonſt nur gemeine Verbrecher unterzubringen pflegte, angewieſen werden mußte. In dieſem Loche hausten wir Beide lange bange Monate hindurch, und tagtäglich flehte ich den Kerkermeiſter an, den Gerichten Mittheilung davon zu geben, daß wir unſchuldig litten und um ein regelrechtes Verhör bäten. Wir flehten umſonſt! Da endlich trieb uns die Verzweiflung zu einem waghalſigen Schritt: wir verſuchten zu fliehen! Unſer Plan war ſchlau und nicht ungeſchickt entworfen, aber ſchlauer und liſtiger als wir war unſer Kerkermeiſter. Der Fluchtverſuch wurde entdeckt, man wies uns ein neues Gefängniß an, noch ſchauriger und noch elender als das vorige, und ſchloß uns in Ketten. Mein Muth war gebrochen, eine wilde Verzweiflung erfaßte mich und dann eine öde, dumpfe Lethargie. Ich war dem Wahnſinn nahe, und ohne die Geſellſchaft Niko's, der meine geſunkenen Hoffnungen immer wieder neu zu beleben verſtand, wäre ich auch ſicher wahnſinnig geworden! In endloſer Langſamkeit verfloß die Zeit, ich hatte alle Berechnung verloren, ich wußte nicht mehr, ob wir ſeit Monaten oder ſeit Jahren im Kerker ſchmachteten. Noch hielt mein ſtarker Körper den Entbehrungen, denen wir ausgeſetzt

waren, Stand, und so erlöste auch der Tod, den ich mir herbeiwünschte, mich nicht. Endlich kam Rettung! Unser Wärter brachte uns eines Tages neue Kleidung und theilte uns mit, daß wir verhört werden sollten. Man führte uns vor ein Richtercollegium, inquirirte uns kurz und — sprach uns frei! Die Plötzlichkeit dieses Umschwunges zog mir ein heftiges Fieber zu, von dem ich nur langsam wieder genas. Als ich endlich gänzlich gesundet, war mein erster Schritt, Klage zu führen über meine unrechtmäßige Gefängnißhaft. Ich begab mich direkt zu meiner ehemaligen Herrin, der Herzogin Elisabeth Charlotte, die von meiner Einkerkerung keine Ahnung gehabt und geglaubt hatte, ich sei als Mitverschwörer des Herzogs von Maine nach Deutschland geflohen. Die Herzogin nahm sich meiner Sache mit vollem Interesse an. Ihre Nachforschungen ergaben, daß Dubois, fürchtend, ich könne die Verschwörer noch in der zwölften Stunde vor dem Zusammenbruch ihres Unternehmens warnen, befohlen hatte, mich festzusetzen; da ich nun infolge meines unseligen Fluchtversuches in einem anderen Theil der Bastille untergebracht worden war als in dem, welcher die Verschwörer beherbergte, so geschah das Unglaubliche, daß man mich — vergaß! Das, Herzog, ist die Gerechtigkeit, das sind die glorreichen Justizverhältnisse im gepriesenen Kulturlande Frankreich! Man hatte mich und Niko vergessen, man hatte uns aus Vergeßlichkeit fast achtzehn Monate lang in einem jammervollen Kerker schmachten lassen, in dem wir vielleicht unser ganzes Leben lang hätten sitzen können, wäre man nicht von anderer Seite an uns erinnert worden! Der Bankier

Fullert in Köln, der mein Vermögen verwaltet, war der Einzige, dem mein plötzliches Verschwinden aus der Welt nothgedrungen auffällig werden mußte. Er fragte zunächst beim Hofmarschallamt der Herzogin Elisabeth Charlotte nach meinem Aufenthalt, und wendete sich dann, da man ihm dort mittheilte, ich gehöre schon seit länger als Jahresfrist nicht mehr zum Hofe, an die Polizeipräfektur von Paris. Die nöthigen Recherchen ergaben schließlich, daß ich am 19. Dezember 1719 Mittags ein Uhr aus der Bastille entlassen und am selben Tage, Nachmittags sechs Uhr, wieder in dieselbe abgeliefert worden war: ich ward entdeckt! In meiner wilden Wuth strengte ich ohne Weiteres und gegen den wohlmeinenden Rath der Herzogin, die mich ob meines seltsamen Unglücks aufrichtig bedauern mochte, beim großen Gerichtshof eine Klage gegen den Minister Dubois, gegen den Kapitän Valarède und den Marquis de Launay, Gouverneur der Bastille, an, und erbat mir gleichzeitig eine Privataudienz beim Prinz-Regenten, um ihm die unglaubliche Behandlung, die mir zu Theil geworden, zu schildern und Bestrafung der Schuldigen zu fordern. Die nächste Folge dieses Vorgehens war eine Berufung vor Dubois. Der Schurke empfing mich mit vollendeter Liebenswürdigkeit, drückte mir sein Bedauern über die ‚fatale Konfusion' in artigen Worten aus, versprach mir, de Launay, der an Allem schuld sei, zur Rechenschaft zu ziehen, und bot mir schließlich eine größere Summe ‚als Entschädigung', wenn ich die unangenehme Affaire vergessen wollte. Selbstverständlich schlug ich dies Anerbieten aus, aber zu meinem Unheil, denn am

Morgen des folgenden Tages wurde ich wie Niko von handfesten Burschen aus den Betten geholt, in einen Wagen gepackt und ohne größeren Aufenthalt an die Grenze transportirt, wo mir eröffnet wurde, daß ich auf höchsten Befehl vor Ablauf von fünf Jahren Frankreich nicht wieder betreten dürfe. Das war das Ende meiner Fahrt nach Paris! Grollenden Herzens zog ich mich nach Bieneck zurück und vergrub mich, wie weiland mein Ohm, der Raugraf Sedkerka, in die Einsamkeit. In der Frische des Landlebens, hinter dem Pfluge, auf der Pirsche und der Reiherbeize und im Bibliothekſaale der Burg vergaß ich die Leiden der letzten Jahre und fand mein inneres Gleichgewicht wieder. Das Geheimniß des Ohms betrachtete ich für mich als verloren, seit der Schurkenstreich Neuhoff's mich des Ringes des Verstorbenen beraubt hatte; absichtlich vermied ich alle weiteren Nachforschungen. Von Amélie's todtenbleichen Lippen hatte ich ja vernommen, daß die ‚irdische Glückseligkeit', die der Ohm mir mit seinem Geheimniß verhieß, auf der Entdeckung irgend eines märchenhaften Schatzes beruhen sollte, und im Babel Paris hatte ich die Ohnmacht des Reichthums zur Genüge kennen gelernt. Da kam Ihr Brief, mein Herzog —"

„Und riß Sie grausam aus Ihrer stillen Beschaulichkeit in das Treiben der großen Welt zurück," fiel Ripperda mit feinem Zucken der Mundwinkel ein. „Ich habe mit größtem Interesse Ihren Schilderungen gelauscht, lieber Junker, aber ich finde, daß Sie sich die Heimtücke des Herrn Dubois allzu sehr haben zu Herzen gehen lassen. Die Pariser Jahre waren eine Lehrzeit für Sie. Vergessen

Sie das Häßliche und behalten Sie nur das Schöne im Gedächtniß! Sie ſind jung, und die ganze Welt ſteht Ihnen offen, wär's da nicht thöricht, wollten Sie Ihre kräftigen Hände unthätig in den Schoß legen! Nichts da, Junker, unſere Zeit verlangt Männer, und Sie dürfen ſich den Anforderungen, die das Jahrhundert an Sie ſtellt, nicht entziehen. Wir ſprechen ſpäter noch darüber. Für's Erſte laſſen Sie nun auch mich erzählen, was ich auf dem Herzen trage! Ich will, vorausſetzend, daß Sie die großen Züge, die mein Lebenslauf in den letzten Jahren genommen, aus den Zeitungen her bereits kennen, ohne Weiteres mit intimeren Dingen beginnen, nämlich mit der Begründung jener Intereſſen, die auch mich an das Geheimniß Ihres verſtorbenen Ohms feſſeln. Als ich — anno 1713, wenn ich nicht irre — zum erſten Male nach Spanien kam, führte meine Reiſeroute mich von Cadiz aus auch nach der kleinen Feſtung Puerto de Santa Maria. Hier machte der Zufall mich mit einem alten Mauren, den ich vor den Mißhandlungen des Pöbels ſchützen konnte, bekannt, und dieſer Alte weihte mich aus Dankbarkeit kurz vor ſeinem Tode in ein ſchier legendenhaft klingendes Unternehmen ein, das vor nicht allzu langer Friſt geplant worden war und ſich dann durch Umſtände eigenartiger Natur zerſchlagen hatte. Der ehemalige Gouverneur von Puerto, ein Marques Villagios, ſtammte aus mauriſchem Blute. Seine Vorfahren waren bei Vertreibung der Moriſken durch König Ferdinand's heilige Hermandad verſchont geblieben, hatten einen ſpaniſchen Namen angenommen, waren ſelbſt zum Chriſtenthum übergetreten und nach und nach

in höhere ſtaatliche Ehrenſtellen eingerückt, ohne daß das Geheimniß ihrer Abkunft bekannt geworden wäre. Von dieſem Marques Villagios, der zweifellos ein kühner und thatkräftiger Mann geweſen ſein muß, ging nun der Entwurf eines Projektes aus, das ſelbſt unter den obwaltenden Zeitverhältniſſen zu dem Ungeheuerlichſten gehörte, was vielleicht je auf politiſchem Gebiete erſonnen worden iſt. Unter Benutzung der Thronſtreitigkeiten, die nach dem Tode Karl's II. ausgebrochen, und der allgemeinen Aufregung, die der Krönung Philipp's voranging, plante man nämlich nichts Geringeres, als die Gründung eines neuen Maurenreiches im Süden von Spanien! Die Provinzen Sevilla, Cordova, Granada und Murcia waren in erſter Linie als Schauplatz für die Wiederaufrichtung der alten Maurenherrlichkeit auserſehen, und ein Nachkomme des unglücklichen Maurenkönigs Boabdil, ein alter, derzeitig in Tetuan lebender Moriſko, mit Namen Meno Almahadi, ſollte die Krone des neuen Reiches tragen. Daß gerade auf ihn die Wahl des Villagios gefallen, hatte noch einen anderen guten Grund. Meno Almahadi erfreute ſich nämlich des Beſitzes eines Vermögens, das nach Millionen zählte, und dieſes Vermögen brauchte man ſehr nöthig zur Durchführung der geplanten Idee. Ich weiß nicht, ob Villagios in Wirklichkeit an die Möglichkeit glaubte, daß ſein Projekt jemals vom Erfolge gekrönt werden könne, oder ob minder ehrliche Motive als ein unpraktiſcher Idealismus ſeine treibenden Beweggründe geweſen ſind, wunderlich genug mußte es jedenfalls berühren, daß ſeine beiden intimſten Bundesgenoſſen keine Stammesangehörigen, ſondern Aus-

länder waren. Die Namen dieſer Beiden konnte oder wollte mein Gewährsmann mir nicht nennen, ich erfuhr nur, daß der Eine ein Britte, der Andere ein Deutſcher, und zwar ein pfälziſcher Edelmann geweſen ſei. Die einleitenden Schritte, das Unternehmen in Gang zu bringen, glückten; unter der Bedeckung engliſcher Flibuſtier wurde der greiſe Almahadi mitſammt ſeinen Millionen auf Umwegen nach Puerto gebracht. Dies war aber auch der einzige Erfolg, denn kaum ſcheint das Gold des alten Maurenfürſten ſpaniſchen Boden berührt zu haben, als auch ſchon die Zwiſtigkeiten zwiſchen den Begründern des originellen neuen Weltreiches ausbrachen. Es trat nun eine ſehr böſe Kataſtrophe ein, über deren nähere Details mein ſonſt ziemlich mittheilſamer Gewährsmann hinwegging. Wie es mir ſcheinen will, hat der Britte an ſeinen Genoſſen den Verräther geſpielt, denn eine engliſche Flottille, die bis dahin vor Cadiz gekreuzt hatte, erſchien plötzlich im Hafen von Rota, bemächtigte ſich dieſes Ortes ohne Widerſtand, ſchiffte eine Anzahl von Truppen aus und begann Puerto auszuplündern. Die ganze Stadt wurde in Aſche gelegt, der Gouvernementspalaſt flog infolge einer Pulverexploſion in die Luft, und unter ſeinen Trümmern ſoll auch Villagios den Tod gefunden haben. Aber von den märchenhaften Schätzen Meno Almahadi's fanden die engliſchen Truppen nichts. Beim Sturm auf das Fort Matagorda wurden die Engländer übrigens zurückgeſchlagen. Von den beiden Freunden des Villagios hörte man nichts mehr — ſie blieben verſchwunden wie der Schatz Almahadi's und wie dieſer würdige Maurenkönig ſelbſt! Alles dies geſchah

im Jahre 1702 oder 1703, und im Jahre 1713, also gerade ein Decennium später, erzählte mir mein alter Morisko davon. Die Erzählung des Greises trug so sehr den Stempel der Wahrhaftigkeit und machte einen so starken Eindruck auf mich, daß ich beschloß, dem verschollenen Schatze Almahadi's nachzuspüren. Zunächst lag mir daran, jenen pfälzischen Edelmann ausfindig zu machen, der mir als Intimus des Villagios genannt worden war, und ich beauftragte infolge dessen den Professor Garciloso, damals noch mein Freund, der, wie Sie wissen, als Agent Spaniens in Köln lebte, mit den nöthigen Recherchen. Garciloso hatte kein Glück, ich aber erfuhr durch die Bekanntschaft mit einem Dragonerobrist des Prinzen Eugen, Zanarelli, den ein widriges Schicksal zur Zeit der Plünderung Puerto's dorthin verschlagen hatte, wenigstens den Namen jenes Vertrauten des Villagios. Daß der Freiherr v. Selbitz identisch mit Ihrem Ohm, dem Grafen Sedkerka, lehrte mich mein Verkehr mit Ihnen, mein lieber Junker, und so war ich denn rasch genug hinter den ersten Theil des merkwürdigen Geheimnisses gekommen. Zur Ergründung des Weiteren war, da ich für meine Person mich Ihnen unmöglich an die Fersen heften konnte, das Engagement verschiedener Agenten nöthig. Mit dem Versprechen, die spanische Politik, soweit mir möglich, in einem dem Hause Orleans günstigen Sinne beeinflussen zu wollen, gewann ich Frau v. Beaubuisson, durch klingende Mittel den längst für mich thätigen Baron Neuhoff, und durch einen geharnischten Appell an seinen Patriotismus Don

José Pacheco für mich. Das waren die Drei, die jeden Ihrer Schritte in Paris sorgfältig bewachten."

Der Herzog brach nach diesem letzten Worte kurz ab und wandte sein Gesicht dem Junker zu.

„Als Intermezzo gestatten Sie mir nun die Frage, lieber Krackwitz," fuhr er lächelnd fort, indem er mit der frauenhaft weißen und zarten Hand sich flüchtig über die Augen strich, „wie Sie eigentlich über mich und mein Vorgehen in dieser ganzen geheimnißvollen Angelegenheit denken? Sie können sich offen aussprechen, so wie es Ihnen das Herz eingibt, ich bin eine gestürzte Größe und kann Ihnen kaum nützlich sein, um wie viel weniger schaden!"

Ernsten Auges schaute Krackwitz auf.

„Ich denke," antwortete er ohne zu zögern, „daß der Herzog v. Ripperda, da er noch schlichter Freiherr war, es trefflich verstanden hat, auch gegen das eigene Gewissen die Ziele zu verfolgen, die er zu erreichen strebte."

„Doch nicht in selbstsüchtigem Interesse zu erreichen strebte," versetzte Ripperda mit gehobener Stimme. „Ein Diplomat kommt selten in die Lage, unter den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln stets das sittlichste auswählen zu dürfen, und ich bin mir sehr wohl bewußt, daß auch mein Vorgehen gegen Sie vor der Moral nicht Stand halten würde. Dennoch versichere ich Sie, Junker, daß nicht schnöder Eigennutz, sondern ein ideales Streben mich bewogen hat, dem Schatze Almahadi's nachzuspüren. Ich bin reich genug, meine Wünsche vollauf zu befriedigen, für mich selbst konnte das Gold des Mauren also keinen

ſonderlichen Reiz mehr haben. Doch ſchon damals trug ich mich mit dem Gedanken, durch eine gemeinſame Politik der übrigen europäiſchen Großmächte Frankreich zu iſoliren und damit ſeinem Einfluſſe einen Damm entgegenzuſetzen. Zur Durchführung dieſer Idee aber gehörten große Mittel; Sie werden das begreifen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich in Wien, um dort meine Sendung erfolgreich beendigen zu können, allein zwei Millionen Gulden vertheilen mußte. Dieſe Mittel ſollte der Schatz Almahadi's mir gewähren. Statt eines Utopiens ſollte er ein großes europäiſches Friedensreich errichten helfen! Selbſtverſtändlich hätte ich Sie in meine Pläne hineingezogen; da ich Sie zur Zeit jedoch erſt wenig kannte, ſo wollte ich, um meiner Sache ſicher zu ſein, mich zunächſt genau über die Einzelheiten jener myſteriöſen Affaire orientiren, ehe ich mit Ihnen in direkte Verbindung trat. In der Wahl meiner Agenten war ich nicht glücklich geweſen. Frau v. Beaubuiſſon politiſirte auf eigene Hand, Don Pacheco war zu ſchwerfällig für die feinere Spionage, und Baron Neuhoff betrog mich. Apropos Neuhoff! Ich begreife vollkommen, lieber Krackwitz, daß Sie dieſen Mann aus vollem Herzen haſſen. Glauben Sie mir, auch ich verachte den Charakter in ihm, ſo wie dieſer Menſch ſich bisher der Welt gegenüber gezeigt hat, aber ich bewundere die glänzenden Gaben, mit welchen Neuhoff ausgeſtattet iſt. Ich habe ſeine Talente bereits zu ſchätzen gewußt, als ich erſt kurze Zeit mit ihm bekannt geweſen, und ich hege die feſte Ueberzeugung, daß einmal eine Zeit kommen wird, in der Neuhoff der Welt zu zeigen im Stande iſt, was ſie an

ihm — verloren hat. Ich habe verſucht, Neuhoff an mich zu feſſeln, um auf ihn einwirken und ſeine großen Fähigkeiten zum Beſten der Menſchheit ausnützen zu können, denn ich muß geſtehen, daß ich mich immer noch mit der Hoffnung trage, das Gute in ihm zum Durchbruch zu bringen. Niemand konnte ergrimmter auf Neuhoff ſein, als ich es war, nachdem ich erfahren hatte, daß er mein Vertrauen auf eine ſo ſchnöde Weiſe gemißbraucht, und doch war mir's unmöglich, ihm zu zürnen, als er eines Tages unerwartet vor mich hintrat. Ich führte damals ein ziemlich zurückgezogenes Leben auf meinem Landgute bei Segovia und hatte Muße genug, mir von den Abenteuern erzählen zu laſſen, die er durchgemacht, ſeit ihm das Pflaſter von Paris zu heiß geworden war. Mit ruhiger Kaltblütigkeit, als handle es ſich um irgend eine gleichgiltige Lappalie, theilte er mir mit, daß es in ſeiner Abſicht gelegen habe, das Gold Almahadi's ſelbſt zu erheben. Ich wußte noch nichts von dem eigenthümlichen Erkennungszeichen, das Ihr verſtorbener Ohm Ihnen in Bezug auf jenen Schatz hinterlaſſen, und lauſchte mit ſteigendem Erſtaunen den Schilderungen, die mir Neuhoff entwarf. Ich erfuhr, auf welche Weiſe er Ihnen den Ring Sedkerka's aus den Händen gelockt, um ſich dem Klausner der Sankt Anna-Kapelle gegenüber, in dem ſich unſchwer der britiſche Freund des Marques Villagios wiedererkennen ließ, als Erbe des alten Selbitz zu geriren. Vom Todtenlager des Lord Carweß raffte Neuhoff des Anachoreten vielverſprechende Hinterlaſſenſchaft auf und floh damit über die belgiſche Grenze; aber die mit Blut geſchriebenen Manu-

ſcripte des alten Klausners enthielten nicht das, was Neuhoff wiſſen wollte. Kein Wort war über den Ort geſagt, an dem man den Schatz des alten Maurenfürſten verſteckt hatte, und ſomit waren alle Bemühungen Neuhoff's eitel geweſen! Das grimmige Bewußtſein im Herzen, um nichts Jahre lang ſpionirt und intriguirt zu haben, und die Unmöglichkeit einſehend, jemals wieder nach Paris zurückkehren zu können, irrte Neuhoff durch halb Europa, knüpfte hundert neue Verbindungen an, fand in Schweden, Holland, England und Oeſterreich vorübergehend Stellung, hielt aber nirgend lange aus und ſuchte ſchließlich mich auf, um am Hofe von Madrid eine ihm zuſagende Poſition zu finden. Mir lag daran, dieſen unruhigen Geiſt zu feſſeln; ich verſchaffte ihm ein Obriſtenpatent, das ihm gleichzeitig einen anſtändigen Sold ſicherte, und vermittelte ſeine Heirath mit der Lady Kate Sarsfield, einer Tochter des Lords Kilmarnok und Nichte des Herzogs von Ormond. Lady Kate nahm dazumal eine höchſt einflußreiche Stellung im Hofſtaate der Königin ein, leider ſah ich mich aber getäuſcht in meiner Erwartung, Neuhoff werde, auf den Konnexionen ſeiner Gattin fußend, ſchnell Carrière machen. Der Leichtſinnige ſetzte ſein flatterhaftes Leben in altgewohnter Weiſe fort. Abgeſehen davon, daß er ſich von Neuem in Schulden unangenehmſter Art ſtürzte, verfeindete er ſich auch ſo ſtark mit ſeiner Gemahlin, daß dieſe auf ſchleunige Scheidung drang. Neuhoff benutzte die Gelegenheit, da Lady Kate den Hof nach Ildefonſo begleitete, an Geldern und Koſtbarkeiten zuſammenzuraffen, ſo viel ihm möglich, und abermals zu fliehen — wohin, weiß der Himmel!

Vor Antritt dieſer Flucht aber ſprach der Baron noch einmal bei mir vor. Er bot mir die Dornenkronen-Ringe Meno Almahadi's, des Maurenfürſten, die im Beſitze des Grafen Sedkerka und des Lord Carweß geweſen waren, zum Kaufe an! Ich zahlte dreißigtauſend Piſtolen dafür ..."

„Sind die Ringe in Ihrem Beſitz?" ſtieß Krackwitz hervor.

„Sie ſind es," entgegnete Ripperda mit ſcheinbarer Ruhe, „und deshalb ſchrieb ich Ihnen! Eine Ahnung ſagte mir, daß Ihnen der Zuſammenhang zwiſchen dieſen Ringen und dem verborgenen Schatze bekannt ſein müſſe. Eine verfehlte Finanzſpekulation hatte mein Anſehen beim Könige untergraben, mich dem Volke verhaßt gemacht, meinen Gegnern Stoff zu wüthenden Angriffen gegeben. Schaffte ich auf irgend eine Weiſe der Regierung neue Mittel, ſo war auch meine Stellung von Neuem gefeſtigt und meine Feinde mußten ohnmächtig unterliegen. Ich hatte vor, Ihnen, Junker, die Sachlage zu erläutern und mit Ihrer Bewilligung einen Theil des Almahadi'ſchen Nachlaſſes zu Staatszwecken zu verwerthen; als Aequivalent wollte ich Ihnen die Ausſicht auf eine glänzende Carrière im Dienſte der ſpaniſchen Regierung bieten. Ich hatte mich aber zu ſpät an Sie gewandt, denn als Sie meine Schwelle überſchritten, war bereits mein Schickſal beſiegelt! Nein, nicht beſiegelt! Noch hat mir der König nicht ſeine Gnade entzogen, und lebt noch ein Funke von Edelmuth in ſeinem Herzen, ſo muß er mir Audienz gewähren und meine Vertheidigung hören, meine neuen Vorſchläge entgegennehmen! — Schauen Sie mich an, Krackwitz, und nun antworten Sie mir: wollen Sie mein Freund ſein?

Wollen Sie mir helfen, gegen die Phalanx anzukämpfen, die Neid, Bosheit, Unverstand und Eitelkeit meinem ehrlichen Streben entgegenstellt?"

Krackwitz ergriff die dargereichte Hand und drückte sie warm. Er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was ihn an diesem Manne so überaus sympathisch berührte; er hatte im Gegentheil sofort herausgefühlt, daß sein eigenes Denken sich in ganz anderen Kreisen bewegte, und daß es ihm schwer werden würde, sich auf dem eigenthümlichen moralischen Standpunkte zurecht zu finden, von dem aus Ripperda die Welt beurtheilte. Aber in dem Wesen des Herzogs lag etwas, das den Junker förmlich gefangen nahm und mit fast magnetischer Gewalt anzog.

„Steht es in meiner Macht, Ihnen helfen zu können, mein Herzog," erwiederte er, „so soll es geschehen. Ihr Ahnungsvermögen hat Sie nicht betrogen. Trotz der gegen mich gerichteten Intriguen Neuhoff's bin ich der Auffindung des Schatzes näher gekommen als er. Allein selbst wenn ich nun, da auch die beiden Ringe sich wieder in unserem Besitze befinden, ohne Zögern das Geheimniß weiter verfolgen wollte, können doch immer noch Monde vergehen, ehe wir endlich das Ziel erreicht haben."

Ripperda stützte die Stirne in die Hand.

„Ich werde mir schon morgen eine Audienz beim Könige erwirken," entgegnete er nachdenklich; „er soll mir drei Monate Frist zum Entwurf neuer finanzieller Projekte geben. Grimaldo mag inzwischen provisorisch meine Geschäfte verwalten. Stoßen wir an, Junker v. Krackwitz, wir wollen der Fortuna eine Libation darbringen!"

Hell klangen die Gläſer aneinander, dann neigte Ripperda das ſeine lächelnd der Fortuna-Statuette entgegen, die ihm gegenüber auf einem Marmorpoſtamente ſtand, leerte es bis auf den letzten Tropfen und ſtellte es auf den Tiſch zurück.

Zuckte ſeine Hand? Das Glas fiel um, rollte zu Boden und zerbrach klirrend.

4.

Don José Pacheco fächelte mit ſeinem Dreiſpitz über die erhitzte Stirn und blickte mit Befriedigung der langen Geſtalt des Profeſſors Garciloſo nach, der aufgeregt im Zimmer auf und nieder ſchritt.

„Wenn es wahr iſt," ſagte der Letztere haſtig und in der ihm eigenen ziſchenden Ausſprache, die unbeſchreiblich boshaft klang, „wenn es wahr iſt, daß der Herzog ſich wider alles Herkommen unter den Schutz der Geſandten Hollands und Englands geflüchtet hat, ſo iſt er unrettbar verloren. Unrettbar verloren, wiederhole ich Ihnen, mein ſehr werther Don, denn dieſe plötzliche Intimität mit Stanhope und Van der Meer beſtätigt doch zur Evidenz, was Königsegg längſt gefürchtet hat, daß Ripperda nach ſeiner Rückkehr von Wien ſich den Seemächten in anti-öſterreichiſchem Sinne zu nähern verſucht hat!"

„Jedenfalls legt das Benehmen des Herzogs dieſe Vermuthung nahe," bemerkte José leichthin, „und man wird gut thun, dies der Königin zu berichten. Ripperda iſt ein viel zu energiſcher Charakter, als daß er jetzt ſchon ſein

Spiel verloren gäbe, und deshalb erachte ich es für durchaus angebracht, kein Mittel unversucht zu lassen, ihn gänzlich vom Hofe zu entfernen. Wissens Sie übrigens, mein lieber Professor, daß er, nachdem ihm die erbetene Audienz beim Könige verweigert worden, einen Brief an Seine Majestät geschrieben hat, in dem er sich als ein Opfer seiner Feinde darstellt und die dreizehn Häupter des Andreasbundes mit Namen anführt?"

„Mit Namen?" wiederholte Garciloso verwundert. „Ja, aber, ich bitte Sie, bester Don, wie ist das möglich? Haben wir nicht Alles vermieden, was auffallen könnte? Ich bezweifle nicht, daß Ripperda schon seit Monaten Mißtrauen gegen uns hegte, daß er aber dem Könige unsere Namen genannt, ist ein Zeichen seines genauen Vertrautseins mit unseren Sitzungen."

„Die Erklärung für diese eigenthümliche Kenntniß Ripperda's ist nicht sonderlich schwierig. Wir — oder vielmehr Sie, Herr Professor — hätten eben noch vorsichtiger zu Werke gehen müssen. Sie glaubten im eigenen Hause am sichersten zu sein, und gerade Ihr Haus war der gefährlichste Ort, wo es sich um Zusammenkünfte handelte, die gegen die Person des Herzogs von Ripperda gerichtet waren."

Garciloso machte große Augen.

„Was soll das heißen, Don José?" fragte er gereizt. „Wollen Sie die Güte haben, sich etwas klarer auszudrücken?"

„Aber, Professor, sind Sie denn mit Blindheit geschlagen? Merken Sie auch heute noch nicht, daß ein Spion sich bei Ihnen eingenistet hat?"

Digitized by Google

Die Röthe des Aergers ſtieg Garciloſo in die hageren Wangen.

„Ein Spion? Don José, ich muß ſehr bitten, daß Sie der Ehre meines Hauſes nicht zu nahe treten! Gegen wen hegen Sie Mißtrauen? Reden Sie frei heraus, aber ergehen Sie ſich nicht in Andeutungen, die ſich eben ſo gut auf mich wie auf meine Tochter oder —"

„Auf Donna Mercedes beziehen können," vollendete José den Satz. „Ja, mein theurer Profeſſor: die ſchöne Mercedes iſt zweifelsohne diejenige geweſen, die uns dem Herrn Miniſter verrathen hat! Die ſchöne Mercedes ſteht nämlich in ſehr intimem Verkehr mit Seiner Durchlaucht dem Herzog, in ſo intimem Verkehr, daß ſie keine Stunde, in der ſie ſich unbeobachtet weiß, verſtreichen läßt, ohne auf geheimen Wegen den Palaſt Ripperda's zu beſuchen!"

„Don José!" fuhr Garciloſo auf und ſeine Augen rollten. „Können Sie verantworten, was Sie da ſagen, oder ſind es nur vage Vermuthungen, auf die Sie ſich ſtützen?"

„Keine Vermuthungen, Freund, ſondern Thatſachen! Leider bin ich erſt am geſtrigen Tage hinter die Schliche dieſer jungen Dame gekommen, ſonſt hätte ich Ihnen in unſerer Aller Intereſſe ſelbſtverſtändlich ſchon früher darüber Mittheilung gemacht. Es iſt mir gelungen, einen der Diener Ripperda's durch Beſtechung für mich zu gewinnen, und von ihm erfuhr ich, daß durch Donna Mercedes ein überaus lebhafter Verkehr zwiſchen der Villa Garciloſo und dem Palais Ripperda angebahnt worden iſt. Wann und wo der Herzog Ihre Schutzbefohlene kennen gelernt hat, weiß ich nicht; die Liaiſon der Beiden beſteht

jedenfalls ſchon lange, denn die Beſuche der Sennorita reichen bis zu der Zeit zurück, da Ripperda von Wien heimgekehrt war.“

Der Profeſſor hatte ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen und die Arme übereinander geſchlagen. Mit drohend gefalteter Stirn und tief geſenkten Augenbrauen ſtarrte er vor ſich hin. Es ſchäumte und kochte in ihm; in ſeinem eigenen Hauſe ſchlich die Spionage umher und brüſtete ſich noch frech unter ſeinem ſonſt ſo ſcharf blickenden Auge!

„Ich werde Mercedes das, deſſen Sie ſie beſchuldigen, geradewegs in's Geſicht ſagen,“ begann er dann mit grollender Stimme; „am Zucken ihrer Wimper, am Erbleichen ihrer Wangen werde ich erkennen, ob ſie wirklich ſo tief geſunken iſt! Und haben Sie Recht, Don José — dann wehe ihr! Mit Schimpf und Schande will ich ſie von meiner Schwelle ſtoßen, wieder hinein in die Fremde, aus der ich ſie mit Vaterhänden geholt. Jedes Band ſei dann zerſchnitten zwiſchen mir und ihr — muß ich denn nicht fürchten, daß ſie auch Pasquita's reine Seele vergiftet?“

„Sie gehen zu weit, Profeſſor, der Aerger über den Undank jenes Mädchens reißt Sie hin. Auch ich würde an Ihrer Stelle nicht dulden, daß Mercedes noch eine Stunde länger in dieſem Hauſe weilt — Pasquita jedoch droht von anderer Seite eine viel größere Gefahr! Weshalb, Don Manuelo, dulden Sie die auffallend häufigen Beſuche des Junkers v. Krackwitz, dieſes germaniſchen Bärenhäuters, hinter deſſen biederer Ehrlichkeit ſich Liſt, Trug und Tücke verſteckt?“

„Weshalb? Mein Gott, weil ich glaubte, der Junker

habe mich aus alter Anhänglichkeit aufgesucht, weil ich mich zudem noch immer der Hoffnung hingab, durch ihn etwas Näheres über den geheimnißvollen Schatz zu erfahren —"

Ein helles Lachen unterbrach den Sprechenden.

„Sind Sie noch immer nicht davon überzeugt, Wertheſter," rief Pacheco, „daß Ripperda mit dieſer Schatzgeſchichte uns ganz gehörig zum Beſten gehabt hat? Entſinnen Sie ſich nicht mehr der diesbezüglichen Mittheilungen des Barons v. Neuhoff, der es nicht unter ſeiner Würde gehalten hatte, dem Junker den verhängnißvollen Dornenkronen-Ring aus der Hand zu — eskamotiren? Die Hoffnungen, die Neuhoff an dieſen Ring geknüpft, erfüllten ſich nicht; der Goldreif war keine Wünſchelruthe. Ich glaube faſt, daß Ripperda und Krackwitz ſchon im luſtigen Köln unter einer Decke geſteckt haben, und daß alles Andere nur eine fein eingefädelte Komödie geweſen iſt, die keinen anderen Zweck hatte als den, uns über die wahren Abſichten der Beiden zu täuſchen. Denn iſt es nicht ſeltſam, daß dieſer Herr v. Krackwitz juſt in dem Augenblicke hier auftauchte, da unſere Beſtrebungen, den Terrorismus Ripperda's zu brechen, den erſten Erfolg gezeitigt haben?"

Garciloſo nickte erregt mit dem ſchmalen Kopfe, ſo daß eine leichte Puderwolke aus der grau-weißen Perrücke zur Decke emporſtieg.

„Das hat auch mich eigenthümlich berührt," gab er zu. „Und Sie meinen, Don Joſé, daß Krackwitz —"

Der Profeſſor ſprach nicht aus, ſondern ſchaute Pacheco, ihn den Schluß des Satzes errathen laſſend, aufmerkſam und geſpannt von der Seite an.

„Ich meine, daß Sie, Don Manuelo, allen Grund haben, ſich dieſen Herrn v. Krackwitz fern zu halten," ergänzte José. „Der Schein von Ehrlichkeit und Offenheit, den der Junker ſich zu geben verſteht, kann auf ein ſo vertrauensreiches Gemüth, wie Donna Pasquita es beſitzt, leicht gefährlich wirken. Das aber, Profeſſor, wäre furchtbar! Furchtbar für Sie, der Sie Ihre Tochter nicht einer feilen Spekulation — und andere Abſichten hegt Krackwitz ſicherlich nicht — zum Opfer fallen laſſen wollen, noch furchtbarer aber für mich, denn ich, Don Manuelo, ich liebe Pasquita! Zum erſten Male geſtehe ich Ihnen das in Worten, was Sie aus meinem Weſen und Benehmen dem Mädchen gegenüber längſt gemerkt haben müſſen. Ich geſtehe Ihnen auch ohne Beſchönigung, daß die Eiferſucht es iſt, die mich zu einer Entſcheidung drängt, die Eiferſucht auf jenen abenteuerlichen Deutſchen, der im Begriffe ſteht, mir das Herz abwendig zu machen, um das ich Jahre lang in ſtummer Liebe gerungen habe. Wäre Krackwitz nicht zwiſchen Pasquita und mich getreten — Gott weiß, ob ich dann heute ſchon den Muth gefunden, mich auszuſprechen, ob ich nicht mit bangender Seele noch länger auf ein Zeichen des Entgegenkommens und der Erwiederung von Seiten Pasquita's gewartet hätte! So aber... Don Manuelo, ich bitte um Ihre Antwort: wollen Sie mir Pasquita zum Weibe geben?"

Der Profeſſor machte ein ſehr verlegenes Geſicht. Gewiß, es war ihm längſt bekannt, daß José ein Auge auf Pasquita geworfen hatte, er war auch bereits mit ſich einig darüber, daß eine Verbindung ſeiner Tochter mit dem ein-

flußreichen jungen Diplomaten ihm ſelbſt nur zum Vortheil gereichen könne, aber die Werbung Pacheco's war ihm dennoch überraſchend ſchnell gekommen. Es gab noch ſo vieles zu ordnen und zu überlegen, ehe er ſeine Zuſtimmung geben konnte, und gerade in der jetzigen aufgeregten Zeit beſchäftigte ihn die Politik mehr als alles Andere.

„Ich fühle mich geehrt, Don José," begann er zögernd, „auf das Höchſte geehrt durch Ihre Werbung, und ich werde thun, was in meinen Kräften ſteht, Ihnen das erſtrebte Glück zu ſichern. Einen liebenswürdigeren und angeſeheneren Schwiegerſohn als Sie kann ich mir nicht wünſchen, und der Gedanke, Pasquita an Ihrer Seite geborgen zu wiſſen, erfüllt mein Herz mit Freude. Wenn ich Sie trotzdem nicht ohne Weiteres meiner Tochter in die Arme führe, ſo geſchieht dies aus diplomatiſcher Rückſicht, die Sie gewiß billigen werden. Ihre Aeußerungen in Bezug auf Mercedes und auf Herrn v. Krackwitz beängſtigen mich; ich möchte zunächſt das Terrain ſondiren und mein Haus reinigen von den unſauberen Elementen, die ſich in demſelben eingeniſtet haben. Iſt dies geſchehen, und bin ich ſicher, daß Pasquita keinerlei Beeinfluſſungen mehr ausgeſetzt, dann ſoll für Sie, Don José Pacheco de Santa Madra, die Stunde des Glückes gekommen ſein!"

Der Profeſſor hatte dies mit einem gewiſſen feierlichen Pathos geſagt und ſtreckte nun ſeinem ehemaligen Schüler beide Hände theatraliſch entgegen. José ſchien indeſſen keine Luſt zu verſpüren, auf einen derartigen Vorſchlag einzugehen; dringliche Angelegenheiten vorſchiebend, empfahl er ſich nach

einigen nichtssagenden Redensarten, ein Lächeln auf den Lippen, doch innerlich ergrimmt über des Professors Zögern, ihn der Geliebten zuzuführen.

Garciloso versank, nachdem José ihn verlassen, in tiefes, grübelndes Nachdenken. Er nahm die Perrücke vom Kopfe, stülpte sich eine rothseidene Mütze auf den kahlen Schädel und ließ sich dann vor seinem Arbeitstische nieder. In dem zierlichen, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegten Rococomöbel befand sich ein kleines, geheimes Schubfach, das der Professor öffnete und dem er einige Papiere entnahm, in deren Lektüre er sich eifrig vertiefte, so eifrig, daß er kaum hörte, wie sich leise die Thüre öffnete und Pasquita's Kopf in der Spalte erschien.

„Darf ich eintreten, Papa?"

Garciloso schrak zusammen, schob die Papiere in das Schubfach zurück und nickte.

„Du störst mich nicht, Kind," erwiederte er, „im Gegentheil, es ist mir lieb, daß Du kommst; ich habe mit Dir zu sprechen."

Pasquita trat näher und zog sich einen Stuhl an den Schreibtisch heran. Ihr Gesicht war bleich, aber ein leuchtender Glanz strahlte aus ihren Augen. Garciloso bemerkte das nicht; er zog sich die seidene Kappe noch tiefer in die Stirne und trommelte mit den Fingern auf der Mosaikeinlage des Tisches.

„Es ist ein recht unerquickliches Thema, das ich anschlagen muß," nahm der Professor nach einer kleinen Pause von Neuem das Wort, „aber ein höheres Gebot: das der Moral und der Vaterlandsliebe, zwingt mich dazu. Du

biſt mit Mercedes intim befreundet, Pasquita, kannſt Du mir ſagen, ob es wahr iſt, daß die Entartete ein Liebesverhältniß mit dem Herzog v. Ripperda unterhält?“

Die Plötzlichkeit dieſer Frage jagte Pasquita helle Röthe in die Wangen.

„Du weißt davon,“ fuhr Garciloſo ſtreng und mit ſchriller Stimme fort, „Dein Antlitz kann nicht lügen! Du duldeteſt nicht nur dies Verhältniß, das die Ehre meines Hauſes befleckt, den Glanz meines Namens verdunkelt, das meine patriotiſchen Gefühle verhöhnt und mich auf's Tiefſte entwürdigt — Du begünſtigteſt es vielleicht noch, Du unterſtützteſt mit Wort und That das elende Gaukelſpiel, das man unter meinen Augen aufzuführen wagte! Ich will nicht ſprechen von der Schamloſigkeit und der niedrigen Geſinnung jenes Geſchöpfes, das ich mildthätigen Herzens bei mir aufnahm, aber ich frage Dich, Pasquita: wie iſt es möglich, daß Du Dich ſo ſchwer vergeſſen konnteſt?“

Pasquita hatte ſich erhoben; ſie hielt ſich mit den Händen an der Stuhllehne feſt und zuckte unter dem durchdringenden Blick ihres Vaters nicht mit der Wimper.

„Auf dieſe Frage kann ich keine Antwort geben, Vater,“ erwiederte ſie entſchloſſen; „ich habe nicht gefehlt, indem ich mich der Freundin hilfreich erwieſen habe! Nur eine ſchlechte und unedle Seele kann Ihnen das Verhältniß Mercedes' zum Herzog ſo dargeſtellt haben, wie Sie es mir ſchilderten; die Liebe der Beiden braucht das Tageslicht nicht zu ſcheuen, machten auch Umſtände äußerer Art es nöthig, ihr Herzensgeheimniß vorläufig noch den Augen

der Welt zu entziehen. Ich habe geglaubt, Sie, Vater, würden gerechter und milder denken und nicht das häßliche Urtheil Anderer nachsprechen."

„Ei, ei, mit welch' sittlichem Pathos weiß mein kluges Töchterlein die Undankbarkeit ihrer Freundin Mercedes zu vertheidigen!" rief Garciloso ärgerlich.

„Sie vergessen, Vater, daß Sie Mercedes nicht aus Opferfreudigkeit und Edelmuth aufgenommen, sondern sie zu meiner Gesellschaft und zur Führung unseres gemeinsamen Hausstandes für Geld engagirt haben! Wenn Sie Mercedes im Uebrigen liebenswürdig und achtungsvoll behandelt haben, so gebührte ihr das, denn sie hat sich im Laufe der Zeit die Freundschaft Ihrer Tochter erworben. Aber ganz abgesehen davon — in welcher Weise soll sich Mercedes undankbar gegen Sie benommen haben?"

„In welcher Weise? Wahrhaftig, man sollte Deinen Worten nach meinen, dies ungeberdige Geschöpf sei nicht im Stande, ein Wässerchen zu trüben! Hat Mercedes nicht meinem Thun und Treiben wie ein Spion nachgespürt, und hat sie nicht Alles und Jedes, was hier im Hause geschah, getreulich ihrem Geliebten wiedererzählt?"

„Nicht Alles und Jedes, Vater, sondern nur das, was in diesem Hause gegen die Ehre, das Ansehen und die Person des Herzogs v. Ripperda geplant wurde. Die Heimlichkeit, mit der Ihr gegen den Minister vorgingt, bedingte, daß Mercedes sich einer gleichen Heimlichkeit befleißigte, um über das Wohl und Wehe dessen, den sie liebte, wachen zu können. Ich kann bezeugen, daß ihr dies schwer genug geworden ist; weil sie aber durch die Ver-

hältniſſe gezwungen war, Sie und Ihre Freunde im Geheimen zu beobachten, ſo zog ſie, um zu beweiſen, daß ſie nichts Böſes gegen Sie im Schilde führe, mich, Ihre Tochter, in's Vertrauen, und fand an mir eine Bundesgenoſſin."

Garciloſo's hagere Rechte ballte ſich zur Fauſt.

„Eine Bundesgenoſſin?" wiederholte er höhniſch. „Sieh' da, das iſt ja eine intereſſante Entdeckung! Alſo auch Du ſtehſt auf unſerer Gegner Seite — freilich, Mercedes wird Dich nach ihrem Sinne in die Geheimniſſe unſerer Politik eingeweiht haben!"

„Das war nicht nöthig, Vater. Von dem Augenblick an, da ich erfuhr, daß Don José Pacheco zu Euren Gefährten zählt, wußte ich, daß das Recht auf Seiten des Herzogs liegt."

Garciloſo erhob ſich langſam, ſeine ſchmächtige Geſtalt begann zu zittern und ſeine weit aufgeriſſenen Augen bohrten ſich förmlich in das Antlitz Pasquita's ein.

„So laß mich Dir erwiedern," ſagte er mit vibrirender Stimme, „daß meiner Anſicht nach Don José Pacheco zu den bravſten und rechtlichſten Männern zählt, die Spanien beſitzt, und daß ich ihm vor einer Stunde verſprochen habe, Dich ihm zum Weibe zu geben."

Pasquita wurde todtenbleich. Sie ſtützte ſich ſo ſchwer auf die geſchweifte Armlehne des Seſſels, daß das dünne Holz ſich ächzend bog.

„Sie haben vergeſſen, mich zu fragen, ob ich auch bereit bin, mich lebenslang an einen Verhaßten ketten zu laſſen," antwortete ſie mit hoch erhobenem Kopfe. „Ich bin es nicht, und damit Sie, Vater, nicht vergeblich ver-

ſuchen, mich umzuſtimmen, will ich Ihnen geſtehen, daß mein Herz ſchon gebunden iſt, und daß ich nur dem, den ich liebe, vor den Altar folgen werde."

„Und wer iſt dieſer Glückliche?" Don Garcilaſo ziſchte dieſe Frage förmlich hervor.

Pasquita ſchwieg eine kurze Zeit, als überlege ſie, ob ſie den Namen des Theuren preisgeben ſolle, aber dann erwiederte ſie feſten und energiſchen Tones: „Der Junker v. Krackwitz."

Ein unbändiger Zorn überkam den alten Spanier; ſein Geſicht nahm eine rothbläuliche Färbung an, ſeine zitternde Rechte wies nach der Thüre und ſeiner zuſammengeſchnürten Kehle entrang ſich nur das Drohwort: „Hinaus!"

Ohne eine Silbe der Entgegnung, aber mit wankenden Knieen und ſchwindelndem Kopf verließ Pasquita das Zimmer.

Im Vorgemach ſtürzte ihr Mercedes entgegen.

„Wo biſt Du nur? Ich ſuche Dich überall! Was ſoll ich thun? Gib Du mir einen Rath, Pasquita! Man hat den Herzog im Geſandtſchaftshauſe des Miſter Stanhope gefangen genommen und will ihn nach Segovia abführen. Die Arbeiter der Wollſpinnerei Ripperda's rebelliren gegen dieſen Befehl und haben ſich an den Wachmannſchaften vergriffen — hörſt Du den Lärm? Bei allen Heiligen, Pasquita, mir verſagt der Muth, ich habe genug ertragen!"

Und ſchluchzend warf ſich Mercedes an die Bruſt der Freundin, ahnungslos, daß auch über dieſe das Schickſal ſoeben entſchieden.

* * *

Ripperda's Bemühungen, beim Könige zur Audienz zugelaſſen zu werden, waren erfolglos geblieben. Der Staatsſekretär Graf Pliego hatte nicht verſäumt, ſeinem Gebieter von der reſpektswidrigen Art Mittheilung zu machen, mit der Ripperda das königliche Dekret in Empfang genommen, und Philipp V. in ſeiner leicht verletzlichen Eitelkeit hatte dies als eine Beleidigung ſeiner Majeſtät aufgefaßt.

Die abgeſchlagene Audienz erweckte den Grimm und die Wuth des Herzogs in ſo hohem Maße, daß er ſich zu einem Schritte hinreißen ließ, der mit ſeiner ſonſtigen diplomatiſchen Vorſicht ſchwer in Einklang zu bringen war. Er beſchloß nämlich, ſich unter den Schutz eines fremden Geſandten zu ſtellen, und wählte zu dieſem Zwecke gerade die Vertreter derjenigen Mächte, die infolge ſeiner eigenen Politik mit Spanien derzeitig wenig harmonirten. Mynheer van der Meer, der holländiſche Geſandte, lehnte es zwar ab, den Herzog bei ſich aufzunehmen, fuhr aber perſönlich mit ihm zu Stanhope, dem engliſchen Botſchafter, der ihm nach einigem Zögern und wohl in der Hoffnung, durch Ripperda die gegen die Seemächte entworfenen Pläne der Regierung zu erfahren, Aſyl gewährte.

Stanhope war nun freilich vorſichtig genug geweſen, dem Könige den „Beſuch" Ripperda's anzuzeigen; kaum hatten jedoch die Feinde Ripperda's das Vorgehen des Herzogs in Erfahrung gebracht, ſo begannen die Intriguen gegen den geſtürzten Miniſter von Neuem. Die auf Ripperda äußerſt erbitterte Königin Eliſabeth wußte es zunächſt durchzuſetzen, daß das Hotel Stanhope's mit einem Poſtenkordon umgeben wurde, der dem Herzog die Flucht

unmöglich machte. Auf Anrathen d'Aubenton's mußte sodann der Prinz Cellamare, der seit seiner Enthebung vom französischen Gesandtschaftsposten als Generalkapitän von Kastilien fungirte, im Namen des hohen Raths ein Dekret ausfertigen, nach welchem erklärt wurde, daß es nicht gegen das Völkerrecht sei, den Herzog v. Ripperda, der sich zum großbritannischen Gesandten geflüchtet habe, aus dessen Wohnung mit Gewalt wegzuführen und gefangen zu setzen, bis die Untersuchung über ihn zum Abschluß gediehen sei.

Diese willkürliche Gefangennahme Ripperda's war es denn auch, die den Haß des Volkes gegen ihn plötzlich in Mitleid zu verwandeln begann. Dazu kam, daß die zahlreichen Arbeiter der großen königlichen Wollspinnereien, die Ripperda angelegt und denen er vorgestanden hatte, für den Gestürzten Partei ergriffen und das Volk in ihrer Weise bearbeiteten.

Durch die Calle de los Embajadores flutheten die Menschenmassen und staueten sich vor dem Hotel des englischen Gesandten, vor dem sechzig Mann Grenadiere vom Regimente Montemar und dreißig Carabinieri zu Pferde Spalier bildeten. Am Portale stand ein geschlossener, mit sechs starknochigen Gäulen bespannter Wagen, und daneben die Sänfte des Alkalden von Madrid, der soeben mit dem Grafen Villatorias und einer kleinen militärischen Bedeckung das Palais betreten hatte.

Gerade gegenüber dem Hotel Stanhope lag die Fonda de los Embajadores, jenes Gasthaus, dessen Kellereien, wie wir wissen, mit dem Gartenpavillon des Professors

Garciloſo in Verbindung ſtanden, und in dem die Elite der Madrider Geſellſchaft zu verkehren pflegte. Auf dem großen, von einem linnenen Sonnendach überdeckten Balkon der erſten Etage dieſer Fonda hatte ſich eine glänzende Herrengeſellſchaft niedergelaſſen. Man ſah dort verſchiedene hohe Beamte des Hofes, hervorragende Mitglieder der ſtädtiſchen Behörden, Offiziere von Rang und einige jüngere Cavaliere in reichen Koſtümen; die ganze Geſellſchaft gewährte den Eindruck, als ſei der Beginn irgend einer großen Feſtlichkeit zu erwarten. Auch Don José Pacheco und Garciloſo waren ſoeben auf den Balkon getreten und ſofort in die ſehr lebhaft geführte Unterhaltung gezogen worden.

Von der Straße aus warf man den hohen Herren keine ſonderlich freundlichen Blicke zu. Obwohl die Maſſen durch das zahlreich aufgebotene Militär vorläufig noch in Ruhe gehalten wurden, rotteten ſich von Zeit zu Zeit doch ganze Gruppen von Arbeitern unter dem Balkon der Fonda zuſammen und gaben ihrem Groll über die zu ihren Häupten thronende Geſellſchaft in unzweideutiger Weiſe zu erkennen. Die Arbeiter aus den Wollſpinnereien waren in der ganzen Gaſſe vertheilt; dieſe Leute, die mit Ripperda häufig in nähere Berührung gekommen waren, hingen mit wahrer Begeiſterung an ihm und bemühten ſich in jeder Weiſe, auch die weiteren Volksſchichten für ihn zu gewinnen. Es war ein eigenthümliches agitatoriſches Treiben, das ſich zu dieſer Stunde in der Calle de los Embajadores entfaltet hatte; das dumpf ſurrende Stimmengeräuſch der vielen Hunderte, die ſich hier angeſammelt hatten, klang wie das Meeresrauſchen vor Ausbruch eines Orkans.

Plötzlich wurde es still in der Straße. Man hörte helles Waffengeklirr: die Carabinieri hatten die Säbel entblößt, und nun öffnete sich das auf die Rampe des Gesandtschaftspalais' führende Portal, und Ripperda trat, gefolgt von dem Alkalden, von Lord Stanhope und dem Grafen Villatorias, sowie seinem Kammerdiener Saint-Martin in's Freie. Der Herzog, der einen federlosen Reisehut aus grauem Filz, hohe Lederstiefel und einen weiten, hellblauen Mantel trug, sah zwar etwas bleich, aber keineswegs niedergeschlagen aus. Nur als sein Blick über die sich drängenden Volksmassen schweifte, von denen er vielleicht Insulten zu fürchten hatte, zog seine Stirne sich in Falten. Er reichte Lord Stanhope die Hand, verbeugte sich kurz vor dem Alkalden und dem Grafen Villatorias und stieg dann festen Schrittes die Rampe hinab. Saint-Martin riß den Wagenschlag auf, in diesem Moment aber fiel Ripperda's Auge auf die Herrengesellschaft, die ihn von dem Balkon gegenüber beobachtete, auf die boshaft lächelnden Gesichter dieser Cavaliere, die ihn mit unverhohlener Schadenfreude durch ihre großen goldumränderten Binocles anstarrten, und da stockte sein Fuß, eine heiße Röthe überfluthete seine Wangen und seine Hände ballten sich krampfhaft. Das stolze Selbstbewußtsein, das er bis jetzt zur Schau getragen, verließ ihn angesichts der spottlustigen Corona seiner Feinde.

Hinter dem Wagen sprang ein junger Bursche hervor, schleuderte seine zerlumpte Mütze hoch in die Luft und rief mit gellender Stimme: „Es lebe der Herzog von Ripperda, der Arbeiterfreund!"

Hundert Stimmen riefen „hoch“, und zu gleicher Zeit kam ein wildes Leben in die gewaltige Menschenmenge. Man schob und drängte sich mit unwiderstehlicher Macht gegen die Postenketten, die den Wagen Ripperda's absperrten, die Fäuste erhoben sich drohend gegen die uniformirten Schergen, und unter den kurzen, buntgeflickten und zerrissenen Jacken der Arbeiter zeigten sich Messer und Knüttel.

Wie erstarrt war der Herzog stehen geblieben. Wachte er oder träumte er? War das dasselbe Volk, das ihn noch vor wenigen Tagen mit wüthenden Schimpfreden verfolgt, das ihn zu massakriren gedroht hatte? Ein Lächeln glitt über sein ernstes Gesicht; er hatte in der vordersten Reihe, dicht vor den Gewehrmündungen der Grenadiere, einen alten Mann bemerkt, der ihm als einer der Aufseher in den Wollspinnereien zufällig persönlich bekannt war. Nun wußte er, von welcher Seite der plötzliche Umschwung in der öffentlichen Meinung über ihn ausgegangen war. Ripperda hatte für seine nationalökonomischen Schöpfungen immer ein besonderes Interesse an den Tag gelegt, und sich das Loos der in den von ihm begründeten Staatsmanufakturen beschäftigten Arbeiter stets besonders angelegen sein lassen, aber er hatte wohl nie daran gedacht, daß der warme Dank dieser schlichten Leute in entscheidungsreicher Stunde ihm einst so wohl thun würde!

Unter Schreien und Toben drängte der Menschenschwall sich näher und näher an die Soldateska heran, im nächsten Augenblick schon konnte ein erbitterter Zusammenstoß erfolgen. Aber da sprang Graf Villatorias, das Gefähr-

liche der Situation überſehend, dicht an das eiſerne Gitter der Rampe, ein Kommando ertönte, und im Nu lagen die Gewehre der Grenadiere im Anſchlag.

„Auseinander!“ ſchrie der Graf mit lauter Stimme, „auseinander, oder ich laſſe Feuer geben!“ Dann rief er dem Kommandeur der Carabinieri ein befehlendes Wort zu, und langſam begannen die Reiter gegen die anſtürmenden Menſchenmaſſen vorzurücken.

Zwei Hände hatten Ripperda umfaßt und ihn in den Wagen geſchoben. Es war die Stimme des Junkers v. Krackwitz, die ihm im Flüſtertone zuraunte: „Muth, Herzog, verzagen Sie nicht! Die Ringe Almahadi's ſind ja nun in meiner Hand, und das iſt der Talisman, der Sie retten wird!“ —

Vor der Fonda de los Embajadores hatte ſich inzwiſchen ein regelrechtes kleines Gefecht entwickelt. Einige der Herren, die vom Balkone aus der Scene zugeſchaut, waren ſo unvorſichtig geweſen, ihre geſicherte Poſition zu verlaſſen und ſich unter die Menge zu miſchen. Gegen dieſe richtete ſich nunmehr der Zorn der aufgeregten Arbeiter. Ein junger Burſche war mit Don José Pacheco handgemein geworden, und beide Seiten hatten ſchnell genug Unterſtützung gefunden. Ehe noch die Grenadiere dazwiſchen treten konnten, floß Blut. José hatte einen Schlag über die Schulter empfangen und brach in den Armen des hinter ihm ſtehenden Profeſſors Garciloſo zuſammen. Im gleichen Moment ſauste aber auch auf dieſen ein von kräftiger Fauſt geführter Olivenknüttel herab und traf ihn an die Stirn. Lautlos ſtürzte der alte Hofdolmetſch in die Kniee.

Digitized by Google

Langsam nur hatte der Wagen Ripperda's durch das Gewühl bringen können. Der Herzog hatte sich tief in die Ecke gedrückt und den Mantelkragen hochgezogen, er wollte die schattenhaften Gestalten nicht sehen, die an den Fenstern vorüberhuschten, wollte des Volkes Ovationen nicht mehr hören. Eine grenzenlose Sehnsucht nach Ruhe war plötzlich über ihn gekommen. Aber die erregten Nerven spannten seine Seh- und Hörkraft doppelt an; war es nur Täuschung, daß er dicht vor dem Wagenfenster eine hohe Frauengestalt erblickte, die beide Arme sehnsuchtsvoll nach ihm ausstreckte, und daß ein schriller, banger Schrei: „Juan! Juan!" zu ihm herübertönte? . . .

Der Herzog rüttelte an dem Wagenfenster, sein Gesicht glühte, seine Pulse hämmerten. Doch nun hatte der Wagen die Straßenecke erreicht, und im vollen Galop ging es weiter, aber wieder glaubte Ripperda den schmerzlichen, jammernden Schrei hören zu müssen —

„Juan! — Juan!"

5.

Auf den Felskuppen der Sierra Nevada brannte noch die Gluth der Abendsonne, doch aus den waldigen Thälern stiegen schon die Dunstschleier der Dämmerung. Von der Posada aus, die wie ein Schwalbennest am Felsen hing, konnte man weit hineinschauen in die Landschaft. Diese Posada, deren Schild die Bezeichnung „Zum Bajo-vientre" trug, lag auf einem steilen und nicht ungefährlich zu passirenden Saumpfade, der sich von der großen Landstraße zwischen Loja, Lucerna, Montilla und Cordova abzweigte und um den Monte Abanico hinzog.

Eine wechselreichere Scenerie, als die, welche von hier aus sich dem Auge bot, ließ sich schwerlich denken. Während tief unten im Thal des Yenil eine paradiesische Ueppigkeit sich entfaltete und blumige Wiesenstrecken mit ausgedehnten Mais- und Weizenfeldern, mit dunkelgrünen Waldparzellen und Weingeländen abwechselten, stiegen in weiter Ferne die zackigen Kronen der Sierra zu den Wolken empor; dicht oberhalb der Posada erst begann ein ödes, unwirthliches Hochplateau. Darüber aber wölbte sich ein schimmernder, leuchtend blauer Himmel, der bis zum Zenith von den Flammen des Abendroths überstrahlt wurde.

Vor der Posada hielt eine kleine Kavalkade von vier Reitern auf Maulthieren, augenscheinlich ein Reisender mit seinem Diener und zwei Führern, denn während der Erstere ein zwar sehr praktisches, doch aber von Wohlhabenheit zeugendes Touristenkostüm und der Zweite eine Art Livree trug, präsentirten sich die Letztgenannten in ihrer klassischen Zerlumptheit als die echten Kinder Andalusiens.

Der Wirth der Posada, ein kleines Männchen in rother Schürze, das dichte schwarze Haar im nationalen Netze, und sein Töchterchen, eine frische Dirne mit dunklen Gluthaugen, hatten einige Krüge Landweins herausgebracht, an denen die Reisenden sich soeben erquickten.

„Wollt Ihr nicht lieber bei mir Nachtquartier machen, Sennor?“ fragte der Wirth mit schlauem Blinzeln der Augen den Herrn der kleinen Gesellschaft. „Die Sonne ist im Sinken, und Ihr werdet vor Anbruch der Nacht schwerlich Priego erreichen können.“

„Ist auch nicht nöthig,“ entgegnete der Reisende und

reichte ſeinen Krug zurück; „ich will auf die Höhe des Plateau's und dort im Freien nächtigen, um mich morgen früh an dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs ergötzen zu können!“

„Eine kühne Idee, Sennor, denn ſelbſt in Sommernächten weht oben ein unangenehm kühler Wind —“

„Den wir mit Hilfe unſerer Reiſedecken zu ertragen hoffen.“

„Schön, ſchön, Sennor, ich will auch nicht wagen, Euch abzurathen! Ihr habt es jedenfalls gut getroffen, denn der Diaz Gonzales, jener kecke Burſche, der ſeit Jahresfriſt unſere Gegend in Verruf bringt, iſt mit ſeiner Bande vor etwa vierzehn Tagen höher nach Norden gezogen, nach dem Guadajoz, ſagen die Leute, wo er beſſere Geſchäfte zu machen hofft als hier. Den Heiligen ſei Dank, daß wir ihn losgeworden ſind; kein Menſch getraute ſich mehr auf die Höhe, trotzdem zwei Regimenter Dragoner die Berge beſetzt hielten. Aber gefangen haben ſie den Gonzales doch nicht.“

„Es wäre auch ſchade geweſen um dieſes lebendige Stück Romantik!“ lachte der junge Reiſende, warf dann dem Wirthe ein Geldſtück zu und befahl ſeinen Führern, den Weg fortzuſetzen. Die beiden Andaluſier, die wie der Caballero und ſein Diener mit Waffen verſehen waren, ritten voran, und die Anderen folgten.

Auf dem ſchmalen Wege, auf dem die Tritte der Maulthiere eigenartig metallen erklangen, vermochten gerade zwei Menſchen nebeneinander zu reiten, denn rechts ſtieg der Fels ziemlich ſteil in die Höhe, ſchieferblau und hellroth

Digitized by Google

durchadert und ſtellenweiſe mit graugrünem Mooſe bedeckt, und links gähnte der Abgrund, zwar nicht ſchroff zur Thalſohle ſich ſenkend, aber mit lockerem Geröll überſäet und von tiefen Erdſpalten durchzogen. Die Maulthiere ſchritten indeſſen ſicheren Fußes den Weg entlang, und nur hin und wieder ſprang unter ihren eiſenbeſchlagenen Hufen ein gelöstes Steinchen hervor und rollte den Abhang hinab.

„Was machſt Du für ein trübes Geſicht, Niko? Ich glaube gar, Du haſt Furcht vor der Mondſcheinnacht, der wir entgegenpilgern.“

„Furcht? Jungherr, Sie ſollten wiſſen, daß ich dieſes Gefühl nicht kenne,“ entgegnete der Bucklige. „Das, was Sie Furcht nennen, iſt nichts als das Sorgegefühl, unſer Spazierritt auf die Höhe könne erfolglos ausfallen!“

Krackwitz lachte. „Schweig' mir endlich einmal ſtill mit Deinen Befürchtungen, Niko! Seit ich Dich zu meinem Vertrauten gemacht, verfolgſt Du mich förmlich mit Deinen Schwarzſehereien! Mir liegt ja wenig genug an dieſem Schatze, auf deſſen Spur mich des verſtorbenen Ohms Teſtament brachte, aber wär' es nicht thöricht, ihn ungehoben in ſeinem Verſtecke ruhen zu laſſen, wo er Hunderttauſenden nützen kann?“

„Und nicht minder thöricht wär's, Jungherr — zürnen Sie mir nicht ob meiner Aufrichtigkeit — wollten Sie all' das unermeßliche Gold nicht wenigſtens zum größten Theile zu Ihren eigenen Gunſten verwerthen! Ihr Ohm, der Herr Graf hochſeligen Angedenkens, hat Ihnen das Geheimniß des Schatzes vermacht, keinem Anderen, und deshalb ſehe ich wirklich nicht ein, warum —“

„Niko, Niko," unterbrach Krackwitz den Diener in verweisendem Tone, „ich sehe zu meinem Entsetzen, daß bereits die Aussicht auf das goldene Vließ des alten Maurenfürsten Dein Herz verhärtet hat! Schämst Du Dich nicht? Wie kann man sich nur so sehr vom schnöden Golde beeinflussen lassen? Uebrigens ist es auch ein Irrthum, wenn Du glaubst, der Schatz selbst sei schon mein, weil mir der Ohm das Geheimniß desselben vermacht hat. Weißt Du denn, Du erzkluger Geselle, ob das Geschlecht des Meno Almahadi auch ganz ausgestorben, ob er, ohne Nachkommen zu hinterlassen, in das Paradies Mohammed's eingegangen ist?"

„Nein, Junker, das weiß ich nicht," entgegnete Niko schalkhaft, „wohl aber weiß ich, daß wir uns unnöthig streiten, denn bis dato haben wir die goldenen Schätze des edlen Mohrenkönigs noch gar nicht zu Gesicht bekommen, und ich zweifle sehr —"

„Zweifle nicht, Bursche," fiel Krackwitz lachend ein. „Du raubst mir damit die letzte Hoffnung, meinen Freund Ripperda wieder auf die alte Höhe zu heben. Teufel! wer hätte vor einem halben Dutzend Jährchen, als wir gemeinsam das Vergnügen hatten, in der Bastille die Galanterie der Franzosen kennen zu lernen, gedacht, daß ich einstmals in die Lage kommen würde, einem gestürzten Minister helfen zu können! So ändern sich die Zeiten, und vielleicht war es doch besser, daß ich wieder in die Welt zurückkehrte, als in Bieneck in der Bibliothek des Ohms zum menschenfeindlichen Eremiten zu werden."

„Gewiß war es besser, Jungherr," erwiederte Niko und

blinzelte schlau zu seinem Herrn herüber. „Wer weiß, ob Sie im anderen Falle jemals Gelegenheit gefunden hätten, Ihre Bekanntschaft mit der Sennorita Pasquita zu erneuern.“

Krackwitz erröthete leicht und ein ernster Zug trat auf seine Stirne. „Das arme Kind!“ sagte er in herzlichem Tone, „es ist Schweres und Schmerzliches, was sie zu ertragen hat! Du weißt es nicht?“ fragte er dann, als Niko fragend aufschaute. „Der König hat nach den Ursachen des Aufruhrs gefragt, der die Abreise Ripperda's aus Madrid begleitete, und ist entrüstet gewesen über die Taktlosigkeit seiner Höflinge, die es sich nicht versagen konnten, dem Gestürzten das Demüthigende seiner Lage durch ihre Anwesenheit noch fühlbarer zu machen. Die feigen Schranzen wußten sich trefflich zu vertheidigen; Einer schob die Schuld der Urheberschaft auf den Anderen, und schließlich wurde Garciloso, in dessen Hause die Brüderschaft des Andreaskreuzes getagt hatte, als der Hauptattentäter genannt. Die Folge war, daß der alte Hofdolmetsch seiner Stellung enthoben ward. Garciloso lag auf dem Krankenlager, auf das ihn seine Verwundung im Volksgewühl des 16. Mai niedergeworfen, als ihn diese zerschmetternde Nachricht traf, und in wüthendem Groll über die Treulosigkeit seiner Freunde befahl er Pasquita, ungesäumt mit ihm Madrid zu verlassen und nach Segovia, seiner Heimathsstadt, zu ziehen, nach Segovia, in dessen festem Kastell der Unglückliche schmachtet, dessen Sturz er bereiten half. Ripperda ist sicher ein armer, bedauernswerther Mann, mehr aber fürwahr als an ihm hat sich an Garciloso das Schicksal gerächt.“

Der bucklige Niko ſchaute gedankenvoll auf das rothe, mit Glöckchen beſetzte Netz, das den Hals und den Kopf ſeines Maulthieres umſpannte. Der treue Burſche hatte im Laufe der Jahre die Intereſſen ſeines Herrn ſo ganz zu den ſeinigen gemacht, daß er förmlich mit ihm fühlte und dachte.

„Ich glaube, daß Donna Pasquita unter dieſen Verhältniſſen ſchwer zu leiden hat," entgegnete er. „Aber iſt nicht Sennorita Mercedes bei ihr, die ihr das harte Loos ertragen hilft?"

„Sie iſt bei ihr, allerdings, aber auch Mercedes hat unter der Gefangennahme Ripperda's zu dulden und bedarf ſelbſt des Troſtes. Begreifſt Du nun, Niko, weshalb ich ſo eifrig das Geheimniß meines Ohms zu ergründen ſtrebe?"

„Sennor," rief in dieſem Augenblick einer der voranreitenden Führer, wandte den Kopf zurück und deutete mit dem ausgeſtreckten Arm am Felſen empor, „ſehen Sie wohl dort oben den hohen Denkſtein? Das iſt die Stelle, an der Diaz Gonzales zum erſten Male, und ſicher auch zum letzten, den Dragonern unterlegen iſt. Auf dieſem ſchmalen Pfade kam es zum Kampfe; ſieben Dragoner ſchlugen den Abhang hinab, fünf wurden getödtet, aber der Uebermacht mußte die Bande des Gonzales weichen. Die drei Kameraden, die der Gonzales im Gefechte verlor, wurden auf der Höhe beerdigt und in der Nacht der Denkſtein über ihrem Hügel errichtet wie ein Warnungszeichen!"

Krackwitz' Auge ruhte ſinnend auf dem rohen Denkmal, das einen rieſigen Schatten in den Abendglanz warf,

der über die Felsen fluthete. „Hast Du den schrecklichen Gonzales einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen?“ fragte er.

Der Bursche lachte. „Mehr als einmal, Sennor. Uns armen Kerlen hat er nie etwas zu Leide gethan, im Gegentheil, oft genug die goldenen Pistolen, die er den Reichen aus der Tasche zog, für uns geopfert. Es ist ein schmucker Bursche, der Diaz; ein Gesicht, braun zwar wie die Mauren von Afrika, von denen er stammt, aber so schön und so ritterlich, daß jede Dirne sich in ihn verliebt. Die Haare hat er geflochten und auf der linken Backe trägt er einen Säbelhieb, der sich jedesmal purpurn färbt wie fließendes Blut, wenn er in Zorn geräth.“

Krackwitz mußte lächeln über die enthusiastische Schilderung des Andalusiers.

„Im Grunde genommen war's Euch also ziemlich gleichgiltig, daß der Diaz die Berge unsicher machte, wie? Ihr profitirtet ja nur von ihm, da er die Armuth auf Kosten des Reichthums unterstützte!“

„Ganz so war's doch nicht, Sennor. Dragoner und Polizei paßten uns höllisch scharf auf die Finger, und unbarmherzig ward Jeglicher aufgeknüpft, der auf irgend eine Weise einmal mit dem Gonzales in Berührung gekommen war. Reisende verkehrten nicht mehr in unserer Gegend, die Wirthshäuser standen leer, zu verdienen gab's nichts, und wer vom Diaz auch nur eine Kupfermünze nahm, der konnte gewiß sein, daß er, wenn man's erfuhr, am nächsten Tage baumelte. Nein, Sennor, 's ist besser so!

Hoffentlich kehrt Gonzales nie wieder in unser Gelände zurück, er hat uns doch nichts wie Unheil gebracht."

Die Unterredung verstummte, denn der Weg bog um einen gewaltigen Felsvorsprung herum, und vor dem Auge Hans Kaspar's entrollte sich eine neue, eigenartige Scenerie, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Der bisher äußerst schmale Pfad erweiterte sich plötzlich, stieg aber dafür um so steiler an und war dicht mit Sandgerölle und kleinen Steinsplittern besäet, die das Vorwärtsschreiten der Maulthiere ungemein erschwerten. Cacteen und verkümmertes Strauchwerk hatten sich bis jetzt zu Oefterem am Abhange und an den Rändern der Felsen gezeigt, nun aber verschwanden auch diese letzten Reste von Vegetation: schauerlich öde, aber doch noch großartig in ihrer melancholischen Verlassenheit, breitete sich die Landschaft aus. Die Sonne war untergegangen, und im Osten lugte bereits der blasse Mond über den Horizont hervor, aber die Schatten der Nacht waren noch nicht bis auf die Höhe geklommen. Es herrschte ein seltsames Dämmerlicht hier oben, matt und farblos, wie ein leichter Nebelschleier, wie der Thaudunst, der in warmen Sommernächten aus der Erde steigt.

Schweigsam ritt die kleine Kavalkade weiter. Je höher der Mond stieg und je dunkler sich der Himmel färbte, desto heller wurde es ringsum. Nur die gigantischen Felsmassen, die in barocker Formation rechts vom Wege aufstiegen, warfen mächtige, tiefschwarze Schatten. Von Zeit zu Zeit zog ein Wolkenflor über den Mond, und dann dämpfte das Licht zu mattem Dämmer sich ab.

In steiler Höhe wandte der Pfad sich abermals scharf

nach rechts. Wenige Schritte vor der Biegung war es Krackwitz, als habe er einen leisen, schrillen, sofort wieder verstummenden Schrei gehört — vielleicht den Lockruf irgend eines Nachtvogels, der nach Beute haschte.

Die Biegung war erreicht. Nun aber entschlüpfte den Lippen des Junkers ein heller Ruf der Ueberraschung, des Schrecks und des Staunens, der bei Niko ein Echo fand. Mondhell lag der Weg vor ihnen, aber die beiden Führer, die vorangeritten, waren verschwunden — verschwunden, als habe sie die Erde verschlungen.

„Zum Teufel, was hat das zu bedeuten?“ stieß Krackwitz hervor. Sein Auge blitzte und durchspähte scharf die Landschaft. „Die Pistole heraus, Niko! Spanne die Hähne!“

Der Bucklige erwiederte kein Wort; er richtete sich straff im Sattel auf und umspannte fest den Griff der Waffe.

Einen Moment später wälzten sich Krackwitz und Niko am Boden. Beide hatten urplötzlich ein brennendes Schmerzgefühl am Halse verspürt, dann war ihnen die Besinnung geschwunden. Von hinterrücks, aus dem Schatten der Felsen war der Lasso, jene furchtbare Fangwaffe, welche die Spanier in Mexiko zuerst von den Ureinwohnern Amerika's kennen gelernt, um ihren Kopf geflogen und hatte ihnen die Kraft zur Vertheidigung geraubt. — —

Als Krackwitz wieder zu sich kam, saß er aufrecht, mit dem Rücken gegen die Felswand gelehnt, auf einem großen und platten niedrigen Steine. Sein erster Blick zeigte ihm, daß unweit von ihm Niko sowohl wie seine beiden Führer

Digitized by Google

mit gefeſſelten Armen am Boden lagen. Er ſelbſt hatte Hände und Füße frei, aber die beiden Piſtolen in ſeinem Gürtel und das runde ſpaniſche Wurfmeſſer waren ihm abgenommen worden.

Sieben abenteuerliche Geſtalten, herkuliſche Erſcheinungen in wunderlich phantaſtiſcher Kleidung, aber jede Einzelne mit einer flammend rothen Schärpe um die Hüften, bildeten einen Halbkreis um die Gefangenen. Im Hintergrunde ſah Krackwitz noch einige andere Kerle, die über die zuſammengekoppelten Pferde wachten, und dicht vor ihm ſtand ein hochgewachſener Mann, deſſen auffallend vornehmes Geſicht ein ſtarker weißgrauer Vollbart umwallte.

Ehe Krackwitz, deſſen Hals von der Schnürung des Laſſo's immer noch ſchmerzte, ſich ſo recht der Situation bewußt werden konnte, in der er ſich befand, hatte der Mann vor ihm bereits das Wort ergriffen.

„Wir müſſen Sie um Vergebung bitten, Sennor," ſagte er mit leichter Verneigung und flüchtigem Lächeln, „daß wir in etwas unzarter Weiſe Ihre Reiſe unterbrochen haben. Gründe eigenthümlicher Art, die Sie indeſſen ſchwerlich intereſſiren dürften, zwangen uns dazu. Wir bitten Sie, ſich willig und ohne Gegenwehr unſeren Anordnungen zu fügen; Sie werden wie ein Gentleman behandelt werden, müſſen ſich jedoch der Nothwendigkeit, bis morgen früh drei Uhr unſer Gefangener zu bleiben, ergeben. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie bereits zu Abend geſpeist haben?"

Die gute Laune des Junkers wuchs keineswegs durch dieſe in etwas ſpöttiſchm Tone vorgetragene Anrede. Er

Digitized by Google

warf dem Sprecher einen finsteren Blick zu und entgegnete achselzuckend: „Gestatten Sie mir zuvörderst, mein ehrenwerther unbekannter Herr, Ihnen mein Bedauern darüber auszudrücken, daß ich Ihnen auf Ihre hohnvolle Rede nicht mit der Waffe antworten kann. Man hat mir, nachdem man mich in hinterlistig-tückischer Weise überfallen, mein Messer und meine Pistolen genommen, ich bin also nicht einmal im Stande, nach Gentlemans-Art von Ihnen Rechenschaft zu fordern. So lange man mir aber dies verwehrt, bin ich gezwungen, Ihr und Ihrer Genossen Betragen mir gegenüber als ein echt — räuberisches zu bezeichnen!“

Ueber das Gesicht des Graubärtigen glitt eine leichte Röthe.

„Feuer und Jugendmuth,“ meinte er, „ich wünschte, es wär' mir vergönnt, mit Ihnen Freundschaft zu schließen! Sie sind nicht wählerisch in Ihren Ausdrücken, Sie treffen aber den Nagel auf den Kopf. In der That, wir sind Räuber und räuberisch sind wir mit Ihnen und den Ihrigen umgegangen. Indessen besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen uns und jenen Burschen, die den unbewehrten Reisenden niederschießen, um ihm die Taschen auszuplündern. Wir rauben nicht für uns, sondern für Andere, und wir rauben nur dann, wenn eine gewisse Nothwendigkeit es erheischt. Diese Nothwendigkeit ist im Augenblick nicht vorhanden; wie Sie sich überzeugen können, ist die Geldtasche an Ihrer Seite unberührt geblieben, auch Ihre Waffen werden Sie morgen früh wiedererhalten.“

„Morgen früh? Aber weshalb erst dann? Weshalb zwingt man mich, meine Reise zu unterbrechen?“

„Auf dieſe Frage, Sennor, bin ich nicht befugt, Ihnen Antwort zu ertheilen. Zufall oder Abſicht hat Sie in Regionen geführt, die zu dieſem Zeitpunkt immer gefährlich zu paſſiren ſind; wie Ihnen, ſo würde es jedem Reiſenden ergangen ſein, der ſich vom Abenddämmer des heutigen bis zum Morgengrauen des kommenden Tages auf dieſe Höhen verirrt hätte. Das iſt die einzige Auskunft, die ich Ihnen auf Ihre Frage geben kann. Nun noch Eins: ich denke, es wird Ihnen wünſchenswerth ſein, wenn wir auch Ihren Diener von ſeinen Feſſeln befreien. Dies ſoll geſchehen, ſobald Sie uns mit ihrem Ehrenwort Bürgſchaft dafür leiſten, daß weder Sie noch er bis zum Sonnenaufgang Gelegenheit zur Flucht nehmen wollen.“

Krackwitz ſchaute den vor ihm Stehenden ſtarr an. Sonderbare Gedanken überſchlichen ihn, aber keiner hielt Stand, einer verdrängte den anderen. Es wirbelte ihm im Kopfe, nur die feſte Gewißheit, daß dieſe Nacht, von der er ſo viel erhofft, eine verlorene ſei, behielt die Oberhand. Eine wilde Wuth erfaßte ihn; als er aber in das lächelnde Geſicht des alten Banditen blickte, mußte er ſich ſagen, daß es thöricht ſein würde, wollte er ſeinem Ingrimm Ausdruck geben.

„Und was ſoll mit uns geſchehen, wenn ich mich weigere, auf die ehrenwortliche Verpflichtung einzugehen, die man von mir verlangt?“ fragte er.

„Dann würden wir gezwungen ſein, Sie und Ihren Diener minder rückſichtsvoll zu behandeln, als wir die Abſicht haben,“ entgegnete der Brigant.

Krackwitz erhob ſich. „Es iſt gut: ich bürge mit mei-

nem Ehrenwort dafür, daß wir Beide bis zum Sonnenaufgang nicht fliehen werden," entgegnete er fest. „Ich hoffe, Sie werden auch Ihr Versprechen halten und mir zu dieser Stunde meine Waffen wieder ausliefern, dann aber, mein Herr —"

„Dann stehe ich Ihnen mit größtem Vergnügen zur Verfügung," fiel der Graubärtige mit tadellosem Kompliment ein. „Also, Sennor, die Präliminarien sind abgeschlossen, gestatten Sie mir nunmehr, Sie zu einem kleinen Souper einzuladen, so gut und so schlecht sich ein solches in dieser Wüstenei herrichten läßt! Der plötzliche Schreck wird Ihnen Appetit gebracht haben, wie mir die anstrengende Reise, die ich hinter mir habe!"

Ehe Krackwitz sich zu einer neuen gereizten Erwiederung anschicken konnte, hatte der Bandit sich abgewendet und seinen Leuten Befehl gegeben.

Eine rastlose Thätigkeit entwickelte sich nun auf der Höhe. Im Dunkel der Felsen standen, wie Krackwitz jetzt erst bemerkte, einige Maulthiere, die mit allerlei Geräthen hoch bepackt waren. Die Thiere wurden vorgeführt und abgeschirrt, Kessel aufgestellt und Feuer angefacht, weiche Wollendecken über den steinigen Erdboden gebreitet, kurz alle Vorbereitungen zu einer längeren Rast getroffen. Nicht ohne Erstaunen sah Krackwitz, daß man gerade vor ihm ein Feldtischchen aufschlug, es mit einem schneeweißen Linnen sauber bedeckte und ein Service darauf arrangirte, das einer fürstlichen Tafel alle Ehre gemacht hätte: es bestand nämlich durchweg aus massivem gediegenem Silber.

Wenige Minuten später dampfte in den kunstvoll ge-

Digitized by Google

arbeiteten Bechern ein würziger Glühwein, und der Duft einer am Spieße bratenden Hammelkeule kitzelte Krackwitz angenehm in der Nase.

„Langen Sie zu, Herr v. Krackwitz, und wenn Sie gestatten, nehme ich neben Ihnen Platz," sagte der Graubärtige in deutscher Sprache; „von Ihrem Diener hörte ich Ihren Namen nennen, hörte auch, daß Ihre Geburtsstätte am grünen Rheine steht. Ich habe dort früher einmal in Kriegsdiensten gelebt und das Deutsche erlernt, es gibt kaum eine Sprache auf dem Kontinent, die ich alter Abenteurer nicht verstände. Doch nun — darf ich bitten? Auf Ihr Wohl, Sennor!"

Der Brigant hielt dem Junker den Becher entgegen. Krackwitz war, als treibe ein phantastischer Traum sein Gaukelspiel mit ihm. Welch' wundersames Bild breitete sich nicht vor ihm aus! Um die flackernden Feuer, aus denen ununterbrochen ein leise knisternder goldiger Funkenregen aufstieg, lagerten die Räuber in einzelnen Gruppen. Hell glänzte der Flammen Gluth auf den wilden, braunen Gesichtern und auf den buntfarbigen Mänteln, die sich malerisch um ihre Schultern drapirten. Die Becher kreisten, aber die sehr lebhafte Unterhaltung wurde nur in leisem, gedämpftem Tone geführt; eine um so heftigere Gestikulation mußte die Macht des Ausdrucks ersetzen. Hoch über dem romantischen Bilde aber spann sich der tiefblaue Nachthimmel aus, an dem die Sterne in metallenem Glanze leuchteten.

„Auf Euer Wohl, Jungen! Seid Ihr auch Räuber, so muß man Euch doch lassen, daß Ihr zu leben versteht

und Eure Gefangenen mit Anstand behandelt! Schenk' mir noch einmal ein, Bruderherz, es ist ein verwünscht angenehmer Trank, den Ihr da zurechtgebraut habt!"

Krackwitz hörte diese Worte Niko's und sah, wie der Bucklige mit vergnügtem Schmunzeln sich den Pokal neu füllen ließ. Der Bursche hatte rasch Freundschaft mit den Banditen geschlossen, die Art und Weise jedoch, wie er mit ihnen verkehrte, entlockte Krackwitz, ohne daß er es wollte, ein Lächeln. Mit diesem Lächeln aber schwand der Grimm und der Aerger, der ihn erfüllte; wie der Diener, so begann auch der Herr die Situation mit einem gewissen Humor aufzufassen. Der Becher Hans Kaspar's klang hell gegen den des graubärtigen Anführers, der freundlich mit dem Kopfe nickte.

Das improvisirte Mahl war vorzüglich. Krackwitz ließ es sich schmecken und lauschte mit Aufmerksamkeit den Erzählungen seines seltsamen Wirthes. Was mußte dieser merkwürdige Mann nicht Alles erlebt haben! Ganz Europa kannte er und allüberall hatte er den Säbel geschwungen. Es gab wohl keinen berühmten Feldherrn der Zeit, dem er nach seinen Schilderungen nicht einmal gedient hatte, aber sein abenteuerlustiger Sinn hatte ihn nirgends lange festgehalten und immer weiter von Land zu Land getrieben. Und Alles das, was der greise Bandit erzählte, klang keineswegs übertrieben, keineswegs lügenhaft; ein Zug von Selbstironie ging durch die Schilderung dieser Abenteuer und gab ihnen den Stempel der Wahrhaftigkeit.

Krackwitz fühlte sich im höchsten Grade angeregt durch die Unterhaltung des Alten und vergaß dabei fast ganz,

Digitized by Google

daß er im Grunde genommen nichts Anderes als deſſen Gefangener war. Intereſſirt ruhte ſein Blick auf dem durchfurchten, von Leidenſchaften zerwühlten und dennoch überaus anziehenden Geſicht des Briganten, der ſeinem ganzen Weſen nach zweifellos einſt in geachteter geſellſchaftlicher Stellung gelebt hatte. Gar zu gern hätte Krackwitz gefragt, wie ſein liebenswürdiger Wirth ſchließlich zu dem eigenthümlichen Handwerk gekommen, das er jetzt betrieb, aber er drängte abſichtlich dieſe Frage zurück.

Faſt eine Stunde war verfloſſen, als einer der Banditen an den Anführer herantrat.

„Es iſt Zeit aufzubrechen, Colonel," ſagte er mit flüſternder Stimme und deutete auf den Mond, der in voller Pracht am Himmel emporgeſtiegen war.

Der Anführer nickte und wandte ſich dann, ſich erhebend, an Krackwitz.

„Ich muß Sie leider bitten, uns noch eine kleine Strecke zu begleiten, Sennor. Wir treffen in einer halben Stunde mit einer anderen Abtheilung unſerer Truppe zuſammen und übernachten ſodann gemeinſam. Verzeihen Sie die unwillkommene Störung."

Fünf Minuten ſpäter ſaß Alles im Sattel. In vortrefflicher Laune, durch den Glühwein animirt, fand Niko ſich neben Krackwitz ein, während die beiden Führer, denen man die Handfeſſeln wieder angelegt hatte, zwiſchen den Maulthiertreibern am Ende des Zuges ritten.

In langſamem Schritt ſetzte der Trupp ſich in Bewegung. Immer öder, rauher und wilder geſtaltete ſich die Land-

Digitized by Google

ſchaft. Kein Baum, kein Strauch, nur graues Geſtein, Trümmermaſſen und ſtarre Felſen waren zu erblicken.

Nach kurzem Marſche hielt die Kavalkade von Neuem.

„Ich muß Sie noch einmal beläſtigen, Herr v. Krackwitz," wandte der Graubärtige ſich abermals an den Junker. „Wir ſtehen dicht am Ziele, dann werden Sie nicht mehr geſtört werden. Vorher aber müſſen wir Ihnen die Augen verbinden — nur auf fünf Minuten; es handelt ſich um einen geheimen Uebergang, der allein uns bekannt ſein darf."

Der Bandit winkte; zwei Andere ritten rechts und links an Krackwitz heran, umhüllten ihm den Kopf mit einem Tuche und blieben dann dicht an ſeiner Seite, um das Fehlgehen ſeines Maulthieres zu verhindern. Ein Gleiches geſchah mit den Führern und mit Niko. Der Letztere lachte hell auf, als ihm die Binde über die Augen gezogen wurde.

„Eine Brille wäre mir lieber," meinte er luſtig, „doch weil Ihr ſo gute Kerle und nebenbei wahre Muſter an Höflichkeit ſeid, will ich mir's gefallen laſſen! Aber gebt auf mein Maulthier Obacht, es iſt ſchwach auf den Füßen, und ich ſelbſt — na, ich ſelbſt —"

Der Reſt verklang unter dem Tuche zu dumpfem Murmeln.

Als Krackwitz die Binde abgenommen wurde, hielt der Trupp auf einer weiten Ebene, auf die das Mondenlicht in faſt blendenden Strahlen fiel. In der Ferne ſah der Junker dunkle Geſtalten ſich auf und ab bewegen, und über dieſe empor wirbelte eine weißgraue Dampfſäule. Ehe Krackwitz ſich noch darüber klar werden konnte, wo-

Digitized by Google

her dieſe Rauchſäule, die in kreisartigen Formen zum Himmel wallte, ſtammte, hatte der Graubärtige ſich wiederum an ihn gewandt.

„Sie werden müde ſein, Sennor — ich habe daher Ihnen dort drüben ein Nachtlager bereiten laſſen, bitte, folgen Sie mir!“

Zwiſchen zwei Felsblöcken waren einige Decken ausgebreitet worden, auch für Niko fanden ſich ſolche vor, die Führer hatte man dagegen wiederum weitab von den Beiden untergebracht. Das Lager war primitiv, aber erträglich, und Krackwitz ſtreckte ſich denn auch ohne Weiteres auf der wärmenden Hülle aus, halb träumend und gedankenverloren, ſo daß er den höflichen Gutenacht-Gruß des alten Räubers kaum hörte.

„Eine tolle Bande, Jungherr, nicht wahr?“ raiſonnirte Niko, ſich die Decken bis an den Hals ziehend. „Glaubten, ich könne nicht trinken — ſapperlot, als ob eine deutſche Kehle nicht mehr vertrüge, wie dieſe andaluſiſchen! ’s iſt aber verdammtes Zeug, dieſer heiße Würzwein! Man wird müde davon. Sind Sie betrübt, Jungherrchen? Den Teufel, man könnte es ſein, wenn man bedenkt — aber ’s iſt beſſer, man bedenkt gar nichts und ſchläft tüchtig aus! Kommt Zeit, kommt Rath, Jungherrchen, und der alte Mohrenkönig, nein — der Schatz des alten — nein —“

Niko’s Gedanken verwirrten ſich augenſcheinlich. Er murmelte noch einige undeutliche Worte, fluchte etwas in ſich hinein, drehte ſich dann auf die andere Seite und begann bald laut und vernehmlich zu ſchnarchen.

Nicht minder raſch als ihn überkam Krackwitz die Müdigkeit. Er ſtarrte zwar noch eine geraume Zeit in den Mond hinein und verſuchte ſeine Gedanken zu ſammeln, aber es gelang ihm nicht. Die Augenlider waren ihm förmlich bleiern, er kämpfte vergeblich gegen die immer ſtärker auftretende Mattigkeit, die ihn übermannt hatte, und ſchlief ſchließlich gleichfalls ein.

Wirre, ſeltſame, beängſtigende Traumbilder zogen an ihm vorüber. Ungeheuerliche, phantaſtiſche Geſtalten umdrängten ihn und begannen mit ihm zu kämpfen um eine rieſenhafte Maſſe rothen, ſchimmernden Goldes, um einen Berg von Edelſteinen, der zu fabelhafter Höhe anwuchs und ſchließlich an den Himmel ſtieß. Aber je mehr Schätze ſich dem ſtaunenden Auge des Träumers zeigten, deſto gewaltiger ſchwoll die Menge der Feinde an, die ſie vertheidigten, der diaboliſchen Erſcheinungen, die mit Waffen aller Art auf den Unglücklichen eindrangen. Plötzlich ſah er hoch über ſeinem Haupte ein Schwert blinken, es ſauste auf ihn herab und wie ein gewaltiger Schlag durchzitterte es den Körper Hans Kaſpar's.

Langſam ſchlug Krackwitz die Augen auf und ſchaute mit müdem, geblendetem Blick um ſich. Er lag nicht mehr auf der alten Stelle, zwiſchen den beiden Felsblöcken in Decken gehüllt — dicht vor ſich ſah er die gigantiſche grauweiße Dampfwolke, die ihm vorher ſchon räthſelhaft erſchienen, in großen Ringeln ſich zum Himmel emporwinden. Ein eigenartiger, nicht unangenehmer, doch ſcharfer und beißender Schwefelgeruch füllte die Luft. Krackwitz ſelbſt lag noch auf der Decke, auf welcher er eingeſchlafen

war, vor ihm aber ſtand hochaufgerichtet eine zweite Geſtalt: ein großer, ſchlanker Mann in grauem Mantel, unter dem die rothe Schärpe hervorleuchtete. Sein braunes, regelmäßig geformtes Geſicht mit der edlen Stirne, den großen glänzenden Augen, der ſcharf gebogenen Naſe und dem feſten, willensſtarken Kinn war hell vom Monde beſchienen. In Flechten fiel ihm das lange ſchwarze Haar auf die Schultern herab und auf der linken Seite trug er die vernarbte Wunde eines furchtbaren Säbelhiebes.

„Diaz Gonzales!“ Der Name klang faſt unhörbar von den Lippen des Junkers, aber dem Fremden war der flüſternde Ruf dennoch nicht entgangen.

„Diaz Gonzales, ſo nennt man mich, Sennor,“ erwiederte er mit wohlklingender Stimme; „die Führer haben Ihnen zweifelsohne eine Beſchreibung meiner Perſönlichkeit gegeben. Es thut mir leid, daß man Ihre Nachtruhe geſtört hat, aber meine Leute hielten es für nöthig, Sie mir vorzuführen, und haben Sie auf der Decke, auf welcher Sie feſt ſchlafend lagen, hieher getragen.“

Krackwitz erhob ſich. Ihm war wüſt im Kopf. Er ſtand ſoeben im Begriff, dem Banditenführer eine gleichgiltige Antwort zu geben, als ſein umherirrendes Auge ſich auf einen Gegenſtand heftete, deſſen Anblick ihn zu voller Beſinnung zurückrief, aber gleichzeitig auch ſein Blut zu raſcherem Wallen, ſein Herz zu ſchnellerem Schlagen antrieb.

Aus dem Geſtein neben ihm ſickerte ein trübes, gelbliches Waſſer und bahnte ſich durch das Felsgerölle abwärts den Weg. Dies Waſſer dampfte und aus der Oeff-

nung, der die Quelle entsprang, strömte jene gewaltige Rauchwolke hervor, die Krackwitz aus der Ferne schon am Abend bemerkt hatte. Rechts seitwärts neben dieser Schwefelquelle erhob sich ein viereckiger, roh behauener Granitblock, auf dem vier Worte in arabischen Lettern eingegraben waren. Das Einzige, was Krackwitz von der verschollenen Sprache dieser Wüstensöhne verstand, waren jene vier Worte, die er ohne Anstrengung zu entziffern vermochte.

„Le galib ile Ala," also lauteten sie, „kein Sieger als Gott!"

Hans Kaspar richtete den Blick voll auf das Antlitz des Banditenführers, das in der magischen Beleuchtung der Vollmondnacht starr wie ein Profil aus Erz erschien. Deutlich erinnerte sich Krackwitz in diesem Augenblick des hinterlassenen Manuscripts Pater Benedikt's, des Lord Carweß, jenes beschriebenen Linnenstreifens, das der Staatsrath Dubois in boshafter Laune vor seinen Augen verbrannt hatte, dessen Worte aber sich fest und tief in des Junkers Gedächtniß eingeprägt hatten. „Allmonatlich in der Vollmondnacht betet auf diesem Plateau, das im Volksmunde ‚Aly Athar's Fluch' genannt wird, vor jenem Grabmal mit dem eingravirten maurischen Königsspruche Abu Tarik, der Edle, und hat ihn Gott zu sich berufen, so sein Sohn oder Enkel; der da betet aber trägt Meno Almahadi's dritten und letzten Ring ..."

Drüben dampfte die Schwefelquelle und hier stand der Granitblock mit der Devise der alten Maurenfürsten: kein Zweifel mehr, Krackwitz hatte das Ziel seiner abenteuerlichen Fahrt trotz aller Widerwärtigkeiten, die ihm den

Weg versperrten, erreicht. Der Boden, auf dem sein Fuß ruhte, war das Felsplateau, dem man den wunderlichen Namen ‚Aly Athar's Fluch' gegeben, weil unter König Ferdinand's kriegsreicher Regierung ein Maurenritter dieses Namens mit seiner Truppe hier vernichtet worden war.

War Abu Tarik, der „Edle", oder war sein Sohn oder Enkel identisch mit Diaz Gonzales, dem verwegenen Räuber? Blitzartig tauchte diese Frage im Hirn des Junkers auf, aber zu grübelnden Untersuchungen, zur ausführlichen Erwägung der Möglichkeiten fehlte die Zeit. Ohne Besinnen trat Krackwitz dicht vor Gonzales hin.

„Ehe ich zu meinem Lager zurückkehre," sagte er fest und mit Nachdruck, „gestatten Sie mir, Sennor Gonzales, noch einige Worte. Man sagt, Sie seien kein Räuber wie jene hundert Anderen, die im Hinterhalt der Gebirge die Reisenden plündern, und dies allgemeine Urtheil über Sie, dem auch Ihre Feinde zustimmen müssen, bewegt mich, eine Frage an Sie zu richten, die seltsam klingen mag, wenn Sie nicht im Stande sind, sie zu beantworten, die aber dennoch für mich von großer Bedeutung ist. Dem gleichen Ort, auf dem wir stehen, diesem Felsplateau, dieser Schwefelquelle, diesem einsamen Grabstein galt meine Reise. Ich suche Abu Tarik oder *den* aus seiner Nachkommenschaft, der aus seinem Munde die Verpflichtung übernommen hat, allmonatlich in der Vollmondnacht an diesem Grabe zu beten. Sennor Gonzales, ist der Name Abu Tarik's oder er selbst Ihnen bekannt?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Kind der Berge.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

1. (Nachdruck verboten.)

In einem der herrlichsten Thäler des Salzkammerguts, fern von der Eisenbahn, liegt malerisch am Fuß mächtiger Almenberge das ansehnliche Dorf, in dem der Gasthof „Zu den drei Sternen" der bedeutendste ist.

Er gehörte der Wittwe Monika, und sie versah das flotte Geschäft in der Sommerzeit seit Jahren schon allein. Nachdem ihre hübschen Töchter sich nach anderen Ortschaften gut verheirathet hatten, war nur noch zu ihrer Unterstützung, zumal für die bedeutende Viehwirthschaft und Alpenkäserei, ihr neunzehnjähriger Sohn Karl im Hause. Aber sie fühlte sich doch als alleinige Herrin darin und führte strenges Regiment über den jungen Burschen, über die Knechte und Mägde, so daß sie beinahe als eine schlimme Bäuerin in der Gegend verschrien war. Ihre Sommergäste lobten sie dagegen wegen ihrer Ordnung im Hause, wegen ihrer Küche und auch wegen ihrer Rechnungen. Von Jahr zu Jahr hatte der Besuch zugenommen, und es gab Stammgäste darunter, die schon mehrere Sommer hintereinander

Digitized by Google

hier ein paar Wochen zugebracht hatten, um die Ruhe und die Schönheiten des Gebirges zu genießen.

Zu diesen wiederkehrenden Sommerfrischlern gehörte die Familie des Professors Steindel aus Wien, wo derselbe eine Gesangschule von Ruf in der Musikwelt mit seiner Frau zusammen unterhielt. Von den Mägden im Hause Mutter Monika's bediente diese Familie mit ihren drei Kindern vorzugsweise die Cilli, ein junges, schmächtiges Dirndl mit blonden Haaren, die kraus das magere Gesicht umrahmten, dessen große braune Augen ihm einen angenehmen und klugen Ausdruck verliehen.

Frau Steindel hatte das bescheidene Mädchen wegen seiner Willigkeit und seines anstelligen Wesens lieb gewonnen, und da sie überhaupt die Absicht gehabt, sich ein frisches Naturkind aus dem Gebirge mit nach Wien zu nehmen, zunächst zur Abwartung ihrer zwei Kleinsten, so machte sie kurz vor ihrer Abreise der Cilli den Antrag, in ihre Dienste zu treten und sogleich mit ihr nach der Hauptstadt zu kommen.

Cilli war beinahe in Schrecken darüber gerathen. In ihrer Verwirrung wußte sie nichts Anderes zu antworten, als daß sie ohne Bewilligung ihres Vaters und der Frau Sternenwirthin nichts entscheiden könne. Das war ja auch selbstverständlich. Daher machten sich der Professor und seine Frau zunächst auf den Weg zu dem Vater des Mädchens.

Das war der Schnitzerjörgl, der ganz am Ende des Dorfes bei armen Leuten wohnte und sich mit Schnitzen von Löffeln und Messern dürftig ernährte. Er galt für

einen raufluſtigen und trunkſüchtigen Geſellen, und war ſeit dem Tode ſeiner Frau, die Gewalt über ihn gehabt, mehr und mehr heruntergekommen. Seine Tochter war von ihm gegangen, weil er ſie beinahe Tag für Tag mißhandelte, und die Sternenwirthin hatte ſie aus Gnade und Barmherzigkeit über den Sommer zu ſich genommen, damit ſie bei ihrem Vater nicht verdorben werde.

Dies Alles wußte auch Frau Steindel, und darum wollte ſie das arme Ding aus ſolch' unglücklichen Verhältniſſen herausreißen.

Dem widerſetzte ſich der Schnitzerjörgl auch gar nicht. Seit dem Ableben ſeiner Frau verhehlte er gegen Niemanden mehr, daß er die Cilli nicht leiden möge, und man erzählte ſich über den Grund davon allerlei Geſchichten. Ob die nun wahr oder erfunden, gewiß war, daß er ſich ihr als kein guter Vater zeigte. Gleichgiltig war es ihm daher auch, ob die Cilli im Dorfe blieb oder nicht. Nur machte er der feinen Dame aus Wien die Bedingung, daß ihm die Hälfte des Lohnes zukommen müſſe, den ſeine Tochter in der neuen Dienſtſtellung erhalten ſollte. Dies wurde nun ohne Weiteres dem unverſchämten Manne verſprochen und ihm, da er die Angelegenheit einmal wie einen Handel betrachtete, vorweg eine entſprechende Summe in Ausſicht geſtellt, wenn Cilli die Stelle annehme.

„Was!" rief er darauf drohend. „Sie ſoll ſich nicht unterſtehen, ſich dagegen etwa noch ſperren zu wollen! Ich möcht's ihr nicht rathen! Sie kennt mich auch und wird alſo gehorſam ſein. Ich hab's nun hier abgemacht, und ſo gilt's auch."

Die Sternenwirthin erhob noch weniger Bedenken, Cilli sogleich aus ihrem Dienst zu entlassen.

„Für die Dirn',“ sagte sie der Frau Professor, „ist's ja nur gut, wenn sie von hier wegkommt und bei einer ordentlichen Herrschaft einen Unterstand findet. Hat der Sommer sein Ende, so kann ich sie doch nicht mehr brauchen. Ich müßte blos eine unnütze Person an ihr ernähren. Und,“ setzte sie noch mit einem zornigen Blick hinzu, „es ist mir auch sonst lieb, daß sie ganz und gar von hier fortgeht. Mein Karl, der Laff, guckt mir zu sehr, glaub' ich, nach dem dummen Ding. Ich hab' ihm erst gestern meine Meinung deswegen gesagt und ich möcht's nicht noch einmal.“

Nach dieser Erledigung ließ sich Frau Steindel das Mädchen auf ihr Zimmer kommen, um es selber noch zu befragen.

Cilli kam, wie wenn sie ein Verbrechen gestehen solle. Aermlich mit einem dunklen Mieder und einem roth und schwarz gestreiften Rock bekleidet, grobe Nagelschuhe an den Füßen, blieb sie voller Befangenheit, wie sie eine solche sonst bei ihren Aufwartungen nicht zu bezeigen pflegte, an der Zimmerthüre stehen. Thränen standen in ihren Augen und perlten dann über ihre Wangen.

„Mein Gott!“ sagte Frau Steindel etwas empfindlich zu ihr, „Du thust ja gerade, als handle es sich um Dein Unglück! Hast Du denn keine Lust, mit uns nach Wien zu gehen? Dann sprich nur frei heraus, Cilli!“

Da belebte sich ihre kindliche Figur. Ihre Augen blitzten auf und sie stürzte zu der Dame hin, als wolle sie ihr die Hand küssen und sie um Verzeihung bitten.

Digitized by Google

„Nein, nein, ich geh' ja gern mit Ihnen!“ stieß sie hervor. „Es war mir nur so weh zu Muth — weiß nicht, warum. Ich hab' mich gefürchtet vor dem großen Wien. So wird's sein.“

„O,“ entgegnete ihr wohlwollend die Professorin, „Du fühlst schon das Heimweh, Cilli. Nun, das ist ja natürlich. Du wirst's bald überwinden und kannst doch, meine ich, von hier ohne viel Herzeleid fortziehen. Bist Du brav, so wird es Dir gut gehen und gefallen bei uns in Wien.“

„Brav will ich sein, gnädige Frau, das gelob' ich; das hab' ich mir vorgenommen in allem Ernst.“

Und nun strahlte ihr Gesicht vor Freude. Sie dankte mit einfachen, aber rührenden Ausdrücken aus bewegtem Herzensgrunde ihrer Wohlthäterin, und als sie nun derart ihren Vertrag mit der neuen Herrschaft fest abgeschlossen hatte, stürmte sie die Stiege des Hauses in heller Lust hinunter. Sie hätte einen Jauchzer herausjubeln mögen, so einen rechten und prächtigen, wie sie ihn oben auf der Alm in die Weite rief, und wie kaum Eine im Dorf ihn so melodisch und starkstimmig erschallen lassen konnte.

Am anderen Vormittag sollte sie schon mit der Familie abreisen. Kaum dämmerte der Augusttag herauf, als sie ihr Kämmerlein im Gasthause verließ. Das ganze Dorf war noch todtenstill; alle seine Bewohner lagen wohl noch im Schlaf. Die ersten Hahnenrufe grüßten sie, wie sie flüchtigen Schrittes die Dorfstraße hinauf zu den Bergen lief. Sie athmete begierig, wie mit verschmachtender Seele, den frischen Morgenodem und badete ihr heißes Antlitz in

Digitized by Google

den reinen Lüften, die über das thauige Gras strichen. Am blaugrauen, wolkenlosen Himmel stand noch ein glänzender Stern. Sie schaute zu ihm auf, als ginge sie ihm nach, als leite er ihre Wege quer über die grünen Almen hin.

Immer höher stieg sie in die Berge, und da oben auf der Alpe, von wo man tief unten das Dorf sehen konnte, in dem sie geboren und bisher aufgewachsen war, stand sie still, und die goldene Pracht des sich erhebenden Sonnenballs umflimmerte auf einmal ihre zarte Gestalt. Ihre Augen schauten mit Wollust die strahlende Lichtfülle, ein Entzücken spielte in ihren kindlichen Mienen, und über ihre Lippen kam jetzt ein Jauchzer aus der Tiefe der Brust, jubelte wie Lerchenschlag hinauf in den durchsonnten Aether, flog zu den hohen Felsköpfen der entfernteren Berge, hallte wie ein Weckruf von den thaufunkelnden Almen zurück.

Dann stieg sie wie mit Gazellenschritt weiter, und immer wieder, wenn sie einhielt, ertönte in vollen Tönen ihr Jauchzer über die Almen hin. Und ein anderer antwortete ihr endlich, ein anderer, als der des Echo's. Der kam vom Senn her, der auf dem Hochleger da drüben seine Hütte hatte. Sie wußte es wohl und just zu ihm wollte sie.

Bald war sie auch da, und Sepp, der alte Senn, empfing sie vor seiner Hütte. Ringsum waideten die Kühe der Frau Monika, und die Schellen um den Hals der Thiere klangen fröhlich durch den Morgen.

„Woher kommst' denn so in aller Früh, Cilli?"

„O schau," rief sie ausgelassen, „ich geh' um Mittag

fort nach Wien und will Dir noch Lebewohl sagen, guter Sepp. Kannst mir auch einen Schluck Milch geben."

Sie trat in die niedere Hütte, wo in einer Ecke die Herdgrube mit einem beweglichen Tragbalken zum Aufhängen des Käsekessels war. Einige Gestelle, auf denen der Senner die Käseformen zurechtlegt, ein Pfannenholz mit ein paar rußigen Pfannen, ein roh gezimmerter Tisch mit Sitzbank — das war die übrige Einrichtung des niedrigen Hüttchens.

Cilli setzte sich auf die Bank und biß mit großem Appetit in ein Stück Brod, das auf dem Tisch lag, während Sepp in den Milchkeller gestiegen war und eine Schale mit frischer Milch heraufbrachte.

„Nach Wien! Jeh, jeh! Wie hat sich denn das gemacht?" fragte er sie, und nun erzählte sie es ihm. Dann, nachdem sie auch getrunken, sprang sie auf, weil sie zur rechten Zeit unten im Gasthof sein wollte, und der alte Sepp reichte ihr die Hand mit dem Abschiedsgruß: „Behüt' Dich Gott, Cilli, und komm' gesund wieder heim!"

Sie eilte davon; er hörte ihren Jodler noch oft, nachdem sie seinen Augen schon längst entschwunden war. Und wie die Cilli an die unteren Weiden kam, da jauchzte sie ihre Lust und ihr Abschiedsweh noch einmal von Herzensgrund aus.

Auch hier wieder antwortete ihr ein Jauchzer von fern, von unten herauf. Sie stutzte. Diese Stimme kannte sie auch; aber sie hatte ihren Zuruf nicht, wie den des Sennsepps, erwartet. Mit großen Augen schaute sie aus und sprang weiter den Hang hinab. Da tauchte plötzlich vor

Digitized by Google

ihr eine Jungburschengestalt in spitzem Filzhut und Lodenjoppe auf, mit einem scharfgeschnittenen Gesicht, in dem ein paar dunkle Augen blitzten. Pfiffig und gutmüthig lächelnd schaute es auf die kleine Maid.

„Hab's mir doch gedacht, daß Du hier oben seiest, Cilli," sprach er sie an, „und darum bin ich auch von Haus gegangen, um nach der Sennhütte hinaufzusteigen. Wie ich nun Deinen Juchzer gehört — ja, Cilli, da ist mir ordentlich stolz zu Muth gewesen darüber, daß ich richtig vermuthet hatte."

„Ei, Karl, Du konntest wohl denken, daß ich noch einmal so recht Almenluft athmen wollte, ehe ich von hier scheiden muß," antwortete sie treuherzig. „Und freuen thut's mich auch, daß ich Dich hier treffe, um Dir doch noch Lebewohl zu sagen."

„Das freut Dich? Und mich macht's traurig, Cilli, daß Du fortgehst."

„Ich mein' gar! Was kann's Dich so angehen, daß ich in einen anderen Dienst und weg von hier komme?"

„Du müßtest ein blitzdumm' Mädel sein, wenn Du nicht gemerkt hättest, daß ich Dir gut bin, Cilli?"

Er sagte dies so innig, daß sie bis über die Ohren roth wurde; aber in einem strengeren Tone, als es ihr zu Gemüth war, versetzte sie: „So darfst Du nicht reden, Karl!"

Sie machte Anstalt, fortzulaufen. Doch er faßte ihren Arm und blickte keck in ihre Augen, indem er sagte: „Du gingest wirklich davon? So? Ohne mir eine Hand zum Abschied zu geben? Cilli, das darfst Du nicht, denn so

behandelt man nimmer einen guten Freund. Und der bin ich Dir doch! Brauchst Du Dich denn darum zu schämen oder zu verdrießen?"

„Laß mich, ich muß heim! Da hast Du meine Hand, Karl; ich danke Dir, daß Du mir freundlich gesinnt bist, und ... und nun leb' wohl!"

Er ließ ihre Hand nicht los.

„Du kommst ja noch früh genug nach Haus. 's ist eben erst fünf Uhr gewesen. Du kannst also wohl noch ein paar Worte mit mir sprechen."

„Nein, Karl, wahrlich nicht," wehrte sie ihn ab, ohne gerade heftig dabei zu sein. „Ich will auf dem Weg noch in die Antonskapelle und da zu Unserer lieben Frau beten, daß es mir gut gehe in der Fremde und in dem großen Wien. Und dann zum Vater. Muß ihm doch ein kindlich Lebewohl sagen, damit ich keinen Unsegen habe. Halt' mich also nicht länger auf, ich bitte Dich!"

„Gut, Cilli, Deine Hand hast Du mir gegeben. Nun auch noch ein Busserl, und dann geh' mit Gott!"

Der Verwegene zog sie wahrhaftig an sich und wollte seine Lippen den ihrigen nähern.

„Laß mich los, Karl!" rief sie und neigte jäh ihren Kopf zur Seite. „Was fällt Dir nur ein!"

„Es soll ja ein Busserl in allen Ehren sein, Cilli," meisterte er lächelnd die Schwächliche, die mit ihm rang, „ein Abschiedsbusserl. Und weißt Du, was das bedeuten soll? Daß ich Deiner in Liebe gedenken will und daß Du wiederkommen sollst."

„Laß mich! Laß mich!" stieß sie ganz verwirrt her-

Digitized by Google

vor. „Du brauchst so albernen Scherz nicht mit mir zu treiben. Dazu hast Du kein Recht und ich hab' Dir auch keinen Anlaß gegeben."

„Scherz? Ich will Dir zeigen, daß mir's Ernst ist und ich mir das Recht nehme, wo ich's haben will."

Und sie mußte seinen Kuß hinnehmen, wie sie auch den Kopf hin und her schüttelte.

„Adjes! Gehe es Dir gut, Cilli, behüt' Dich Gott und komme bald wieder in Deine Heimath."

Damit gab er sie frei und sie lief mit blutrothen Wangen davon, als sei sie verfolgt, und schaute sich nicht einmal um, während der Sohn der Frau Monika ihr noch lange nachsah.

2.

Cilli gefiel es vom ersten Tage an in des Professors Diensten als Kinder- und Stubenmädchen sehr wohl. Sie hatte städtische Kleidung bekommen, worin sie viel zierlicher aussah und sich sehr bald auch eine freie, natürlich anmuthige Haltung angewöhnte.

Nach Wiener Art hatte sie auch ein weißes Häubchen auf ihr krauses, röthlich blondes Haar setzen müssen, und das stand ihrem Köpfchen so putzig, daß sie sich manchmal am Tage in der Mägdekammer vor den kleinen Spiegel stellte, ihr Bild darin beliebäugelte und laut darüber auflachte.

Sie kam sich vor wie ein junges Weibchen, und dabei dachte sie dann auch an den Sternenkarl zu Hause, sie wußte gar nicht warum. Aber der junge Bursch kam ihr seit der Abreise vom Alpendorf überhaupt nicht mehr aus

dem Sinn, und sie spazierte, wenn sie die Kinder auf die Ringstraße oder in den Prater führen mußte, in Gedanken immer mit ihm. Wenn er, so spielte ihre Einbildungskraft wohl, doch auch nach Wien käme, über all' die schönen Häuser da, über dies bunte Menschen- und Wagentreiben, über die feinen Toiletten der Damen sich so verwundern könnte, wie sie! Wenn er plötzlich um die Straßenecke ihr entgegenträte, wie jenesmal auf der Alm! Welch' ein Wiedersehen! Wie würde sie voller Freude ihn bewillkommnen!

Freundlich wurde sie von ihrer Herrschaft, zumal der Professorin, behandelt. In der großen Wohnung ging es vornehm her, Besucher kamen von Morgens bis Abends jeden Tag, was ihr eine Fülle angenehm abwechselnder Eindrücke bot. Da kamen Damen und Herren, Alle noch jung, die Gesangsunterricht hatten, sei es bei der Frau oder bei dem Herrn Professor. Gab er oder sie keine Stunde in dem Musikzimmer, so empfingen sie Besuche in dem Salon, und da wurde lustig geplaudert, viel musizirt und gesungen. Dies währte meist bis spät in die Nacht hinein, wenn der Professor mit seiner Frau nicht ausging, sei es in's Theater, oder in's Konzert, oder in Privatgesellschaft.

Cilli fand ihr neues Leben so schön als möglich; die Tage vergingen ihr wie im Fluge, und nachdem sie von der Frau Steindel auch an einem Sonntage mit der Köchin zusammen in die Oper geschickt worden war, konnte sie vollends den Wechsel ihres Geschickes nur als ein Glück preisen. Und diese Glückseligkeit wirkte schnell auf ihre

Digitized by Google

äußere Erſcheinung vortheilhaft ein. Ihre Wangen rundeten ſich und erhielten mehr Farbe; ihre Augen wurden glänzender, ſprechender, und ihr ganzes Benehmen gewandter.

Dennoch, ſie war ein Kind der Berge und viel zu gemüthsreich, um es verleugnen zu können. Zuweilen kam das Heimweh über ſie, und wenn ſie dabei oben im ſechsten Stockwerk von dem Fenſter ihrer Manſarde auf die Steinhäuſer blickte, die ringsum ſich vorthürmten, ſo erfaßte ſie die Sehnſucht nach den Bergen der Heimath, nach den grünen Almen, nach der reinen, friſchen Luft, die da wehte, nach dem weiten Himmelsgewölbe, das ſich da über die Menſchen ſpannte. Dann ſang ſie ſich wohl eins oder das andere der kleinen, einfachen Volkslieder, die ihr von Kindheit auf geläufig waren, oder ein paar kernhafte Schnaderhüpfel, wohl auch ein Jauchzer befreite die Spannung in ihrer Bruſt.

Es gibt ja traurige wie luſtige Jauchzer für dies ſangluſtige Völkchen der Alpen im Salzkammergut, Ziller- und Innthal; der eine iſt eine melodiſche Klage, der andere ein Gejubel. Und wie es der Cilli gerade zu Muth war, ſo kam er heraus, der Jauchzer, wenn ſie oben im Kämmerlein allein beim Ankleiden war. Mein Gott, man ſang ja im Hauſe von früh bis ſpät! Warum ſollte ſie nicht auch hoch oben unterm Dach ihren Naturgeſang manchmal ertönen laſſen?

Eines Morgens, eben als ſie aus ihrer Manſarde in die untere Wohnung der Herrſchaft zurückkehrte, ließ ſie der Profeſſor in ſein Studirzimmer rufen. Dies war ihr

so etwas Ungewöhnliches, daß sie in helle Angst darüber gerieth. Noch niemals während der Wochen, daß sie im Hause lebte, war sie anders in jenes Gemach gekommen, als Morgens früh zum Aufputzen, ehe es der Herr betrat. Sie hatte förmlich eine heilige Scheu davor, und vor dem Professor beinahe nicht minder. Wie sie ihn in der Sommerfrische in ihrem Gebirgsdorf gekannt, war ihr von solcher Scheu vor ihm nichts eigen gewesen. In Wien jedoch hatte sich dieselbe gleich von Anfang an eingestellt und sich von Tag zu Tag gesteigert. Es mochte das strengere Hausverhältniß daran schuld sein; aber der Professor zeigte sich zu Hause auch anders, als im Gasthof der Mutter Monika. Dort war er immer heiter und freundlich gewesen und hatte manchmal mit Cilli gescherzt oder ein artiges Wort an sie gerichtet. In Wien, in seiner Wohnung, beachtete er sie kaum, sprach fast nie zu ihr, und dann nur kurz und befehlend. Es kränkte sie das aber gar nicht, weil es überhaupt im Hause so seine Art war; aber es flößte ihr einen Respekt vor ihm ein, der an Furcht grenzte. Sie hatte sogar daraus gefolgert, daß die städtischen Menschen viel angenehmer sind, wenn sie auf dem Lande zu ihrer Erholung sind und nichts zu thun haben, als wenn sie zu Hause ihr Geschäft betreiben. Denn Herr Steindel, den sie als Magd im Gasthof „Zu den drei Sternen" niemals unwirsch gesehen, hatte in Wien schon öfter sehr böse und hitzig gegen seine Frau sowohl, wie selbst gegen junge Damen sein können, die als seine Schülerinnen zu ihm kamen.

Er war ein kleiner, hagerer Mann von kaum vierzig

Jahren, ſtets elegant in ſeiner Kleidung und fein in ſeinen Manieren, mit einem klugen, friſchwangigen Geſicht, lebhaften grauen Augen und hoher, kahler Stirn. Cilli hatte dies Alles viel einnehmender an dem Sommerfriſchler gefunden, als an dem Herrn Profeſſor in Wien.

Sie begab ſich daher jetzt mit argem Herzklopfen in ſein Zimmer und ſtand da wie eine zitternde Sklavin vor ihrem gefürchteten Gebieter.

„Ich habe Dich ſchon ein paarmal ſingen hören," ſagte er in einer Weiſe zu ihr, daß ſie glaubte, er wolle ihr deswegen einen Verweis ertheilen. Daher wäre ſie vor Schreck beinahe in die Kniee geſunken. Sie konnte keine Lippe rühren, obwohl der Profeſſor nach dieſer Anrede ſchwieg und dicht vor ihr ſtand, die Antwort erwartend. „Kennſt Du die Noten?" fragte er ſie dann ebenſo ſtrenge.

„Ich . . . ich?"

Mehr konnte ſie nicht herausſtammeln.

Er bemerkte ihre Angſt und nahm darum eine freundlichere Miene an. In einem Ton, wie ihn Cilli aus ſeinem Munde als Magd im Sternengaſthof früher gehört, hob er wieder an: „Du kennſt die Noten nicht, Cilli, nicht wahr? Haſt auch das Singen nicht ſchulmäßig gelernt? Antworte mir doch! Ich will Dich ja nicht beißen. Warum ſtehſt Du denn ſo verdonnert vor mir?"

Antworten konnte ſie noch immer nicht. Doch faßte ſie ſich wieder und wie ein Stein fiel's ihr vom Herzen.

„Höre 'mal, Cilli," fuhr er noch freundlicher fort, „ich glaube, daß Du einen Schatz in Deiner Kehle haſt, den man zu Deinem Glücke heben muß. Ich wußte ja gar

nicht, daß Du eine so schöne Singstimme hast. Ein paarmal habe ich sie schon gehört, ohne zu ahnen, daß sie Dir gehört. Vorhin wieder. Da bin ich auf die Spur gekommen, bin hinauf zu den Mansarden gestiegen und habe eine Weile vor der Thüre gehorcht. Du mußtest die Sängerin sein, weil Du nicht in der Wohnung warst, und meine Frau, die ich deshalb nachher befragte, mir mittheilte, Du wärest oben in Deiner Kammer und Du sängest öfter daselbst. Nun sei einmal so gut und singe hier, hier vor mir. Das kann vielleicht Deinem Leben eine ganz andere Wendung geben, eine ganz andere, Cilli, und ich will Dir dann dazu helfen, so viel ich kann. Also laß Dich einmal erst hören. Dreh' Dich um, schau mich gar nicht an; denke, daß Du hier allein seiest, und singe frei und froh, wie Du es oben vorhin gethan."

Die Cilli hätte es aber im Augenblick beim besten Willen noch nicht vermocht. Das Herz klopfte ihr noch zu sehr und die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Nur nicht mehr aus Angst, sondern vor Aufregung über das, was ihr der Professor gesagt. Gänzlich verstand sie nicht den Sinn seiner Rede; doch was sie davon begriff, schmeichelte ihr, und sie konnte dies in ihren sich aufhellenden Mienen nicht verbergen. Schon im Dorf hatte man ihre Stimme gelobt, und der Karl hatte sich in ihre Jauchzer förmlich verliebt. Aber jetzt vor dem gestrengen Herrn Professor, in seiner Studierstube so einen Schnaderhüpfel singen, einen Jauchzer loslassen — das schien ihr unmöglich zu sein.

Indeß ließ Steindel nicht ab, in sie zu dringen, und da er sich dabei immer freundlicher und gütiger bezeigte,

Digitized by Google

ſo wurde das Mädchen mehr und mehr willig und erklärte endlich hellmuthig und lachend, daß es daſſelbe ſingen würde, wie vorhin in der Kammer; nur müſſe der gnädige Herr im Nebenzimmer zuhören.

So ging denn Steindel in's Nebenzimmer, ließ die Thüre etwas offen und horchte. Es währte noch eine Weile, ehe Cilli anhob. Leiſe, zaghaft kam es heraus. Dann aber nahmen ihre Töne Fülle und Rundung und ſchwellende Kraft an, bis die ganze Luſt, der volle Muth ſich darin ausdrückten.

Der Profeſſor war entzückt. Eine ſo prächtige Altſtimme hatte er ſelten gehört. Sie nicht in ſeine Schule zu nehmen, zu bilden, der Kunſt zuzuführen, hätte ihm ein Verbrechen gedünkt. Seine lebhafte Phantaſie malte ſich, während er da auf das einfache Liedchen und den nachhallenden Jauchzer horchte, ſchon die glänzende Zukunft dieſes Mädchens als Sängerin aus. Welcher Ruhm auch für ihn, dieſe Stimme entdeckt und ausgebildet zu haben! Welcher Gewinn für ſein Inſtitut, auf deſſen Ruf und neue Erfolge er ſtolz bis zum Aeußerſten war! Und von einer ſolchen Stimme verſprach er ſich einen ungewöhnlichen, einen glänzenden Erfolg.

Als Cilli geendet, trat er mit freudeglänzenden Augen in's Studirzimmer zurück, nahm ſie bei der Hand und ſagte in großer Aufregung: „Cilli, Du biſt von heute an meine Schülerin. Alle Tage erhältſt Du Stunde, alle Tage mußt Du üben, genau ſo, wie ich Dir vorſchreiben werde. Es iſt Dein Glück, Mädchen; Du wirſt viel Geld verdienen, wenn Du eine fertige Sängerin geworden biſt.

Digitized by Google

Willst Du? Willst Du mir als Deinem Lehrer unbedingt gehorsam und sehr fleißig sein?"

Es tanzten alle Möbel im Zimmer vor ihren Augen, und der Kopf brannte ihr. Sie war wie im Rausch. Mechanisch nickte sie und dann stieß sie förmlich heraus: „Ja, ja! Ich will gern!"

Nun konnte sie gehen. Und sie schwankte durch die Zimmer und besann sich, was sie denn jetzt thun solle. Ihre gewohnte Pflicht war um diese Zeit, den Staub von den Möbeln im Salon zu wischen und dann die Kinder anzuziehen. Am liebsten wäre sie aus dem Hause gelaufen, in's Freie, in die Berge, um zu singen und zu jodeln. Aber sie holte doch den Staubwischer und begann damit zu arbeiten. Die Hände flogen mit dem Tuch über die Möbel, und ihre Gedanken in eine Märchenwelt, wie sie ihr jüngst in der Oper vor Augen erschienen war. Sie putzte immer weiter in ihrem Feuereifer, und wie eine Melodie formten sich in ihrem Sinn die Sätze, die ihr von der Rede des Professors in Erinnerung geblieben waren: „Es ist Dein Glück, Du wirst viel Geld verdienen!" —

Die Frau Professor war gar nicht entzückt darüber, als ihr Mann ihr ankündigte, daß Cilli fortan seine Schülerin sein werde. Die Hausfrau wollte ihr Kindermädchen, das sie sich aus der Sommerfrische im Gebirge mitgebracht und mit dem sie sehr zufrieden war, nicht so leicht fahren lassen. Vielleicht spielte dabei eine gewisse Eifersucht mit, ihrem Manne mit der Entdeckung der Begabung Cilli's nicht zuvorgekommen zu sein; oder als ihre Lehrerin nicht selbst in das neue Geschick der Bauerndirne eingreifen zu

dürfen. Aber sie gab die Stunden ausschließlich für Konzertgesang und ihr Mann für den dramatischen, für welchen Cilli von ihm bestimmt war, weil er sich davon das Glück ihrer Zukunft versprach. Sie fügte sich also, zumal ihr Haustyrann nichts dagegen hatte, daß seine neue Schülerin nebenbei einstweilen noch das Kindermädchen spielte.

In wenigen Wochen gestaltete sich das Verhältniß Cilli's im Hause schon von selber anders. Sie zeigte sich als eine so fleißige Schülerin und machte so auffällige Fortschritte, daß Steindel begeistert davon war und damit seine Frau ansteckte. Sie schwelgten jetzt Beide in der hohen Erwartung von Cilli's künstlerischer Zukunft, und es geschah dies theils aus Ehrgeiz für ihr Institut, theils aber auch aus Freude über das Verdienst, das sie sich durch die Fürsorge um das begabte Mädchen erwarben.

Eine andere Kindsmagd wurde angeschafft, Cilli wie eine Anverwandte behandelt und wie ein Fräulein gekleidet, damit sie den anderen Elevinnen auch äußerlich ebenbürtig erscheine.

Cilli veränderte sich unter diesen Einwirkungen und Anleitungen sichtbar. Wie sie körperlich sich überraschend zu ihrem Vortheil auswuchs, so entfalteten sich auch ihre geistigen Eigenschaften in viel versprechender Art. Ihr Glück machte sie nicht übermüthig, aber sie ging in ihre neue Stellung mit wachsendem Selbstgefühl über. Ihre Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter drückte sich ohne Demuth in kindlicher Zutraulichkeit aus; ihr Benehmen gegen ihre Mitschülerinnen war bescheiden, freundlich und doch voller Bestimmtheit, wie sie ein energisch veranlagter Cha-

Digitized by Google

rakter verleiht. Sie wurde der Liebling der jungen, beim Professor studirenden Damen, wie sie es auch in der Familie desselben war. Jedermann, der sie kennen lernte, sei es im Salon des Hauses, sei es in den Gesellschaften, wohin der Professor und seine Frau sie mitnahmen, oder wohin sie durch ihre Freundinnen geladen wurde, nahm einen freudigen Antheil an ihrer schönen Entwickelung.

Noch ein Jahr verging, und während desselben hatte sie ihr Lehrer mit einem Rollenrepertoire ausgestattet, das sie in den Stand setzte, den Platz einer ersten Sängerin an der Oper ausfüllen zu können. Die Proben im Hause waren vortrefflich ausgefallen. Bei seinen Verbindungen wurde es dem Professor leicht, seinen Schützling zunächst auf dem Theater einer Provinzialstadt dem Publikum vorzuführen.

Das erste Auftreten Cilli's daselbst litt wohl noch unter einer ihr unüberwindlichen Befangenheit; aber über die Schönheit, den Umfang und die merkwürdige Kraft ihrer Stimme gab es nur ein Urtheil. Beim zweiten Mal überraschte sie durch die völlige Sicherheit ihres Auftretens und ihrer Technik des Vortrages, und die dritte Rolle, die für dies Probegastspiel noch bestimmt war, riß das Publikum zu stürmischer Begeisterung hin.

Die Folge war, daß sie sofort von der Direktion des Theaters ein für den Anfang sehr gutes Engagement erhielt.

Wer war glücklicher darüber, als Steindel, und Cilli selbst beinahe mehr um seinet-, als um ihretwillen. Sie umarmten sich nach der Unterzeichnung des Vertrages wie Vater und Tochter, und Beiden flossen Thränen der freu-

digſten Rührung über die Wangen. Die Bahn war ja nun gebrochen, die Theaterwelt ſtand Cilli offen, und der Profeſſor konnte ſtolz auf ſein Verdienſt darum ſein. Er hatte richtig vorausgeſehen und ſich in der Ueberzeugung, für die er die ſchweren Opfer bisher gebracht, nicht getäuſcht. Sie ſollten ihm jetzt auch in Geldwerth natürlich reichlich zurückerſtattet werden, nach und nach, wie er es mit Cilli vereinbarte, die ihn gebeten hatte, in allen dieſen Abmachungen geſchäftlicher Art ganz nach ſeinem Sinn zu verfahren, wohl wiſſend, daß ſie an ihm den beſten Freund beſaß.

Nochmals kehrte ſie mit ihm nach Wien zurück, um ſich für den Antritt ihrer Stellung unter ſeiner Fürſorge noch mit allem äußerlich Nöthigen auszuſtatten.

3.

Die glückliche Cilli! Nun nahm ſie der Profeſſor, da er Ferien machte, auch noch mit ſich in die Sommerfriſche, die er, wie gewohnt, wieder im Sternengaſthof von Mutter Monika zubringen wollte. Da konnte ſie alſo, ehe ſie die Theaterluft athmete, noch einmal in ihrer geliebten Heimath ihre Bruſt mit dem würzigen Odem der Alpenmatten füllen, die Berge wiederſehen, welche ſie in ihrer Kindheit ſo oft beſtiegen.

Und was nun ihre Geſpielinnen, überhaupt die Leute im Ort ſagen würden, daß ſie aus Wien wie ein feines Fräulein, als eine Künſtlerin des Geſanges, zurückkam, die ſchon vor dem Theaterpublikum unter rauſchendem Beifall ihre Probe abgelegt!

Digitized by Google

Wie Mutter Monika, deren Magd sie gewesen, und bei der sie jetzt als unabhängige junge Dame Quartier nehmen sollte — wie die große Augen darüber machen würde!

Und der Karl! Wie sich der über sie und ihr Glück freuen mußte!

Auch mit dem Vater konnte sie nun anders als vorher reden. Ach, ihr war, als sei sie eine Fee geworden, die Gutes über alle ihr nahestehenden Menschen zu bringen vermöge!

Ueberrascht konnten dieselben in ihrem Heimathsdorf nicht über die Veränderung ihres Lebensgeschickes sein, wie sie sich seit den zwei Jahren ihrer Abwesenheit vollzogen. Denn Frau Steindel hatte auch im Sommer zuvor, während der Professor und Cilli in Wien verblieben waren, ihren Aufenthalt bei Mutter Monika genommen, und ihr sowohl wie dem Schnitzerjörgl genug von der hoffnungsvollen Gesangsschülerin erzählt. Cilli selbst hatte ihrem Vater jedesmal, wenn sie ihm das Geld schickte, wozu sich der Professor verpflichtet fühlte, einen langen Brief über ihr Thun und Treiben geschrieben. Er hatte nie darauf geantwortet, schon weil er mit der Kunst des Schreibens auf sehr schlechtem Fuße stand.

Die Ankunft ihrer Gäste war der Sternenwirthin voraus gemeldet worden. Als nun der Wagen mit denselben am Eingang zum Gasthof hielt, kam sie mit ihrem freundlichsten Gesicht zur Begrüßung herzugelaufen. Sie schaute auch gleich nach der Cilli, und wie sie sie in dem stattlichen, elegant gekleideten Mädchen erkannte, reichte sie ihr

überraſcht die Hand und rief: „Ja, wie ſag' ich denn nun?“

„Cilli! Cilli! Wie ſonſt, Mutter Monika,“ fiel ihr dieſelbe gleich in's Wort und drückte ihr in lebhafter Freude die gebotene Hand. „Meint Ihr denn, ich hätt' mit dem Kleid meinen Sinn gewechſelt?“

Sicherlich, ſolche Rede gefiel der alten Bäuerin; aber es ging ihr doch mit dem Tone von früher nicht mehr ſo recht von der Zunge. Sie hatte ſo etwas wie Reſpekt vor Cilli oder vor ihrem Glück, und dahinein ſpielte doch auch eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit darüber, daß ſie, die Sternenwirthin, die Urheberin dieſes Glückes geworden ſei, indem ſie einſt das arme Mädel in ihr Haus genommen, wo der Profeſſor es kennen gelernt.

Beim Eintritt in den Flur des Gaſthofes kam der Karl den Gäſten in den Weg, wie von ungefähr, als wenn er gar nichts von ihrer Ankunft wüßte. Der ſchmucke Burſch, der viel kräftiger geworden war, machte ein verlegenes Geſicht, faßte aber die Cilli ſcharf in's Auge.

Sie trat augenblicks lebhaft auf ihn zu und ſagte: „Grüß Gott, Karl! Wie geht's Dir?“

Erſt konnte er ihr nicht antworten; dann aber ſtieß er hervor: „Kennſt mich alſo noch?“

„Wie Du doch fragſt! Wir haben uns zwar zwei Jahre nicht geſehen, aber ich bin darum doch hier keine Fremde geworden, meine ich.“

„Nun, Dir iſt's gut gegangen, Cilli, das ſieht man Dir an.“

Dabei betrachtete er ſie von oben bis unten mit einem

Digitized by Google

beinahe argwöhnischen Blick. Sie lachte ihm deshalb in's Gesicht und rief: „So wirst Du Dich doch auch darüber freuen, gelt? Warum schaust Du mich denn so sonderbar an? Ich bin die Cilli und werde es auch bleiben."

Er dachte in seinem Sinn, daß sie doch eine sehr andere Cilli als früher geworden sei. Damals hätte sie nicht so keck zu ihm zu sprechen vermocht. Er fühlte sich ihr gar nicht mehr so überlegen, wie vordem, und das verdroß ihn.

Nach dem Mittagessen ging Cilli zu ihrem Vater. Es war ihr wohl ein schwerer Gang, doch mußte sie ihn unternehmen, und sie that's auch im kindlichen Zug ihres Herzens, erwartungsvoll dabei, wie ihr Vater sie begrüßen würde. Was sie von ihm inzwischen gehört, hatte sie hinreichend belehrt, daß er in der Achtung der Dorfbewohner womöglich noch mehr gesunken war, in Unfrieden mit aller Welt lebte und darum so viel als möglich gemieden wurde. Er war längst der Kummer ihres Lebens geworden; in all' ihrer Freude über den Segen des Himmels, der auf sie so erkennbar gekommen war, bedrückte sie der Gedanke an ihren Vater.

Sie betrat das ärmliche Häuschen, wo er wohnte, mit Bangen und Zagen. Er war daheim. Seine Wirthsleute, welche die frühere Mitbewohnerin nicht eben in der besten Laune empfingen, sagten ihr auf ihre Frage, daß der Schnitzerjörgl wohl seinen Rausch ausschlafen werde, in dem er beim Mittagessen mit ihnen wieder Zank angefangen.

Die Furcht ließ sie schwanken, ob sie unter solchen Um-

Digitized by Google

ſtänden ihren Beſuch jetzt wagen ſolle. Aber ihr Pflichtgefühl überwog, ſie klopfte an die Thüre ſeines Zimmers und öffnete ſie gleich darauf.

Der Schnitzerjörgl lag angekleidet auf ſeinem Bett und rauchte aus ſeiner kurzen Pfeife. Man ſah ſeinem wüſten Geſicht an, daß er ſtark getrunken und ſich bei dem Zank aufgeregt hatte. Als er ſeine Tochter ſah, erhob er ſich von ſeinem Lager und ſchaute ſie groß und ſtier an.

„Grüß Gott, Vater!“ bezwang ſie ſich zu einem traulichen Willkommen und gab ihm die Hand, während ſie einen leichten Kuß auf ſeine Stirn drückte, was er geſchehen ließ, ohne nur durch eine Miene in ſeinem alten, trockenen, von den ungeordneten grauen Haaren umhangenen Geſicht eine Bewegung ſeines Gemüthes zu verrathen. „Ich ſchrieb Euch ja, daß wir heut' ankommen würden. Nun habe ich meinen erſten Ausgang doch zu Euch richten müſſen.“

Er gab einen brummenden Ton von ſich, ohne ſich weiter zu rühren, paffte ſeinen Tabak und ſchien zu erwarten, was ſeine Tochter ihm noch mehr zu ſagen habe.

Mit einem gewiſſen Ungeſtüm legte ſie ihren Arm um ſeinen Hals.

„Vater, Ihr empfanget mich ſo kalt! Das iſt doch nicht ſchön von Euch! Ich hab' Euch doch mit Abſicht und Wiſſen nie ein Leid zugefügt, bin nun zwei Jahre fort, und da dachte ich doch, mein Wiederſehen mit Euch würde freundlicher ſein. Und nun thut Ihr, als ſei ich Euch eine wildfremde und ganz gleichgiltige Perſon!“

Sie zog ihren Arm langſam wieder zurück und ſtand vor ihm mit hellen Thränen in den Augen. Er maß ſie

mit den seinigen und entgegnete dann scharf: „Ich hab's mir so vorgestellt, daß Du Dir herausnehmen wirst, mich zur Rede zu setzen. Du mußt Dir ja nun einbilden, was Besonderes zu sein und auf Deinen armen Vater herabsehen zu können. Spar' Dir aber Deine hochmüthigen Worte und Vorwürfe, ich sag' Dir's!"

„Wie ungerecht klagt Ihr mich an, Vater! Ich komme als Euer einzig Kind zu Euch, das Euch ehrt und liebt. Ich möchte, daß Ihr Euch freuet, wie gut es mir in der Fremde ergangen, wie so edle Menschen sich meiner angenommen und mir eine schöne Zukunft eröffnet haben. Nun kann ich doch bald für Euch sorgen, Vater, damit Ihr wieder Eure Tage in Ruh' und Frieden nach Eurem Gefallen verlebet."

„Darum soll ich Dir wohl danken und die Hände streicheln?" fuhr er ergrimmt auf. „Du willst Dich wohl als meine Wohlthäterin aufspielen, weil Du so eine Theaterprinzessin werden willst? Es ist mir gleich, sage ich Dir, es ist mir ganz gleich, was Du treibst."

„O mein Gott!" klagte Cilli leise und legte ihre Hand auf die erglühende Stirn. „Daß Ihr mich so empfangt, Vater!"

„Schweig', Du Dirn', oder ich gerathe in Zorn! Wenn ich Dich schon seh' in Deinem städtischen Gewand, steigt es mir heiß auf. Ja, ja, Du wirst Deinen Weg schon machen, es ist mir nicht bang' darum. Gar nicht, denn ich kümmere mich nicht mehr um Dich."

Da wallte aber Cilli's Blut auf und sie wollte die Kränkung und Beleidigung, die ihr mit diesem Empfang angethan war, nicht hinunterschlucken.

Digitized by Google

„Vater," rief ſie mit bebender Stimme, „zu ſolch' böſen Worten habe ich Euch nimmer Veranlaſſung gegeben. Ich bin kein ſchlechtes Mädel und werde auch keins. Eine Schand' iſt es auch nicht, zum Theater zu gehen, wenn's nicht aus Abenteuerei geſchieht. Und als eine ſorgſam geſchulte Sängerin kann ich nur ſtolz ſein, wenn ich in meiner Kunſt beſteh'; hättet Ihr nur etwas Liebe für mich, ſo würdet Ihr mir deswegen nicht eine Verachtung zeigen, als wäre es ſelbſtverſtändlich, daß ich nun einen leichtſinnigen Lebenswandel führen müßte. Ich werde mir in der Art als ‚Theaterprinzeß' nichts zu Schulden kommen laſſen, ſo wenig, als wäre ich eine Magd geblieben. Meine ſtädtiſche Kleidung braucht Dich auch nicht zu ärgern; wüßte nicht, warum. Sie iſt, wie ſich's jetzt gehört für mich."

Ihre muthige Entgegnung reizte ihn zu einem höhniſchen Auflachen.

„Wie ſich das jetzt in die Bruſt wirft! Du kannſt mich aber damit nicht um meine Meinung bringen. Juſt ſo hat Deine Mutter auch ſchön zu reden verſtanden. Ja, ja, es war mir, als hörte ich ſie, wie Du ſoeben geſprochen. Lug und Trug das," ſchrie er und ſchleuderte heftig ſeine Pfeife zu Boden. „Lauter Weiberfalſchheit und Gaukelei!"

Cilli begriff auf einmal, woher ihres Vaters Ingrimm gegen ſie ſtammte. Mitleidig ließ ſie ihre Augen auf ihm ruhen. In weichem Tone erwiederte ſie ihm: „Wenn Euch meine Mutter ein Leid bereitet hat, ſo laßt es doch mich nicht entgelten. Vergebt und vergeßt; laßt die todte

Frau in kindlichem Andenken bei mir, da sie mich doch wie eine gute Mutter behandelt und gehalten hat. Eben, weil Ihr mir zu verstehen gebet, daß sie Euch ein Herzeleid gethan und Ihr es noch nach Jahren nicht verwinden könnt, will ich Euch eine rechtschaffene Tochter sein und Euch gar keinen Grund geben, mir zu grollen. Seid gut, Vater! Laßt Euch nicht mehr durch jenes Herzeleid so niederdrücken, so verbittern gegen die Menschen, gegen mich. Ich will nicht Geld verdienen, ohne daß Ihr Eurer Armuth und eines so elenden Daseins, wie Ihr seit Jahren führt, ledig werdet. Mir soll es Pflicht und Herzenssache sein, Euch zu helfen. Nach und nach, so möchte ich, schaffe ich Euch von meinen Ersparnissen wieder ein eigen Haus hier an, einen Acker dazu, eine Wiese. Dann könnt Ihr wirthschaften und die Leute auch anders ansehen, als seither. Und ich, ich wäre dann erst wieder aus ganzer Seele froh und guter Dinge!"

Sie hatte richtig die Wunde des Schnitzerjörgl entdeckt, aber auch den heilenden Balsam da hinein geträufelt. Der wüste Graukopf starrte sie voller Erstaunen an. Zu ungewohnt war ihm der Ton der Liebe, den seine Tochter angeschlagen. Noch mehr jedoch hatte er bei ihren Worten aufgehorcht, die ihm eine so unverhoffte Aufbesserung seines Daseins in Aussicht stellten. Wieder sein eigen Häuschen haben, wie einstmals, als es ihm seine Frau als Mitgift zugebracht; gar noch Acker und Wiese dazu, um ein rechter Bauer im Ort zu sein — er konnte es noch gar nicht glauben. In Trotz und um seinen moralischen Halt gekommen, hatte er sich seit Jahren darin gefallen, der

Digitized by Google

Gemeinde ein rechtes Aergerniß zu ſein. Dies ſollte auf einmal anders werden? Er ſollte aus einer Verſumpfung, die ihn ſo verbittert hatte, förmlich zu einem neuen und achtbaren Daſein erſtehen? Und ſeine Tochter wollte dies Wunder vollführen, ſie, die er wie eine verhaßte Laſt abgeſchüttelt hatte, und die er ſo feindſelig empfangen, weil er vorausgeſetzt, daß ſie ſich als Theaterdame nicht mehr zu dem Geldtribut verpflichtet halten werde, den ſie ihm als Magd bisher hatte zahlen müſſen!

Aber der begehrliche Gedanke, den ſie in ihm aufgerufen, ſchlug zunächſt vor.

„So wirſt Du alſo wohl viel Geld verdienen mit Deinem Geſinge auf dem Theater?“ fragte er.

„Ja, Vater,“ ſagte ſie in der Ueberzeugung, ſchon das moraliſche Uebergewicht erlangt zu haben. „Für ein Jahr iſt der Vertrag in der Taſche, der mir dreitauſend Gulden zuſichert.“

Jörgl fuhr wie erſchrocken zuſammen.

„Drei . . . dreitauſend Gulden!“

„Das Geſinge wird gut bezahlt, nicht wahr, Vater? Doch mußt Du bedenken, daß ich auch viel Koſten habe für meinen Unterhalt, wie er ſich in meiner Stellung ſchickt, für dieſes ſtädtiſche Gewand mit all' dem Geputze, was nun doch ſein muß. Und dazu habe ich meine Schulden abzuzahlen beim Herrn Profeſſor, noch viel mehr, als in dieſem einen Jahre mir möglich iſt. So ſchnell alſo wird's nicht angehen mit dem Kaufen von Haus und Land; dazu braucht es Zeit zum Sparen. Aber vertrau' mir nur. Ich halte mein Wort gewißlich, wenn's Gottes

Wille nicht verhindert. Und um gleich die Geldangelegenheit abzuthun, so verspreche ich Dir für's Jahr, das ich den Vertrag habe, dreimal so viel, als Du bisher vom Herrn Professor erhalten hast. Damit kannst Du hier wohl ohne Noth und Sorgen leben, wenn Du auch nicht mehr schnitzeln würdest."

Sie wollte damit für diesmal das Gespräch abbrechen. Wie es auf den trotzigen und rohen Mann eingewirkt, merkte sie an seinem Mienenspiel. Er schwieg auf ihre letzten Mittheilungen und sann vor sich hin. Er mochte sich wohl schämen, daß die Tochter großherzig seiner Feindseligkeit begegnete, und er kämpfte offenbar mit sich, ob er für diese Beschämung sich an ihr durch einen Ausbruch seiner Rohheit rächen sollte, oder den weicheren, edleren Empfindungen sich hingeben, die sie in ihm aufgerufen hatte.

Es war besser, wenn er jetzt sich selbst überlassen blieb. So reichte ihm Cilli denn zum Abschied ihre Hand, und siehe da, die Genugthuung wurde dem klugen und tapferen Mädchen, daß er diese Hand nahm und wie zustimmend dabei mit dem Kopfe nickte. Doch blickte er nicht auf und ließ sie gehen, ohne ein Wort zu sagen.

4.

Was Cilli in den nächsten Tagen mehr und mehr verdroß, war das Benehmen Karl's. Er ging ihr ersichtlich aus dem Wege, und traf er zufällig im Hause mit ihr zusammen, so sprach er sie nicht an und machte ihr auch wahrlich kein freundlich Gesicht weiter.

Digitized by Google

Erst rächte sich das Mädchen dafür, daß es jedesmal nach solcher gelegentlichen Begegnung zu sich sagte, er sei ein dummer Bursch. Dann ärgerte sie seine Charakterlosigkeit, die sie in dem jetzigen Benehmen gegenüber seinem früheren fand. Schließlich sah sie ihn gar nicht mehr an, wenn er da war, weil es ihr Stolz ihr so eingab, und so unterließ er auch endlich sogar das Grüßen.

Manchmal hätte sie gar gern in ihrer alten Weise gesungen, wie es ihr als Dorfkind aus dem Gemüth gekommen, und aus dem Fenster ihres Zimmers im Gasthofe einen Jauchzer hinaustönen lassen, damit der Karl wisse, wie vergnügten Sinnes sie sei. Aber der Professor hatte ihr solchen Naturgesang längst strenge verboten und hütete überhaupt ihre Stimme wie ein Kleinod, das verloren gehen könnte, so daß Cilli ihre Kehle nur in der vorgeschriebenen Schulung übte.

War es ein schöner Morgen, so trieb es sie, in aller Früh das Haus allein zu verlassen, in die Berge hinauf zu steigen, nach den oberen Almen, zum alten Senn, dem sie von Wien und von der ihm gänzlich unbekannten Wunderwelt des Theaters erzählte.

Sie blieb dann recht lange da oben; aber die heitere Laune, die sie mitgebracht, verlor sich auf dem Rückweg zum Dorfe mehr und mehr.

Einmal traf sie den Sternenkarl allein in der Sennhütte, als sie in solcher Sommerfrühe dort vorsprach. Flugs, nach flüchtigem Gruße, wandte sie sich wieder um.

„Ah," flog es spöttisch von seinen Lippen, „das Fräulein mag mit Unsereinem nichts mehr zu thun haben."

Digitized by Google

„Was?“ ſchleuderte ſie zornig ihm zu. „Weil Du in Deinem einfältigen Hochmuth mich beleidigt haſt durch Dein Fremdthun, klagſt Du mich noch an, daß ich Dir nach Wunſch Gleiches mit Gleichem vergelte?“

Er trat ſchnell auf ſie zu und bannte ſie mit ſeinem Blick.

„Hör' mich einmal an,“ ſagte er, „wenn Du noch Unſereinem ſeine Sprache verſtehſt. Da unten, im Gaſthof, wo Du um Geld wohnſt und ſpeiſeſt, ſchnürt's mir den Hals zu, wenn ich mit Dir ſprechen möchte. Aber hier oben, in meiner Sennhütte, da fühle ich mich frei und kann ich Dir ſagen, was ich denke.“

„Was hätteſt Du mir denn in ſolchem Tone zu ſagen?“ richtete ſie ſich trotzig vor ihm auf. „Thuſt ja wahrlich, als ſei ich Dir zu etwas verpflichtet, was ich nicht gehalten hätte! Das ich doch nicht wüßte.“

„Recke Dich nur in die Höh' als das Fräulein, das Du nun geworden biſt! Als ſo Eine vom Theater, die natürlich hoch hinaus will und auf Unſereins herabſieht, ſo in Gnädigkeit und Leutſeligkeit, wie die vornehmen Damen! Denen iſt's angeboren und von denen thut's Einem auch nicht weh. Aber von Dir — Herrgott, es krampft mir in der Bruſt; denn ich hab' Dich wie ein ehrlicher Burſch mit einem Herzen ohne Falſch lieb gehabt.“

Alſo auch er konnte, wie ihr Vater, von der Vorſtellung nicht laſſen, daß ſie in ſtädtiſchen Hochmuth gerathen ſei und als Eine vom Theater ihre Natur verändern, ihre Herkunft verleugnen werde.

Digitized by Google

Die Beschuldigung kränkte sie um so mehr von dem jungen Bauer, als sie durch ihr Entgegenkommen bei ihrem ersten Wiedersehen mit ihm einen solchen Argwohn ausdrücklich abgewiesen hatte. Und that er denn nicht gerade, als habe er ein besonderes Recht, sie zu schmähen und zu verklagen? Weil er sie lieb gehabt?

„Was bin ich Dir denn darum schuldig?“ entgegnete sie ihm bei diesem Gedanken. „Weil Du mich damals lieb gehabt? Wie ein junger Bursch leicht mit einem unerfahrenen Mädel eine Liebschaft sich einbildet! Darauf solltest Du doch nicht mehr zurückkommen.“

„Schaust'!“ rief er mit Bitterkeit. „Davon magst Du nichts mehr hören, und das hab' ich gleich gedacht, als ich Dich wiedergesehen in Deiner Fräuleinschaft.“

Sie warf ihren Kopf mit dem breitkrämpigen Strohhut zurück und sah ihn herausfordernd an.

„Habe ich Dir etwa früher als Deiner Mutter Magd meine Ohren zu Liebeserklärungen hingehalten?“

„Ich habe Dir aber gesagt, daß es mir ernst damit war; hier unten auf der Alm — weißt Du nicht mehr? Und hab's Dir mit einem Kuß bekräftigt.“

„Einen genommenen, der nichts gilt,“ wies sie diese Erinnerung leichthin zurück, weil sie merkte, daß Karl in wachsender Aufregung an jene Abschiedsscene sein Gespräch anknüpfen wollte.

„Nichts gilt!“ wiederholte er traurig und ließ sinnend eine Weile seine Augen auf ihrem Antlitz ruhen. „Das habe ich mir auch seitdem schon oft gesagt und, seitdem Du hier bist, in der Ueberzeugung mir wiederholt, daß

es Thorheit ſei, anders zu denken. Aber nun ich einmal mit Dir unter vier Augen ſprechen kann, ſo magſt Du es wiſſen, daß ich wirklich eine ernſte Liebe zu Dir im Herzen getragen, und daß ſie erſt recht mich gepackt hat, nun ich alle Tage ſeh', wie artig Du als Mädchen geworden biſt. Kann ich denn dafür? Zürne ich denn nicht ſelbſt genug mit mir deswegen, da ich doch einſehe, daß es eitel Narrethei mit meiner Liebe iſt und Du mir wie durch eine Kluft fern gerückt biſt, die immer größer wird. Wie Du ſo warſt, daß ich Dich an meiner Hand hätte emporheben können, da dachte ich in Wohlgefallen: das thuſt Du einmal, wenn es Zeit dazu iſt und ſie brav bleibt. Jetzt freilich, da iſt's anders, und Du fühlſt Dich wohl gar beleidigt, wenn ich meine Augen zu Dir erhebe."

Gerührt, mehr als ſie es verrieth, gab ſie dem ſtattlichen Burſchen, der auf einmal ſo ſanftmüthig und innig zu ihr geſprochen, die Hand.

„Karl," antwortete ſie ernſt, „ich danke Dir, daß Du ſo offen zu mir Dich geäußert haſt. Dein Geſtändniß, glaub' mir nur, geht mir wohl zu Herzen, juſt, weil Du ſelbſt gefunden, daß Du in eine Thorheit Dich verirrt haſt. Nicht, daß ich ſo wäre und ſo denke, wie Du Dir ausmalſt. Dies wirſt Du nimmer von mir erleben, daß ich mir mit Hochmuth den Kopf verdrehen laſſe und mich für eine Theaterprinzeſſin aufſpielen werde. Ich will ſchlicht bleiben in meinem Innern, zieh' ich auch Sammt und Seide für die Leute an, weil's ſo verlangt wird. Und ich hänge mit ganzer Seele an meiner Heimath hier, an meinen Bergen. Aber ich habe jetzt nur einen Ge-

danken, den ich verfolge und in dem ich mich durch keinen anderen beirren laſſen darf. Und ich will Dir offen ſagen, welchen. Glück will ich als Sängerin beim Theater machen und Geld verdienen, ſo viel, daß ich mich unabhängig von allen Menſchen ſtellen und mir mein Leben nach meinem Gefallen einrichten kann. Hat mir der Himmel einen Schatz in meiner Stimme geſchenkt, ſo muß ich ihn nutzen, wenn ich geſcheidt bin. Und es wird mir ja wohl möglich ſein, dieſe Abſicht auszuführen."

Karl konnte in ſeinem Geſichtsausdruck nicht verhehlen, wie ſehr ihn dieſe praktiſche Auffaſſung, dieſe nüchterne Klugheit der jungen Künſtlerin in Verwunderung ſetzte, und zwar in eine offenbar freudige und ſeine volle Billigung findende. Jetzt überbrückte ſich förmlich die Kluft, die er vorher zwiſchen ſich und ihr durch die verſchiedene Lebensſtellung erkannt haben wollte.

„Herrgott!" rief er daher in ſeiner umgewandelten Stimmung und luſtig die Hände zuſammenſchlagend. „Das laß ich mir gefallen, Cilli! Nun ärgert's mich gar nicht mehr, daß Du zum Theater gehſt und nun wünſche ich Dir von ganzem Herzen Glück. Wie haſt Du doch in den zwei Jahren Dich herausgemacht! Ich verſteh' Dich ezt gut, und mein Reſpekt vor Dir iſt geſtiegen. Dabei biſt Du mir aber doch lieber, wie vorher, eh' Du mir dies geſagt haſt."

„Das freut mich, Karl! Denn ich wünſchte doch, daß Du mir ein Freund bleibſt, wie Du mir früher gelobteſt, und wofür ich Dir Deine Gewaltthat mit dem Kuß verziehen hatte."

Digitized by Google

Ihr schelmisches Lächeln dabei trieb ihm das Blut zum Herzen und er fühlte sich stark versucht, nochmals sein Gelöbniß zu besiegeln. Doch wagte er die neue Gewaltthat nicht. Sie hatte so etwas Sicheres und ihn Bezwingendes, daß er die kecke Naivetät seines Wesens dagegen nicht auszuspielen vermochte. Ernst vielmehr entgegnete er auf ihre letzten Worte: „Und das gilt also? Daß ich Dein Freund bin und bleiben darf?"

„Hier hast Du meine Hand darauf."

„Cilli! Cilli!" rief er freudestrahlend. „Nun war's doch ein schönes Wiedersehen mit Dir! Und so soll's allemal sein, wenn Du herkommst. Bist Du aber fort, so mußt Du mir schreiben, wie es Dir geht. Das kann ich wohl von Dir als Freund verlangen, nicht wahr?"

„Warum denn nicht, Karl?"

„Topp also, auch darauf!"

Er mußte natürlich nun nochmals ihre Hand in die seinige nehmen, damit dieser Punkt des Freundschaftsvertrages rechtsgiltig bekräftigt sei.

„Es wär' auch ein Wunsch von mir," sagte Cilli, „daß Du mir dann Antwort darauf gäbst."

„O, das wird gewißlich geschehen, Cilli."

„Wegen meines Vaters, weißt Du."

„Ich versteh', und ich gelob' Dir's! Hier hast meine Hand auch darauf!"

„Er ist schon ganz anders geworden, seitdem ich mich mit ihm ein paarmal ausgesprochen," fuhr sie fort. „Er spricht freundlicher mit mir; hält auch mehr auf sich, scheint mir. Eine andere Wohnung will er nehmen, und

darüber bin ich froh und helf' ihm eine suchen. Ich hoffe, daß er nun auch mit seinem Schicksal mehr zufrieden sein wird, und darüber möchte ich in der Ferne von Dir gute Nachrichten bekommen. Einem Anderen hier könnt' ich's nicht zumuthen."

Karl wäre ja wohl durch's Feuer gelaufen, wenn es Cilli gewünscht hätte. Er betheuerte, daß er thun werde, was sie verlange. Er fand sie immer schöner, immer braver, und es war wie Bewunderung, wie er sie betrachtete. Er zog sie liebevoll zu der Bank in der Hütte, an deren offenem Eingang sie bisher gestanden hatten, und bat sie, ihm doch nun auch noch etwas vorzusingen, wie sie es in der Oper gethan und thun werde. Sie weigerte sich auch nicht und gab ihm eine Arie zum Besten. Andächtig hörte er zu, und als sie zu Ende, pries er überglücklich die Stunde, in der sie ihm eine so ganz andere Auffassung von ihrer Umwandlung in Wien beigebracht hatte.

Dann aber mußte Cilli eilen, nach Haus zu kommen. Ungewöhnlich lange Zeit war sie an diesem Morgen fortgeblieben. Aber so heiter hatte sie, seitdem sie hier die Sommerfrische genoß, noch niemals ihren Rückweg genommen. Karl begleitete sie ein Stück, obgleich er in der Milchkammer oben nothwendig zu schaffen hatte.

Sie sprangen Beide wie Kinder die grünen Hänge hinab, bis er sich von ihr trennen mußte und umkehrte. Dies war just an der Stelle, wo sie sich vor zwei Jahren begegnet und er ihr den Kuß geraubt hatte.

Noch war er nicht gar weit von ihr, da wandte sie sich um und schickte ihm einen prächtigen Jodler nach, den

Digitized by Google

der Professor ja jetzt nicht hören konnte. Und von oben her antwortete ihr sogleich der des verliebten Burschen, zwei-, dreimal, indeß sie flüchtigen Schrittes niederstieg.

5.

Die neuen Lebensverhältnisse, die sich für Cilli mit dem Eintritt in die theatralische Laufbahn eröffneten, verwiesen sie auf ihre eigene Kraft. Sie stand als ein junges Mädchen von kaum neunzehn Jahren ganz allein in einer Welt voller Anfechtungen und Verlockungen. Ihr hatte nicht davor gebangt und sie fühlte sich auch sicher auf dem neuen Boden, den sie betreten.

Steindel hatte ihr bei einer ihm bekannten Familie eine schickliche Unterkunft verschafft, und im Anschluß an diese Hausgenossen gestaltete sich ihr Privatleben auf's Angenehmste. Sie erhob keine Ansprüche über die einfachsten Bedürfnisse hinaus, und ihr kerngesundes Wesen, ihr bestimmter und ungekünstelter Charakter, sicherten sie ohne Mühe und Vorsatz gegen die nervösen Launenhaftigkeiten und den unruhigen Ehrgeiz, wie sie nur zu leicht Denen zu eigen werden, welche in der Bühnenluft athmen.

Auch die berauschende Wirkung dieser Bühnenluft und all' des glänzenden Scheins in der Welt auf den Brettern, die anfänglich, bei den ersten Versuchen sie überkam, verspürte sie nicht mehr, seitdem sie dem Theater wirklich angehörte. Nüchtern und prosaisch faßte sie vom ersten Tage an, daß sie zur Oper gehörte, die neue Umgebung der Coulissen auf. Sie bedeuteten für sie nichts Anderes, als bemalte Leinwand. Bei alledem besuchte sie gern als Zu-

ſchauerin die Vorſtellungen des Schauſpiels und der Opern, in denen ſie ſelbſt nicht beſchäftigt war, und trug den vollen Genuß einer naiven Natur davon heim. Niemals betrat ſie auch ohne Aufregung die Bühne, wenn ſie zu ſingen hatte; doch in dem Augenblick, da ſie das Publikum vor ſich ſah und der erſte Ton ihrer Bruſt entſtrömte, gewann ſie vollſtändige Ruhe und Sicherheit über ſich zurück, die Wirklichkeit verflüchtigte ſich für ſie und ſie ging völlig in ihrer Rolle auf. Die Wahrheit ihrer Empfindungen beim Spiel und im Geſang brachte oft hinreißende Wirkung hervor und feſtigte die Gunſt des Publikums, die ihr vorweg entgegen getragen wurde.

Gerechte Befriedigung erfüllte ſie deshalb, ohne ſie doch Illuſionen zugänglich zu machen. Eine kühle Vernünftigkeit behütete ſie, für phantaſtiſche Einflüſterungen empfänglich zu ſein.

Mit dieſem klaren Blick erkannte ſie ſchnell, wie viel hohle Nichtigkeit ſich in dieſer Theaterwelt ſpreizt, wie die Eitelkeit da fort und fort Intriguen ſpinnt und der geſchminkten Lüge Huldigungen bereitet. Sie fühlte ſich nicht verſucht, daran Theil zu nehmen und beſchränkte ihren Umgang mit den Collegen und Colleginnen auf das Berufsmäßige, wie freundlich und voller naturfriſcher Munterkeit ſie auch gegen Jedermann war.

Ihre jugendliche Anmuth hatte ſie von ihrem erſten Auftreten an zum Gegenſtand der Männerverehrung gemacht, die ſich an ſie heran zu drängen ſuchte. Der Reiz dazu erhöhte ſich noch, weil ſie unnahbar war. Ihr Inſtinkt, ſich das ihr überkommene Gut der Zufriedenheit

Digitized by Google

unbeschädigt zu erhalten, leitete sie durch alle diese Fährnisse und Versuchungen und richtete mit geräuschloser Energie ihre Gedanken nur auf das Ziel, welches sie sich gesteckt hatte: ihre Ruhe des Herzens auch in der Zukunft zu sichern.

Wenn etwas ihr Sorge bereitet hatte, seitdem sie aus den niedrigen Verhältnissen emporgehoben war, so war es ihr Vater. Die gütige Feenmacht, die sie begünstigte, nahm ihr diese Sorge hinweg. Der Schnitzerjörgl hatte wirklich sein wüstes Leben aufgegeben und führte sich so ordentlich im Dorfe auf, daß sein übler Ruf mehr und mehr verblaßte. Dank der von Cilli ihm allmonatlich zugeschickten Summe Geldes genoß er sein Dasein in der Behaglichkeit eines kleinen Rentners, der nur zum Zeitvertreib sich Tags über beschäftigt. Denn er schnitzelte nach wie vor. Er that nun auch groß mit seiner Tochter Cilli, der Sängerin, als habe er seine Verdienste um ihr Glück, weil er sie einst nach Wien gehen ließ, und prahlte im Dorfe mit Haus und Hof, das sie ihm nächstens anschaffen werde. Darüber hatte ihr der Sternenkarl schon mehrfach ausführlich geschrieben und ihr nicht wenig Genugthuung damit bereitet. Denn die Hauptsache war für sie, daß ihr Vater ein Einsehen bekommen hatte und nicht mehr der Lump im Dorfe war, eine Veränderung, für deren unmittelbare Urheberin sie sich halten konnte.

Der Karl hatte auch noch Anderes an sie geschrieben, die schönsten Liebesgeständnisse, die so ein junger Bursch des Gebirges in Buchstaben zu bringen vermag. Darauf aber hatte sie ihm einmal kurzweg geantwortet, daß er

Digitized by Google

dergleichen bleiben lassen müsse, wenn sie die Korrespondenz mit ihm nicht abbrechen solle. Es sei gute Freundschaft zwischen ihnen Beiden, und damit Punktum. Worauf er denn gehorsam seine Schreibübungen dieser Art einstellte.

Cilli wurden bei dem jungen Ruhm, den sie sich an der Oper der Provinzialstadt errang, noch ehe ihr Vertragsjahr daselbst abgelaufen war, von verschiedenen anderen Bühnen vortheilhafte Anerbietungen gemacht. Nachdem sie den Rath Steindel's, dem sie die Dankbarkeit eines Kindes widmete, darüber eingeholt, entschied sie sich für Prag. Es war für sie damit die große Bahn durch die Theaterwelt geöffnet, und der Glanz ihres Namens strahlte nunmehr schon in die Ferne.

* * *

Einige Jahre gingen so dahin. Der ausgezeichnete Ruf als dramatische Sängerin, den sie sich in Prag erworben, hatte sie auf die ersten Bühnen Europa's geführt. Ein Gastspiel in Nordamerika war mit Ehren und reichen Einnahmen gekrönt worden; ein Gastspiel in Wien ließ sie nun auch in ihrer vollen künstlerischen Entfaltung den längst gehegten Wunsch befriedigen, den erworbenen Ruhm in der kunstsinnigen Hauptstadt ihres Vaterlandes vollauf anerkannt zu sehen.

Hier waren in dem jungen Mädchen die ersten Hoffnungen auf eine schöne Zukunft erregt worden; hier bewies es nun, wie glänzend sie sich erfüllt hatten.

Sie war auch eine stattliche, jugendprangende Erscheinung geworden. Die volle Zeichnung ihres ovalen Gesichts mahnte an die kräftigen Typen weiblicher Schönheit,

Digitized by Google

wie sie in ihren heimathlichen Bergen zu finden sind. Der frische Teint der Gebirgsbewohnerin war ihr geblieben, auf den runden Wangen strahlte die Farbe blühender Gesundheit. Klar und klug blickten ihre braunen Augen; dunkelblonde Löckchen kräuselten sich auf ihrer Stirne; die kräftige Nase drückte Willensstärke aus, nicht minder verlieh ihr Kinn über dem schlanken Halse ihrem Antlitz ein Gepräge der Energie, während der hübsche Mund mit den feinen rothen Lippen und den wohlgebauten, blendend weißen Zähnen einen ungemein freundlichen, gemüthvollen, selbst schelmischen Zug besaß.

Bei solchen Eigenschaften hatte es ihr nirgends, wo sie gewesen war, an Anbetern gefehlt; aber es konnte sich bisher keiner von ihnen rühmen, erhört worden zu sein. Auch in Wien suchten sich ihr die jungen Männer zu nähern und auch hier vergebens. Die duftigen Briefchen, die ihr fast jeden Morgen seit dem ersten Auftreten in der kaiserlichen Oper zugestellt wurden, hatten für die Absender nur Enttäuschungen zur Folge.

Jeder Versuch, sie in die hohe Gesellschaft zu ziehen, auch die schmeichelhafteste Einladung dazu, erhielt von ihr höfliche und bestimmte Ablehnung. Damit bildete nur der kaiserliche Hof eine Ausnahme, wenn sie zur Mitwirkung in Konzerten daselbst befohlen wurde.

Im Hause des Professors Steindel allein, wo sie natürlich wie eine Familienangehörige aufgenommen worden war und als solche sich auch betrachten konnte, genoß sie den Reiz heiterer Geselligkeit.

In einer der kleinen, feingewählten Gesellschaften, wie

sie bei Steindel stattfanden, hatte derselbe ihr den jungen Grafen Töreki vorgestellt, der sich ihr als ein leidenschaftlicher Verehrer offenbarte und ersichtlich ihre Gunst erobern wollte. Es war ein Ungar und ein bildschöner Mann von dreißig Jahren mit gluthvollen Augen und großem Schnurrbart; er zeichnete sich durch weltmännische Manieren bei einer interessanten Schneidigkeit seines Wesens aus, durch eine vorzügliche Bildung, auch in der Musik; er besaß überhaupt eine Fülle liebenswürdiger Eigenschaften, so daß es kein Wunder war, daß er bei den Damen in der Wiener Gesellschaft in großer Gunst stand.

Geschickt hatte der junge Mann bei dieser ersten Begegnung ein Gespräch mit Cilli fortgesponnen, welches sie fesselte. Sie war seiner Einladung folgend aus dem Salon, in dem es viele Besucher gab, in ein anstoßendes Gemach getreten und hatte hier auf einer Causeuse Platz genommen. Der Graf setzte sich neben sie und keck, wie er es als verwöhnter Liebling der Damen geworden war, überfiel er sie plötzlich mit einer vollständigen Liebeserklärung.

Anfänglich nahm Cilli die Sache scherzhaft auf. Sie lachte ihn mit aller Unbefangenheit aus und hatte große Lust, ihm zur Abkühlung zu sagen, daß sie in diesem Zimmer wenige Jahre zuvor als Dienstmagd aufgeputzt habe. Aber da Töreki mit einer Innigkeit, die sie nicht verkennen konnte, weiter zu ihr sprach, zog sie es doch vor, diesem unvermutheten Ausdruck seiner Gefühle dadurch ein Ziel zu setzen, daß sie aufstand und ihn in bestimmtem, ernstem Tone ersuchte, mit ihr in den Salon zurück zu

Digitized by Google

kehren, wo sie sogleich Gelegenheit nahm, sich mit einer kühlen Verbeugung von ihm abzuwenden.

Er sah diese Verabschiedung, wie sie an seinen Mienen merken konnte, als eine Kränkung an. Sie ihrerseits fühlte sich durch sein Wagniß beleidigt, da sie es für den Ausfluß eines Uebermuthes hielt, mit dem der selbstgefällige Cavalier unter der Flagge der Verehrung für die Künstlerin ein Abenteuer mit ihr gesucht habe. Verstimmt zog sie sich in den Kreis zurück, wo der Professor saß, und nahm bald darauf ihren Abschied von ihm, um nach Hause zu fahren.

Steindel gab ihr das Geleit zur Thüre. Er errieth den Grund ihrer Verstimmung, wie sie aus den Worten schließen konnte, die er jetzt in vertraulicher Art an sie richtete: „Wie gefällt Dir Graf Töreki, liebe Cilli? Es entging mir nicht, daß Du Dich eben nicht freundlich von ihm abwandtest."

„Ach," entgegnete sie verächtlich. „Ein Don Juan!"

„Aber kein gewöhnlicher, Cilli. Er hat einen edlen und aufrichtigen Charakter und ist ein Verehrer von Dir, den Du für besser als einen Gecken halten mußt. Er ist einer der reichsten Aristokraten Ungarns, der Sohn einer dort höchst angesehenen Familie."

Sie schüttelte ihr Haupt, als wolle sie ausdrücken, daß dies Alles ihre Meinung über ihn nicht ändere.

„Andere," fuhr Steindel mit einem gewissen Nachdruck fort, „würden sich glücklich schätzen durch eine, wie ich überzeugt bin, sehr ehrlich gemeinte Huldigung, wie sie der Graf Dir zu bezeigen strebte. Du darfst dagegen kein ungerechtes Vorurtheil hegen."

Diese Worte, mit denen sie ihr väterlicher Freund entließ, verscheuchten ihre Uebellaunigkeit keineswegs. Dieser dreiste Ungar wurde ihr vielmehr dadurch beinahe verhaßt.

Am anderen Vormittag brachte ihre Dienerin, die sie schon seit ihrem Prager Aufenthalt um sich hatte, eine Karte des Grafen Töreki, der bitten ließ, daß sie ihn empfangen möge.

„Ich will nicht!" sagte sie erregt zu der Dienerin und diese brachte den Bescheid hinaus.

Als sie aber zurückkehrte, meldete sie, daß der Herr Graf noch einmal und dringend um die Ehre bitte, vorgelassen zu werden.

Cilli schwankte, welchen Bescheid sie darauf ertheilen solle. Eine Erbitterung gegen den Grafen kämpfte in ihr mit einem Gefühl, welches ihr Unruhe erregte. Sie bedurfte einiger Minuten, ehe sie ihren Entschluß faßte und ihn der Dienerin mit den Worten ankündigte: „Es ist mir unmöglich, ihn zu empfangen. Sagen Sie ihm dies, Anna. Ich habe Kopfschmerzen."

Anna ging wieder hinaus und Cilli horchte mit zurückgehaltenem Athem, ob das Mädchen etwa noch einmal mit einer Entgegnung des Grafen zurückkommen werde. Es geschah nicht. Da drängte es sie, an das Fenster zu treten und die heiße Stirn gegen die Glasscheibe zu legen.

Unten vor der Hausthüre hielt der Wagen Töreki's. Sie sah ihn einsteigen. Dann rollte das elegante Gefährt davon. Sie aber fand einen Triumph darin, den Liebling aller Damen empfindlicher noch als am Abend zuvor gedemüthigt zu haben.

Digitized by Google

An demſelben Tage hatte ſie in der Oper zu ſingen. Der Beifall durchbrauste das Haus nach ihrer großen Arie und ſie wurde mehrfach hervorgerufen. Ihre Blicke flogen in freudigem, dankbarem Ausdruck über die klatſchende Menſchenmenge hin. Da bebte ſie zuſammen. In einer der vorderſten Logen ſtreiften ihre Augen die Geſtalt Graf Töreki's, der ſich bisher im Hintergrunde gehalten haben mußte. Er ſah ernſt und ſtarr auf ſie hin. Ihr war, als fühle ſie ſeine brennenden Blicke. Aber er klatſchte nicht in die Hände.

In Verwirrung verließ ſie die Bühne. Dieſes ſchöne, männliche Geſicht mit den flammenden Augen und dem großen ſchwarzen Schnurrbart ſah ſie noch in der Garderobe vor ſich. Sie zürnte über ſich ſelbſt, in eine Erregung darüber gerathen zu ſein, die ſich nicht legen wollte. Was ging ſie denn dieſer Mann an? Was brauchte es ihr Blut in Wallung zu bringen, daß er im Theater war und aus einer Loge ſie betrachtet hatte? Am Ende ärgerte es ſie nur, daß er nicht mit den Anderen ihr Beifall geklatſcht! Welche Thorheit! ſchalt ſie ſich. Und doch war ihr die Freude über den errungenen Beifall wie vergällt. —

Profeſſor Steindel kam einige Tage ſpäter zu Cilli.

„Warum läßt Du Dich nicht ſehen, Cilli?“ fragte er ſie und forſchte in ihren Augen. Die waren nicht mehr ſo klar und ruhig wie ſonſt. Er lächelte freundlich, nahm ihre Hand in die ſeinige und fuhr, weil Cilli die Antwort nicht gleich hervorbrachte, in einem väterlich-gütigen Tone fort: „Du willſt vermeiden, mit Graf Töreki zuſammen zu treffen, nicht wahr?“

Digitized by Google

„Und wenn dem so wäre?“ erwiederte sie, indem sie sich gelassen stellte und Steindel einen Sitz anbot, während sie selbst auf dem Sopha Platz nahm.

„So bewieſe dies, daß er Dir nicht gleichgiltig iſt.“

„Sehr gleichgiltig!“ ſagte ſie, mit den Schultern zuckend.

„Du täuſcheſt mich nicht, Cilli, und wenn ich Dir vielleicht unbeſcheiden erſcheine, daß ich nach dem Geheimniß eines weiblichen Herzens forſche, ſo wirſt Du es gewiß mit dem lebhaften Antheil entſchuldigen, den ich an Allem nehme, was Dich betrifft und auf das Glück Deines Lebens von Einfluß ſein kann.“

„Das hört ſich ja beinahe feierlich an, lieber Profeſſor, wie eine Einleitung zu einer wichtigen Mittheilung.“

„Ganz richtig,“ nickte er ihr zu. „Ich bin zu Dir gekommen, liebe Cilli, um wie Dein beſter Freund mit Dir zu reden, offen und wohl bedacht, und Du magſt Dir einmal wieder denken, ich vertrete eines Vaters Stelle an Dir. Es handelt ſich um eine wichtige Frage für Deine Zukunft.“

Ein Ahnen kam über ſie, was ſie hören würde. Das Herz ſchlug ihr heftiger, doch vermochte ſie ihre Unruhe zu meiſtern.

„Sprechen Sie, verehrter Herr Profeſſor,“ entgegnete ſie ihm mit Herzlichkeit. „Ich werde Ihnen wie ein dankbares und vertrauensvolles Kind zuhören.“

„Graf Töreki hat ſich mir vertraut,“ ging Steindel nun ohne weitere Umſchweife zu ſeiner Mittheilung über. „Er liebt Dich mit aller Leidenſchaftlichkeit ſeiner magyariſchen

Natur und ist verzweifelt darüber, daß Du seine Werbung falsch zu deuten scheinst. Er hat mir mitgetheilt, daß Du ihn nicht empfangen hast, als er in der Absicht Dich besuchen wollte, Dein Mißverständniß oder Dein ungerechtes Mißtrauen zu verscheuchen. Daher wünschte er, daß ich es thue, und deswegen bin ich hier, Cilli. Ich will Dir gar kein Hehl daraus machen, daß ich ein lebhaftes Interesse daran habe, mit meiner Vermittlerrolle glücklich zu sein."

„Eine Vermittlerrolle?"

„Ja, wie sie sich in allen Ehren ein Freund in solcher Angelegenheit erlauben darf. Ich bin am Ende Dein Berather geworden, und in dieser Angelegenheit möchte ich bestimmend auf Dich wirken. Töreki hat mich förmlich beauftragt, für ihn um Deine Hand zu werben."

Er hielt inne, um den ersten Eindruck dieser Erklärung auf Cilli zu erfahren. Sie blieb zu seiner Verwunderung in ihrer Ruhe und schwieg, als erwarte sie noch eine nähere Erläuterung von Seiten des Professors.

„Das wird Dir beweisen," setzte dieser nun auch hinzu, „daß Töreki Dir in ehrlicher Absicht seine Liebe gestanden hat. Nicht wahr?"

Sie nickte ihm zu, sagte aber nichts.

„Und daß dies ein Antrag ist, den sich ein Mädchen mit sehr hohen Ansprüchen zur Ehre anrechnen kann. Nicht wahr?"

„Ein Antrag," äußerte sich jetzt Cilli mit sinnendem Ernst, „den ich wahrlich zu würdigen weiß, Herr Professor, um so mehr, als ich mir keine hohen Ansprüche in der Gesellschaft angewöhnt habe und gar nie vergessen habe

und vergessen werde, daß ich ein blutarmes Bauernmädel gewesen."

„Aber Du bist eine gefeierte Sängerin geworden, eine Künstlerin ersten Ranges, und als solche bist Du auch zu hohen gesellschaftlichen Ansprüchen berechtigt, wenn es sich um eine Heirath handelt. Eine Gräfin Töreki zu werden stände Dir also wohl an. Dennoch erachtete ich es für Dich als ein besonderes Glück, liebe Cilli. Du bist eben unter einem guten Stern geboren, und man kann Dich eine beneidenswerthe Sterbliche nennen."

Er reichte ihr die Hand, die sie lebhaft drückte, und fuhr fort: „Töreki's Verehrung wird für Dich zu einer neuen Glücksstufe werden. Als seine Gemahlin wirst Du Alles besitzen, was ein Weib sich auf Erden wünschen kann. Denke Dir doch, Cilli, wie stolz es mich macht, daß ich auch dazu die Hand bieten darf! Aus diesem Kinde, sagte ich vor sieben Jahren in Bezug auf Dich, soll hoffentlich eine große Künstlerin werden — und Du bist es geworden. Aus dieser großen Künstlerin, sagte ich mir jüngst, soll eine Gräfin Töreki werden — und jetzt bin ich da, um Dich deshalb zu befragen. Du brauchst nur Ja zu sagen und Du bist die Auserwählte dieses Mannes, auf dessen Herz und Hand so viele hochgeborene und herrliche Mädchen schon ihre geheimen Hoffnungen gesetzt haben. Du bereitest mir damit die neue und höchste Genugthuung, der Schmied Deines Glückes gewesen zu sein."

Diese warm gesprochenen Worte übten großen Eindruck auf Cilli. Sie war bewegt davon bis zur Rührung; die Liebe eines Vaters hätte sich ihr ja nicht herzlicher be-

Digitized by Google

zeugen können. Aber ihr leises Schütteln des Kopfes verrieth schon, daß sie die Auffassung des trefflichen Freundes nicht theile, und ihre Antwort mußte ihn in der That arg enttäuschen.

„Das thut mir doch in der Seele weh," lautete ihre Erwiederung, „um Ihretwillen, mein lieber, verehrter Professor, daß ich dies Ja nicht aussprechen kann. Es geht nicht; es ist eine innere Stimme in mir, die immerfort jetzt Nein ruft, und der gehorche ich. Das muß und wird das Rechte sein."

Steindel wollte ihr nicht glauben. „Was vermöchtest Du denn aber für einen vernünftigen Grund anzugeben, um eine Abweisung des Grafen zu rechtfertigen? Gar so zuwider kann er Dir doch nicht sein."

„Freilich," rief sie beinahe zornig, „ist er mir ganz und gar zuwider."

„Weil er Dich so leidenschaftlich liebt? Weil er Dir seine Hand, seinen Reichthum, seinen Rang in der Welt anbietet?"

„Warum hat er sich in mich vergafft? Ich habe genug gehört über sein Leben und seine Liebschaften, um mir auf seine Passion für mich nichts einzubilden. Gar nichts, Herr Professor. Auch nicht, daß er mich heirathen will. All' sein Reichthum blendet mich nicht, und wär' er ein König, ich möchte ihn nicht. Die Cilli nimmt einmal keinen anderen Mann, als den sie liebt."

„Nun, die Cilli wird den Grafen Töreki schon lieben, da er sich aus Liebe um ihre Hand bewirbt. Oder," sah

er ſie ſcharf und mit ſchelmiſch lächelnder Miene an, „wäre dies ſo herausgeplatzt, weil die Cilli ſchon Einen liebt?“

„Bewahre!“ wies ſie energiſch ab. „Nichts dergleichen liegt vor, Herr Profeſſor, gar nichts. Und ich will auch nicht gemeint haben, daß der Graf unwerth ſei der rechten Liebe eines Mädchens. Ich möchte aber nicht, daß ich dies Mädchen wäre oder werden könnte, weil's nur mein Unglück ſein würde. Denn ich paſſe nicht zur Baronin oder Gräfin, bin ich auch gleich eine Künſtlerin geworden. Mein blanker Verſtand hat ſich noch niemals dadurch beirren laſſen und mir ſtets gerathen, im Leben der Welt und mit meinem Leben inſonderheit nicht Komödie zu ſpielen!“

„Aber Cilli!“ hielt ihr Steindel entgegen, indem er erſtaunt ſie betrachtete, wie ſie ſich in Feuer und Flamme geredet hatte. „Das ſind doch Einbildungen, bloße Vorurtheile.“

„Nein, das ſind meine Grundſätze, wie ich ſie mir aus den traurigen Erfahrungen anderer Damen vom Theater gebildet habe.“

„Grundſätze, die ſchnell verfliegen würden,“ warf er wieder ein, „wenn die Liebe bei Dir mitſpräche. Dazu gehört allerdings, daß Du den Grafen erſt beſſer kennen lernſt.“

Sie überhörte ſcheinbar die letzten Worte des Profeſſors, gefiel ſich darin, auf ihrem eben ausgeſprochenen Gedanken noch zu beharren, und entgegnete deshalb mit ruhigerer Beſtimmtheit: „Nein, nein! Auch Sie können mir meine Grundſätze nicht erſchüttern; auch die Liebe thäte es nicht,

Digitized by Google

wenn sie über mich käme. Ich würde sie zwingen, sich meinem Willen zu fügen."

„Du liebe, kluge Philosophin!" scherzte er. „An der Liebe eines Weibes haben schon viel stärkere Grundsätze sich brechen müssen. Aber Du liebst eben nicht."

„Wozu dann mit mir vom Heirathen sprechen?"

„Aber Du willst doch einmal heirathen? Du bist jetzt in den besten Jahren dazu, und Du erlaubst mir doch, Dir dies zu Gemüth zu führen?"

„Ob ich heirathen will?" antwortete sie nachsinnend. „Diese Frage hat mich noch niemals ernsthaft beschäftigt, lieber Professor. Doch warum nicht? Nur will ich dann überzeugt sein, daß ich eine glückliche Frau werde. Und die werde ich nicht in einem Paradies, das über einem Abgrund schwebt. Nein, bau' ich mir ein Haus, so soll's auf einem Felsen sein, auf dem es sicher gegründet bleibt, wenn die Stürme des Lebens daran rütteln, und wo ich Alles geborgen weiß, was meinem Herzen Bedürfniß und Erquickung bildet."

Steindel fühlte sich von dieser lauteren Natürlichkeit eines besonnenen Weibes besiegt. Er wollte nicht mehr dagegen kämpfen und ließ das Gespräch als Heirathsvermittler für Graf Töreki nach dieser letzten Erklärung Cilli's fallen. — —

Cilli hatte eine Schlacht gewonnen, aber schwere Wunden davongetragen, ohne daß es eine Menschenseele wußte. Sie hätte nicht Weib sein müssen, wenn die Werbung des Professors im Namen Töreki's ohne Eindruck auf sie geblieben wäre, und sie hätte nicht seit mehreren Tagen mit einem

aufsteigenden Interesse für den Grafen haben kämpfen müssen, um eine wahre Genugthuung über die ihm ertheilte Abweisung zu empfinden. Alles, was sie Steindel dafür an Gründen vorgebracht, entnahm sie wahrlich ihren Ueberzeugungen; doch ein Gefühl in ihrem Herzen widersprach denselben und lag nun mit ihnen in Hader. Ihr innerer Friede war dahin, die gewohnte Sicherheit ihres Wesens in's Schwanken gerathen. Sie sagte sich selbst tausendmal, daß sie recht und besonnen gehandelt, und sie verblieb trotzdem in einer geheimen Erregtheit, die sie förmlich Zwiegespräche mit dem abwesenden Grafen halten ließ. Und im Unmuth über sich selbst schaute sie nach Möglichkeiten aus, ihr Gleichgewicht wieder zu finden, wie ein Verfolgter nach einem Zufluchtsort, wo er Ruhe zu haben hofft.

Ihr Gastspiel an der kaiserlichen Oper ging zu Ende. Die Saison sollte damit ihren Abschluß erhalten, und dann kamen die Sommerferien. Sie hatte Einladungen zu anderen Gastspielen, wie sie solche in dem letzten Jahre einem festen Engagement vorgezogen, aber sie war dafür noch keine Verpflichtungen eingegangen. Sie wollte sich nach Jahren einmal eine Erholung gönnen, entweder in Gesellschaft mit dem Professor, der seine Sommerfrische nicht mehr im Salzkammergut bei Mutter Monika, sondern in Steiermark zu suchen pflegte; oder in ihrem Heimathdorf, das sie seit fünf Jahren nicht mehr gesehen.

Jetzt entschloß sie sich zu letzterem. Mächtig brach auf einmal die Sehnsucht nach dem schönen Thal hervor, wo ihre Kindheit sich abgespielt. Dort war sie sicher, die Wirrniß, in die ihre Empfindungswelt gekommen, zu

Digitized by Google

ſchlichten, den Dämon der Verſuchung, der ſie erfaßt, abzuſchütteln, und wieder die Cilli zu werden, die mit ſich einig iſt und das Herz frei, den Kopf klar hat. Sie erſchien ſich ja jetzt in ihrer verlorenen Unbefangenheit, als wenn ſie Scheu haben müſſe, den Menſchen in die Augen zu ſehen, und ſie war in der That ſeit dem Geſpräch mit Steindel nicht mehr aus ihrem Hauſe gegangen, bis die Theaterprobe und dann die Vorſtellung, in der ſie zum vorletzten Male auftrat, ſie dazu nöthigten.

Und dieſe inſtinktmäßige Scheu vor der Oeffentlichkeit erwies ſich nur zu begründet. Sie ſah im Theater den Grafen wieder, den ſie nicht mehr ſehen wollte.

Da ſaß er in der Loge dicht an der Bühne und verfolgte jede ihrer Bewegungen mit ſeinen heißen Blicken. Unwillkürlich richtete ſie öfter, wenn auch verſtohlen, ihre Augen dahin. Er war bleich; Kummer ſprach aus ſeinen Zügen.

Sie hatte Mühe, ihre Rolle durchzuführen. Noch niemals war ihr der Vortrag ſo ſchwer geworden; ſie fühlte, daß ſie manchmal wie an dem Fiasko vorübertaumele und daß ſie ſich nur wie durch ein Wunder den gewohnten Beifall errang.

Bei dem letzten Hervorruf warf Graf Töreki ihr einen prächtigen Blumenſtrauß auf die Bühne. Verwirrt ließ ſie ihn liegen und flüchtete ſich in die Couliſſen.

Alſo trotzdem Töreki vom Profeſſor gehört haben mußte, wie ausſichtslos ſeine Bewerbungen um ſie ſeien, verfolgte er ſie in herausfordernder Weiſe damit. Sie war empört über dieſe Unverſchämtheit, vor der ſie ſich doch nicht retten

Digitized by Google

konnte, nicht eher, als bis nach ihrem letzten Auftreten durch die Flucht in die Berge ihrer Heimath. O, wäre sie erst da! Sie erflehte es wie eine Gnade vom Himmel, denn ihr Blut kam nicht mehr aus seinen heftigen Wallungen; ihre Sinne blieben von einer Macht umfangen, die alle Willenskraft nicht zu bannen vermochte, und immer sah sie vor sich das bleiche Gesicht des Grafen mit seinen dunklen, glühenden Augen, ein Gespenst, das ihr Furcht und Zorn, Haß und Theilnahme erregte, und im Wachen und Fieberträumen um sie blieb.

Verfallen schien sie ihm zu sein, so lange sie noch in Wien war. Denn er wagte es sogar, nach einigen Tagen sich wieder bei ihr melden zu lassen. Sie faßte diese Dreistigkeit nicht, und doch zwang sie ein geheimnißvolles Etwas, ihn zu empfangen. Sie sagte sich zu ihrer Rechtfertigung dabei, daß sie ihm beweisen wolle, wie wenig sie Furcht vor seinen Erklärungen habe und wie sie sich dieser Probe unterwerfe, weil sie sich sicher in ihren Ueberzeugungen fühle, die zu erschüttern er offenbar versuchen wollte.

Der Graf betrat das Zimmer, wo Cilli ihn stehend empfing, in einer vornehmen, feierlichen Haltung. Sein Antlitz war bleich und unbeweglich wie Marmor; seine Augen blickten müde und matt.

„Vor Allem meinen Dank," redete er sie an, „daß Sie so gütig sind, mich noch einmal zu Ihnen sprechen zu lassen. Ich wollte es wenigstens versuchen; ich mußte es, um gleichsam mein Gewissen darüber zu beruhigen, daß ich nichts unterlassen habe, um Ihnen die Redlichkeit meiner Gefühle darzulegen. Sie wollen oder können dieselben nicht

erwiedern und Sie haben mich mit meiner Werbung um Ihr Herz und Ihre Hand abweisen lassen. Ich ehre Ihre Gründe. Der Zweck meines Besuches sollte auch nicht sein, die geknickte Hoffnung meines Lebens wieder aufzurichten, sondern um es Sie wissen zu lassen, daß Sie, Sie allein diese Hoffnung bildeten."

Er hielt inne, und Cilli brach ihr Schweigen nicht. In der peinlichen Pause mußte er bei der Todesstille im Zimmer die starken Schläge ihres Herzens hören. Endlich nahm er wieder das Wort: „Mein Fräulein! Ich verhehle mir nicht, daß ich Sie liebe, wie ich noch niemals geliebt. Glauben Sie mir, daß ich jetzt erst kennen gelernt, was dies Gefühl bedeutet. Ich habe jetzt die Gewißheit erlangt, daß ich unglücklich, hoffnungslos liebe. Mit dieser Hölle in der Brust gehe ich von Ihnen. Sie sollen mich nicht wiedersehen im Leben — aber sagen mußte ich's Ihnen."

Abermals schwieg er; freier athmete Cilli. Ohne daß er, der seine Augen auf keinen Gegenstand gerichtet hielt, es bemerken konnte, blickte sie mitleidig auf ihn. Doch sie wollte nicht sprechen, und die Fähigkeit dazu schien ihr auch jetzt versagt zu sein. Da hob er denn, um sein schwer bedrücktes Herz gleich einem Beichtenden zu entlasten, wieder an: „Warum liebte ich Sie, liebte ich Sie so? Sind Sie mir zum Verhängniß geworden, weil es vielleicht auch für die Irrungen der Liebe eine Vergeltung gibt und ich für die Sünden meines Herzens durch die Hoffnungslosigkeit einer wahren, meinen ganzen Innenmenschen gewaltig erfassenden Leidenschaft bestraft werden sollte? Und, frage

ich mich weiter, warum konnte ich Ihre Liebe nicht gewinnen, die für mich den höchsten Preis bilden würde?"

Merkwürdig war, daß Cilli diese Offenbarungen einer stürmisch bewegten und von Verzweiflung zur Entsagung sich niederringenden Mannesseele mit statuenhafter Ruhe anhörte. Unter diesem Anprall einer großen und männlichen Leidenschaft verlor sich das Fieber, das vorher ihr Blut erhitzt hatte, gefror förmlich das geheime Interesse, wie es in ihr trotz allem Widerstreben für diesen Mann entstanden war und machte nun einer Achtung Platz, die ihr eine schöne Befriedigung gewährte. Sie ließ ihn seine Hoffnungen begraben und stand dabei mit einem Empfinden, als wenn es das Beste sei für ihn und für sie. Er dagegen verlor sich mehr und mehr wieder in seine Hoffnungen, obwohl er sie eben als eitel von sich gewiesen haben wollte. Denn er setzte seine Rede in einem viel wärmeren Tone fort: „Fräulein Cilli! Wie freudenreich malte ich mir schon das Dasein an Ihrer Seite aus! Im unabhängigen Besitz eines fürstlichen Vermögens hätte es für Sie keinen Wunsch gegeben, der nicht seine Befriedigung gefunden haben würde. Auf meinen Schlössern, meinen Gütern hätten Sie wie eine Fee gelebt. Wir wären als ein glückseliges Menschenpaar überall hingereist, wohin wir wollten. Meine Familie würde Sie als meine Gemahlin geehrt und geliebt haben. Sie hätten mir allerdings das Opfer gebracht, dem Theater zu entsagen; aber wie glänzend hätte ich Sie dafür zu entschädigen gesucht und wie viel Gelegenheit wäre Ihnen geboten worden, sich als Künstlerin in unserem häuslichen und gewählten Gesellschaftskreise nach wie vor zu zeigen.

Digitized by Google

Ach, Sie würden glücklich wie ich geworden sein, davon bin ich überzeugt! Warum wollen Sie es nicht werden? Warum können Sie mich nicht lieben?"

Auf die letzten Worte erwartete Töreki eine Entgegnung, noch einmal eine entscheidende. Und Cilli scheute nicht davor zurück.

„Herr Graf," sagte sie ernst und bestimmt, „wir würden Beide unglücklich werden."

Er beugte wie unter einem verhängnißvollen Richterspruch sein Haupt und erwiederte nichts. Sie reichte ihm jetzt mit freundlicher Miene ihre Hand. Er preßte diese Hand leidenschaftlich an seine Lippen. Ein heißer Athem berührte sie, eine heiße Thräne fiel darauf.

Dann verließ er mit einem tief schmerzvollen Blick auf Cilli das Gemach.

6.

Cilli hatte in den fünf Jahren ihrer theatralischen Laufbahn, zumal mit den Gastspielen in letzter Zeit, viel Geld verdient. Wie sie es sich vorgenommen, so hatte sie sich ein hübsches Vermögen erspart und in ihrer Heimath durch den Sternenkarl ein schmuckes Haus für sich kaufen und eine Wohnung darin für ihren Vater einrichten lassen, eine andere für sich, wenn sie einmal Gebrauch davon machen wolle. Eine Wiese nach der anderen und ein tüchtig Stück Acker war dazu gekommen; ein ansehnlicher Viehstand gehörte ihr ebenfalls.

Dies Alles hatte sie vertrauensvoll ihrem Vater zur Bewirthschaftung und Verwaltung übergeben, und seit zwei Jahren bezog er schon die Einkünfte davon.

Digitized by Google

Der Schnitzerjörgl war also ein wohlhäbiger Bauer geworden, der sich vortrefflich in seine neue Lage gefunden hatte. Von dem wüsten Lumpenleben haftete ihm gar nichts mehr an, schnitzeln that er auch nicht mehr. Dafür arbeitete er fleißig auf seinem Acker und seinen Wiesen; denn er sah sie, wiewohl sie auf Cilli's Namen eingeschrieben waren, als sein rechtmäßiges Eigenthum an und bildete sich darauf nicht wenig ein. Der hohe Fünfziger war auch außen wie innen verjüngt und trug sich gar fürnehm, so daß er damit geneckt wurde, er wolle noch einmal den Freiersmann spielen. Er saß jetzt mit den Ersten im Dorf an dem Stammtisch bei der Sternenwirthin, schnackte sehr klug über Politik und über Theater, obwohl er in seinem Leben noch kein anderes als auf der Jahrmarktsmesse im Dorf gesehen, und lobte seine Tochter und ihr Glück über die Maßen. Der Lump von einstmals war beinahe ein filziger Mensch geworden. Er sparte von den Einkünften, die ihm jetzt zuflossen, und er prahlte damit, daß er für seine Cilli dadurch ein nobles Heirathsgut sammeln wolle; denn wer wisse, ob sie nicht einmal ihre Stimme verliere und dann die fetten Theatergagen wegfielen.

Es war kurios, wie er sich so geberdete; aber in der Hauptsache bewies er doch, daß er ein ordentlicher Kerl und ein gewissenhafter Vater geworden war. Im Stillen würdigte er auch Cilli's Wohlthätigkeit vollauf, der er sein Emporkommen verdankte, that er gleich vor den Leuten in falschem Stolz, als sei ihm nur nach Recht und Gebühr der Antheil an ihrem Glück abgegeben. So lieferte er einen Beweis, wie äußeres Wohlsein den Menschen mo-

Digitized by Google

ralisch hebt und es ihm leicht macht, in Reih und Glied der Mitbürger sich zu bewegen, während Noth und Elend ihn nur zu oft in die Sümpfe der Laster und Verbrechen treiben.

Während der fünf Jahre, daß Cilli ihr Heimathsdorf nicht wieder besucht, war es auch mit dem Sternenkarl, mit Mutter Monika und mit ihrem Gasthof ganz anders geworden.

Karl war gewiß weit und breit der schmuckste Bursch, nicht nur durch seine männliche, Kraft und Kühnheit ausdrückende Erscheinung, sondern auch durch seine Aufführung. Er verwaltete als Sohn des Hauses die Wirthschaft mit einem Fleiß und einem Geschick, daß seine Mutter mit gerechtem Stolz erfüllt war und ihm um so mehr Alles überlassen hatte, als die Gicht sie oft Wochen lang an's Zimmer fesselte.

Der Gasthof war unter seiner Führung von Jahr zu Jahr vergrößert und verfeinert worden. Da gab es jetzt sehr behaglich mit städtischen Möbeln eingerichtete Zimmer, einen großen, ansehnlichen Speisesaal mit einem theuren Pianino, ein trauliches Lesekabinet mit einer kleinen Bibliothek, und in der Saison reichliche Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften. An die Rückseite des Speisesaales, nach den Almen und Bergspitzen hinaus, war eine lange Veranda angebaut worden, und die Wiese dicht am Hause war mit Bäumen und lauschigen Lauben bepflanzt.

Anfänglich wehrte sich Mutter Monika heftig gegen solche kostspieligen Neuerungen und gegen diese Umwandlung ihres ländlich einfachen Gasthofs in eine feinere Pension.

Aber da Karl durch den Erfolg Recht erhielt und das Sommergeschäft der Wirthschaft immer mehr in Aufschwung kam und stattlichen Gewinn eintrug, so ging sie auch mehr und mehr von Widerspruch und Besorgniß zu Beifall und lauter Anerkennung des einsichtigen Sohnes über.

Manchen Stammgästen gefiel diese Verfeinerung, der sie ja auf einige Wochen entfliehen wollten, nicht so ganz und sie blieben weg. Dagegen fanden sich andere Familien ein, die um so lieber mit dem Genuß der Gebirgsromantik die gewohnten häuslichen Bequemlichkeiten und geselligen Annehmlichkeiten verbunden sahen.

So stand denn der Sternenkarl im Dorf und im ganzen Thal als ein gar geachteter Mann da, der hoch hinaus wollte. Den treuherzigen, frischmuthigen Gebirgsbewohner verleugnete er aber nicht und bildete sich gegenüber seinen Jugendfreunden und Dorfgenossen durchaus nichts Besonderes ein. Aber durch den Umgang im Gasthof mit den Fremden seit so vielen Jahren war doch ein feinerer Schliff ihm eigen geworden, und bei seinem geweckten Geist hatte er sich mit städtischen Auffassungen und mit den interessanten Ereignissen da draußen in der Welt so glücklich vertraut zu machen verstanden, daß er mit seinen gebildeten Gästen zum Erstaunen derselben sich recht gut unterhalten konnte. Er las regelmäßig die Zeitung, und zwar eine große Wiener, und dann mit besonderer Vorliebe in den Theaterblättern, die ihm Cilli gelegentlich zuschickte, weil er sie darum gebeten hatte. Er wollte immer wissen, wo sie wäre, was sie singe, wie man darüber in der Theaterwelt spreche.

Digitized by Google

Man konnte sagen, daß er so eine Art Einbildungsreise durch die Welt machte, indem er seit Jahr und Tag Cilli's Laufbahn in diesen Zeitungsberichten verfolgte.

Seine direkte Korrespondenz mit ihr war nach und nach sehr bescheiden geworden. Seitdem Cilli nicht mehr alle Monat das Geld für ihren Vater sandte, schrieb sie nur selten und dann allemal nur geschäftsmäßig an den jungen Freund, den sie wie ihren Agenten ansah, und der es ja auch mit Eifer und großer Genugthuung war. Er hatte das Haus für sie ausgesucht, nach ihren Angaben es ausbessern und ausstatten lassen, Wiesen und Acker dann hinzugekauft. Ein Tausend Gulden nach dem andern ging ihm auf seine Rechnungen und Quittungen pünktlich dafür von ihr zu. Aber der Briefwechsel war dann, wie gesagt, durch Cilli's Reisen lange unterbrochen gewesen und seit ihrer Rückkehr, da sie von ihm nichts mehr an Besorgungen begehrt hatte und er ihr nichts Neues mitzutheilen wußte, nicht wieder lebhaft geworden. Von Wien hatte sie ihm und ihrem Vater nur einmal geschrieben; seine Antwort darauf besaß sie schon Wochen lang und sie begnügte sich, durch die versprochene und gewohnte Zusendung der Theaterzeitung ihn über ihr Gastspiel in der österreichischen Hauptstadt auf dem Laufenden zu erhalten.

Diese Berichte über Cilli's Auftreten an der Wiener Oper verfolgte Karl mit einer außerordentlichen Theilnahme. Vor Allem deshalb, weil Cilli ihm seit Jahren nicht mehr so nahe gewesen. In der weiten Ferne regte ihn ihr künstlerischer Ruhm gar nicht mehr auf; eine stille Befriedigung erfüllte ihn deshalb, wie über die Gewißheit,

Digitized by Google

daß es einem lieben Freunde in der Welt gut gehe. Aber seit sie in Wien war, fühlte er sich beunruhigt; er dachte den ganzen Tag an sie, an die schönen Opernvorstellungen, in denen sie sang, und ward schier trübsinnig vor Sehnsucht, sie einmal in einer ihrer berühmten Rollen zu sehen und zu hören.

Von Tag zu Tag hoffte er mit einer Aufregung, die ihm bisher beim Gedanken an sie völlig fremd geblieben war, einen Brief von ihr zu erhalten. Er wünschte, daß in demselben geschrieben stehe, sie werde heim kommen, sich ihr Eigenthum anschauen, in ihrem Hause eine Zeit lang wohnen und sich von der Verschönerung des Sternengasthofs und dem flotten Verkehr daselbst überzeugen.

Doch keine Zeile traf ein. Er las, daß ihr Gastspiel zu Ende gehe. Ob sie vielleicht darnach ihn mit ihrem Besuch überraschen wollte? Sie mußte doch einmal nach den Ihrigen sehen, nun sie in wenigen Stunden dahin gelangen konnte; nach fünf Jahren gehörte es sich doch. Oder war sie, die ja selbst beim Kaiser eingeladen worden, nun doch zu stolz und zu vornehm, um an den bäuerlichen Heimathszuständen noch Interesse zu fühlen? Schämte sie sich vielleicht, dahin zurückzukehren, wo sie ein blutarmes Dorfmädel gewesen?

So grübelte der arme Bursch über die Cilli in Wien hin und her, um immer wieder sich zu sagen, daß er mit solchem Argwohn ihr Unrecht thue und sie in ihrem Charakter geblieben sein müsse, wie sie gewesen, und wie sie ihm gelobt, es zu bleiben. Aber der Ungewißheit und quälerischen Grübelei wollte er ein Ende bereiten und

Digitized by Google

frischweg an sie schreiben, ob sie zu einer Sommerfrische nicht in's Dorf kommen wolle. Dann mußte sie doch Ja oder Nein sagen.

7.

Mutter Monika machte sich tüchtig im Hause zu schaffen, weil die Zeit da war, in der die Sommervögel einflogen. Bei ihrer Gicht wurde ihr das sauer genug, und die Stimmung war daher auch nicht die rosigste, in der sie der neuen Köchin und den neuen Kellnerinnen und Zimmermädchen ihre Unterweisungen gab. Aber wer denn anders als sie war da, um die weibliche Oberaufsicht zu führen und mit dem Ehrgeiz einer Wirthin in Küche und Keller nach dem Rechten zu sehen? Das war ja ihr Kreuz und Kummer seit Jahren, daß ihr Karl sich kein Weib in's Haus holte, welches an ihre Stelle treten könne. Er brauchte unter den besten und wohlhabendsten Mädchen im Ort, im ganzen Thal nur zu wählen — es würde ihm keines einen Korb geben. Aber Gott weiß, warum er es nicht that! Mochten sie ihm alle nicht gut genug sein, oder hatte er überhaupt keine Lust, sich zu verheirathen — genug, er machte trotz aller Vorstellungen und Vorwürfe seiner Mutter, und trotz aller Neckereien oder Anfragen der Verwandtschaft im Dorfe keine Anstalten, auf die Freierei zu gehen.

In dem Aerger, in den sie sich mit dem neu eingetretenen Dienstpersonal hineingekeift, kam ihr der Sohn just recht in den Weg.

„Das mußt Du nun doch sehen," fuhr sie ihn an, „daß es ohne eine tüchtige Frau im Haus nicht mehr geht. Läßt' mich aber als gefühlloser Mensch Trepp auf Trepp

ab krauchen mit meinen Schmerzen in den Gliedern, anstatt mir alten Frau die Ruh' zu gönnen und die Pflege. Und wie lange werde ich's denn noch so treiben können? Wenn ich nun die Augen schließe für immer, Du Hartkopf, was fängst Du wohl mit dem Weibsvolk im Hause an? Da würde es bald drunter und drüber gehen und die Wirthschaft hätt' am längsten in Ehren dagestanden und Ertrag gegeben. Mit dem feinen Gethue und noblen Kram in den Zimmern ist sie nicht allein oben auf zu halten. Die Gäste wollen auch mit Essen und Trinken zufrieden sein, mit der Aufwartung und Ordnung im Haus. Da muß eine Frau sein, die überall ihre Nase hineinsteckt, was Du mit Deinem Hackschnabel gar nicht vermagst, und die auch vorzusorgen versteht, damit es in Küche und Keller nicht fehlt. Ich kann's nicht mehr. Weißt' selbst, daß ich oft meine Stube nicht verlassen kann, und doch ist's nöthig, daß die Frau die Erste und die Letzte im Haus, und Tag für Tag auf ihrem Posten ist. Ich will mich nicht mehr von Dir am Narrenseil halten lassen. Noch bin ich die Sternenwirthin, mein ist der Gasthof ganz allein und ich kann damit machen, was mir gefällt. Und das wird geschehen, wenn der Sommer vorbei ist und Du nicht ein Weib nimmst, eins, wie's hieher paßt. Dann verkauf' ich das Anwesen, um mich zur Ruh' zu setzen."

In solche Heftigkeit war die Mutter über diese Frage noch nicht gerathen, so schroff und böse hatte sie ihrem Sohn noch nicht ihr Entweder — Oder gestellt. Er war auch sehr betreten darüber und nicht, wie sonst, geneigt,

Digitized by Google

ſich mit einer ausflüchtenden Redensart an der Sache vorbeizudrücken. Im Gegentheil hielt er der Zürnenden Stand und entwaffnete ſie halb und halb, als er ihr erwiederte: „Ihr habt ja vollkommen Recht, Mutter, und ich muß nun wahrlich an's Heirathen denken.“

„Wenn Du dies einſiehſt, ſo geh' auch an's Werk,“ ſagte ſie beruhigter. „Mit dem langen Beſinnen fängſt Du mich nicht mehr ein.“

Karl hatte während dieſer Bedrängung ſeine Gedanken geordnet, die er jetzt gegen die Mutter auszuſprechen indeſſen nicht räthlich fand. Aber begütigt ſollte ſie vorderhand werden und ſo ſagte er denn, wie Jemand, der ſich in's Unvermeidliche fügt: „Laßt mir nur ein paar Tage Zeit, daß ich mir's ganz ernſthaft überlege, Mutter. Dann ſollt Ihr darüber beſtimmten Beſcheid haben, mein Wort drauf.“

„Nun, auf ein paar Tage kommt's auch nicht an,“ erwiederte die Wirthin, indem ſie ihren Sohn ſcharf in's Auge faßte, weil er ſo eine entſchloſſene Miene aufgeſteckt hatte. „Warum brauchſt Du aber juſt noch ein paar Tage dazu?“

„Weil ich über die Berge gehen will, um mit mir allein zu ſein, und weil ich auch wohl Brautſchau zu halten gedenke, wo es mir mein Herz eingibt.“

„Du biſt ein wunderlicher Geſell, Karl! Man ſollte meinen, Du hätteſt eine Liebſte irgendwo verborgen. Du willſt alſo fort, wenn ich Dich recht verſteh'?“

„Ja! Mutter! Morgen früh laßt mich gehen. Bis zum Sonntag werdet Ihr mit dem Geſchäft ſchon allein

fertig, da Ihr, gottlob! jetzt wieder beſſer auf den Beinen ſeid und noch keine Fremden im Haus ſind."

„Ich hab' nichts dagegen, da es Dir ſo wichtig iſt." Und indem ſie noch einen forſchenden Blick auf ihn warf, wandte ſie ſich nach dem Gaſtzimmer.

Er aber lief nach ſeiner Stube und holte da einen kleinen Reiſeſack hervor, in den er Wäſche packte. Er wollte in aller Frühe an die entfernte Station gehen und von da auf der Eiſenbahn nach Wien fahren. Statt durch einen Brief gedachte er ſich ſelber Antwort zu holen.

Aus der Zeitung hatte er erfahren, daß Cilli an dem Tage, an dem er nach Wien kommen würde, zum letzten Male in der Oper auftrete. Dieſer Umſtand hatte bedeutend mit dazu beigetragen, ihn zu der Reiſe nach Wien zu beſtimmen. Er wollte Cilli doch einmal wenigſtens als gefeierte Künſtlerin ſehen.

Kaum angelangt in der großen Stadt, umfangen von ihrem lärmvollen Straßenleben und in Erſtaunen über die Schönheiten ihrer neuen Bauten, die ſich ſeinem Auge zeigten, verfolgte er doch nur die eine Abſicht, ſich einen Platz im Theater für Cilli's Abſchiedsvorſtellung zu verſchaffen. Auf dem Zettel ſtand „Die Favoritin" von Donizetti. Ihm war's freilich gleich, was man aufführe; er kannte weder Donizetti, noch deſſen „Favoritin". Er las auf dem Zettel, daß Cilli die Leonore ſpiele. Aber was war ihm Leonore? Er wollte nur Cilli ſehen und harrte mit aufregender Ungeduld der Abendſtunde entgegen, in der ſich ihm zum erſten Male die Pforten eines großen Muſentempels öffnen ſollten.

Digitized by Google

An der Kasse, zu der er endlich in einer Menge von Menschen vorgedrungen, gab es keine Billets mehr als auf der obersten Gallerie und in einer Prosceniumsloge. Er wollte der Bühne so nahe als möglich sein und deshalb nahm er das Logenbillet, obgleich er dafür einen schweren Preis bezahlen mußte.

Verblüffend wirkte freilich die goldschimmernde Pracht des Theatersaals auf ihn und die Fülle der Menschen, die sich nach und nach in gewaltiger Woge unten und oben über alle Plätze ergoß. Aber er besaß einen unerschrockenen Charakter und einen hellen Sinn für die Auffassung auch solcher, ihm neuen Verhältnisse, so daß er nach dem ersten befangenden Eindruck die Leute im Parquet mit gelassener Neugier betrachtete, die hübschen und geputzten Damen kecklich in's Auge faßte, den Duft von allerlei Parfüms, der sich durch den weiten Raum verbreitete, mit allem civilisirten Behagen einsog, und nicht in die geringste Verlegenheit gerieth, als sich seine Herren und Damen in seiner Loge einfanden, um ihn herum ihre Sitze einnahmen, plaudernd, ihre Operngläser mobil machend, die Damen fächerspielend, und nicht ohne Verwunderung über die Anwesenheit eines Menschen, der in seiner sonntäglichen Gebirgstracht ihnen auf dem Sammetfauteuil des Proscheniums auffällig genug erscheinen mußte.

Nun begann die Musik und dann ging der Vorhang auf. Der Sohn der Berge hatte nicht Augen genug, um zu sehen, nicht Ohren genug, um zu hören, was auf der Bühne vorging. Das war ja wunderschön und wirkte zauberisch auf ihn. Er bebte zusammen, als plötzlich wie

Digitized by Google

ein Massengewehrfeuer der händeklatschende Beifall des Parquets erdröhnte, in demselben Augenblick, als ein fremdartig phantastisch geschmücktes Weib die Scene betrat. Blumensträuße und Kränze flogen ihr zu Füßen.

Das mußte gewiß Cilli sein, die man begrüßte, und wirklich, er erkannte sie mit seinen Falkenaugen. Er rückte sich zurecht auf seinem Sessel und beugte den Kopf vor, um jede Bewegung von ihr genau zu beobachten. Und wie sie nun anmuthig sich gegen das hoch erregte Publikum verneigte, ging's ihm wie ein Stich durch's Herz, als ihr schnell schweifender Blick sich auf seine Loge richtete, auf ihn einen Moment lang ganz besonders, als habe sie ihn erkannt.

Heiß überlief es ihn und es wirbelte in seinem Kopf; er sah nur noch wie durch einen Schleier. „Grüß Gott, Cilli!" hätte er hinunter auf die Bühne rufen mögen. Doch er nahm sich zusammen, der Rausch verflog auch, und er saß fest auf seinem Posten, horchte athemlos ihrem Gesange und schwelgte in stillem Entzücken, daß er ein solches Schauspiel genießen und das geliebte Mädchen in seiner künstlerischen Größe sehen durfte.

Träumend saß er während der Zwischenakte da. Nahm die Vorstellung danach ihren Fortgang, so verfolgte er sie nur mit einem sehnsüchtigen Verlangen, daß Cilli erscheine, und an ihrer Gestalt hingen seine glänzenden Augen, ihr Gesang versetzte ihn in Wonne und wie in Trunkenheit. Richtige, schwere Thränen liefen über seine wetterbraunen Wangen während der Sterbescene Cilli's am Schluß der Oper.

Sie packte ja auch das ganze Publikum außerordentlich. Kein Athemzug war zu vernehmen, die Rührung war allgemein; bald sah er die weißen Taschentücher der Damen in Bewegung. Dann, als der Vorhang sich gesenkt, erhob sich wieder begeisterter, vielfach sich erneuernder Beifall, begleitet von einem Bombardement von Blumen nach der Bühne, wo Cilli stand. Sie dankte, man sah es, in großer Bewegung, und ihr feuchtes Auge flog wieder nach der Loge, ruhte eine Sekunde auf dem jungen Mann in der Joppe und er bemerkte, wie sie ein kurzes, herziges Nicken lächelnd ihm zuwarf. Sie hatte ihn also sicherlich erkannt.

Wer hätte nun wonneseliger das Theater verlassen sollen, als Karl? Aber im Gegentheil; er ging so traurig von dannen, als sei ihm die Cilli da als Favoritin wirklich gestorben. War dies die mächtige Nachwirkung der erschütternden Schlußscene auf sein naives Gemüth? Nein, es war ihm aus einem ganz anderen Grunde so weh um's Herz. Er kam sich vor, wie aus seinem Himmel gefallen; wie jenem Traum entrissen, in dem er sich seit fünf Jahren gewiegt und in dem er seine Liebe zu Cilli gehegt und gepflegt.

In Wahrheit hatte er ihren künstlerischen Ruhm gar nicht anders gewürdigt, als wie den guten Ruf eines Geschäfts, durch den es seinen Gewinn erhöht. Cilli hatte ihm ja selbst gesagt, daß sie mit ihrer Kunst sich viel Geld verdienen wolle, um dann in ihre Heimath als vermögliches Mädchen zurückzukehren, wie dies so manche aus Zillerthal und Tirol thaten, nachdem sie als Sängerinnen, wenn

Digitized by Google

auch nicht an großen Theatern, die Welt eine Zeit lang durchzogen.

Und Cilli hatte ja viel Geld verdient; er wußte es am beſten, ein wie anſehnliches Vermögen ſie in den Grundſtücken angelegt und daß ſie dadurch den reichſten Mädchen im Ort wohl ziemlich ebenbürtig gelten konnte.

Wie auch manchmal Zweifel in ihm aufgeſtiegen waren, ob er ſich nicht einer thörichten Phantaſie überlaſſe, ſo hielt er die Hoffnung doch mit der Zuverſicht treuer Liebe aufrecht. Hätte ſie denn nicht auch ſchon eine andere Parthie eingehen können, wenn ſie nicht ſeine Zuverſicht rechtfertigen wollte? In ſolcher Ueberzeugung, und bedrängt von ſeiner Mutter, war er nach Wien gegangen, um frank und frei mit ihr zu reden und von ihr ein entſcheidendes Wort zu holen.

Jetzt aber, nachdem er ihren Triumph im Theater mit Entzücken geſehen, überfiel ihn der Gedanke, daß er Cilli nicht aus einer ſo glanzvollen Region locken könne, um ſie zu einer proſaiſchen Sternenwirthin zu machen. Seine Hoffnung darauf war wie ein Kartenhaus unter dem Sturm des ihr geſpendeten Beifalls im Theater zuſammengebrochen, und nun lief er als ein Unglücklicher durch die Straßen, der den Einfall verwünſchte, nach Wien gekommen zu ſein, um ſeine Illuſion zu verlieren. Von Cilli das entſcheidende Wort zu holen, kam ihm auf einmal wie eine große Einfältigkeit vor.

Er ging lange und planlos durch die erleuchteten Straßen. In ſeinen Schläfen pochte heftig das Blut, und in ſeiner Bruſt war Alles wie zuſammengeſchnürt. Entmuthigt wollte

Digitized by Google

er auf und davon eilen, mit dem nächsten Eisenbahnzug von Wien wieder abreisen. Dann aber besann er sich eines Anderen, da Cilli doch nun wußte, daß er hier war. Sicherlich erwartete sie seinen Besuch. Und warum sollte er nicht zu ihr gehen? Entscheiden mußte es sich jetzt doch, ob sie für ihn verloren sei oder nicht, und war wirklich all' sein Hoffen und Harren eitel gewesen, so wollte er, wie er in seiner verzweifelten Stimmung sich sagte, es zum Abschluß noch über sich ergehen lassen, daß sie ihn deswegen auslache. —

Am anderen Tage Vormittags meldete Cilli's Jungfer ihrer Herrin, daß der von ihr erwartete junge Mann da sei. Cilli lief ihm mit froher Miene entgegen.

„Karl! Grüß Dich Gott!" rief sie, ihm herzlich die Hand reichend. „Ja, wie kommst denn Du nach Wien? Ich hab' erst meinen Augen nicht getraut, ob Du es wirklich seiest, der da so vornehm in der Loge sitzt! Doch kannte ich Dich gleich, und es war mir unbändig freudig zu Muthe, daß Du mir solch' eine Ueberraschung bereitet hast, daß ich vor Dir singen und spielen konnte. Es ging gewiß darum noch einmal so gut! Und nach der Vorstellung denk' ich: er läßt sich vielleicht zu mir in die Garderobe führen. Dann, weil ich vergeblich wartete, spute ich mich, um fortzukommen, schick' meine Anna hinunter zum Ausgang, um sich umzuschauen, ob da nicht ein junger Herr in der Joppe steht, und als es auch damit nichts war, stieg ich eilig in meinen Wagen, denn ich dachte, Du würdest mich zu Hause aufsuchen. Aber es ließ sich kein Karl sehen und hören, so daß ich schon

meinte, ich hätte mich doch geirrt und es sei in der Loge Einer gewesen, der Dir zum Verwechseln ähnlich sehe. Nun bist Du richtig hier! Sei mir herzlich willkommen, Karl! Setz' Dich nur erst und sag' mir, warum Du gestern Abend nicht schon gekommen bist. Es ist doch kein Malheur passirt? Welch' ein außerordentlicher Vorfall hat Dich nach Wien geführt? Mein Vater? Oder Deine Mutter? Mach' ein Ende und sprich!"

„Nichts! Nichts!" beeilte er sich, ihr diese Besorgniß zu nehmen, nachdem er unter ihrer sprudelnden warmherzigen Begrüßung seine Verlegenheit überwunden hatte. Durch ihre letzten Anfragen fühlte er vollends wieder sicheren Boden unter sich. „Ich bringe gar keine Hiobspost von zu Haus. Dein Vater ist gesund und munter, und meine Mutter mit ihrer Gicht nicht schlechter d'ran."

„Gott sei Dank! Also dann ist's was Gutes, was Du mir bringst! Es muß doch aber was Besonderes sein, daß Du, und um diese Zeit, die Reise hieher unternommen hast. Nun setz' Dich erst, ich bitte Dich, und dann erzähle! — Karl, ich bin ganz außer mir vor Freude, daß Du hier bist."

Dabei zog sie ihn an der Hand auf einen Stuhl und setzte sich vor ihn auf einen anderen. Er hätte sie in seiner Freude über diesen Empfang an sein Herz ziehen mögen, wenn eben darauf nicht Befürchtung und Kummer noch so schwer gedrückt hätten.

„Ja," erwiederte er dann mit einem halben Seufzer, „'was Besonderes ist's schon, das mich hieher geführt hat. Allerdings, da ich aus der Zeitung erfahren hatte, wann

Du zum letzten Mal in Wien spielst, wollte ich Dich gar gern sehen und bin darum gestern gekommen. Ich konnte kein anderes Billet zu einem guten Platz erhalten, als in der Vorderloge, und deshalb saß ich da. O Cilli, mir ging vor lauter Aufregung erst Alles im Kopf herum! Habe ja mein Lebtag so ein schönes Theater und Opernspiel nicht gesehen! Und wie hast Du mir gefallen; wie hat's mich gepackt, als sie Dir so begeistert zuklatschten und Blumen warfen! Ich war so glücklich, Cilli, gestern Abend, daß ich Dich wiedersah und daß ich Dich singen hörte."

„Du hättest mir vorher schreiben sollen," hielt sie ihm vor, ohne in ihren Mienen zu verbergen, wie angenehm sie von seinem Lobe berührt war. „Dann würde ich Dich am Bahnhof empfangen und Dir ein Billet besorgt haben, das Dich nichts gekostet hätte. Warum hast Du mich aber nicht gestern gleich aufgesucht?"

„Vor dem Theater war nicht viel Zeit mehr, und nachher dachte ich, so spät schicke sich's nicht. Nachher war mir auch nicht zu Muthe, um mit Dir zu sprechen. Es wird mir halt heut noch schwer, merk' ich."

Cilli horchte auf und forschte in seinen Augen, was der Sinn der letzten Andeutung sein könnte.

„So hast Du also etwas Wichtiges mit mir zu reden," fragte sie gespannt, „und deshalb die Reise gemacht?"

„Ja, eigentlich deshalb," antwortete er mit einem herzhaften Anlauf. „Das mußte eben sein, wegen meiner Mutter, die partout jetzt verlangt, daß eine junge Frau im Haus sei, daß ich also heirathe. Oder sie will den

Gasthof verkaufen, da sie nicht mehr darin schaffen mag und auch nicht kann."

„So, so!" entgegnete Cilli sinnend. „Deine Mutter hat nicht Unrecht. Daß Du heirathest, ist am Ende auch Zeit und unter den Umständen ist's Deine Pflicht und nothwendig. Willst Du etwa mit mir darüber sprechen?"

Einen Augenblick verblüffte ihn diese Frage. Doch da Cilli ihn selbst auf das rechte Geleise gewiesen, war's ihm lieb und er faßte neuen Muth.

„Das bin ich Dir doch wohl schuldig!" sagte er und hob sein Haupt mehr in die Höhe. „Ich muß freilich erwarten, daß Du mir den Bescheid ertheilst: ‚Dummer Kerl, was fragst' mich, ob Du heirathen sollst?' Aber gerad' diesen Bescheid möchte ich aus Deinem Munde hören, und darum bin ich zu Dir gekommen."

„Karl! Karl!" drohte sie ihm, indem sie ihre ernste und theilnahmsvolle Haltung bewahrte. „Wenn ich Dir nun diesen Bescheid gäbe, den Du Dir schon im Voraus fertig gemacht hast?"

„Dann, nun dann ist's mir gleich; dann mag die Mutter den Gasthof verkaufen meinethalben! Ich habe Dich," fuhr er weichmüthig und innigen Tones fort, „Dich als meine erste und einzige Liebe treu im Herzen bis heutigen Tages getragen, und weil es nun doch eine unglückliche Liebe gewesen sein wird, so nehm' ich's hin und will's Dir nur noch einmal in Dein Gesicht sagen."

Der Schelm lugte aus ihren Augen, während er diese entsagende Liebeserklärung abgab. Sie faltete ihre Hände

Digitized by Google

auf ihre Kniee, beugte sich gegen ihn vor und ließ ihn eine Weile grausam unter ihrem warmen Blick.

„Höre, Karl," antwortete sie dann, „als Du Deine Rede vorhin anfingst, dachte ich: ‚Aha, jetzt wird er mir schlankweg den Heirathsantrag machen. Da heißt's tapfer sein!' Aber nun entpuppst Du Dich so kleinmüthig, daß ich Dich schier auslachen möchte. Was seufzest Du mir denn da von Deiner unglücklichen Liebe vor? Dies hättest Du Dir wohl sparen können. Oder dann sag' mir wenigstens, warum die Liebe so unglücklich sein wird?"

„Warum?" versetzte er lebhaft und schmerzlich. „Weil Du Eine vom Theater bist."

„Ah so, da meinst Du, die könnte gar nicht zu Dir passen, nicht wahr?"

„Sie wird's meinen."

„Und Deine Mutter wird Dir's in den Kopf gesetzt haben, daß die Cilli als Eine vom Theater nimmer ein rechtes Weib für Dich sei?"

„Meine Mutter hat mir gar nichts in den Kopf gesetzt deswegen; sie weiß nicht, ahnt nicht, daß ich in treuer Liebe Dir seit so viel Jahren schon anhange. Ich habe niemals mit ihr über Dich so gesprochen, daß ich ihr davon etwas verrathen hätte. Vor allen Menschen ist's ein Geheimniß geblieben, weil's mir heilig war, Cilli. So habe ich es hieher getragen, um es Dir, obwohl Du es längst kanntest, zur Entscheidung zu geben. In Hoffnung kam ich her und, wie Du gestern Abend so ergreifend das Sterben gespielt hast, ist diese Hoffnung in mir gestorben."

Digitized by Google

„Ja," fuhr sie verwundert auf. „Weswegen denn?"

„Weil ich mir gestand, daß es eine Sünde wäre, zu verlangen, Du mögest Abschied vom Theater nehmen und aus einer so gefeierten Künstlerin ein schlichtes Bauernweib werden."

„Das hast Du Dir gesagt?"

„In ehrlicher Liebe, Cilli. Ein solches Opfer Dir zuzumuthen, erschien mir ein Unrecht, und da mußte ich wohl all' meine Hoffnung verlieren."

„Guter Karl!" versetzte sie, ihm ihre Rechte hinhaltend, und sah ihn dabei mit feuchten Augen an. „Ich fühle Dir nach. Was Du mir da gestanden, macht Deinem Herzen wahrlich Ehre. Nun sollst Du aber auch hören, was ich Dir darauf mit Herz und Verstand zu erwiedern habe. Als ich vor einigen Monaten nach Wien kam, war's schon so halb und halb in mir beschlossene Sache, im Spätsommer nach Haus zu gehen, um mich in unserer schönen Heimath nach so viel Arbeit und Theaterluft zu erholen, und um mir anzusehen, was Du mir Alles an Haus und Wiesen gekauft hast, in meinem Haus mir's recht wohl sein zu lassen und meinem Vater, sowie den Anderen im Dorf zu zeigen, daß ich als eine Theaterprinzessin meine Natur nicht verändert habe. Was ich mir in der Welt, auf dem Theater, in dem Verkehr mit den Stadtmenschen an Lebenskenntniß und an äußerlichen Formen zugeeignet, das ist keine Schande, auch in unseren Bergen nicht. Darum dachte ich auch: Wenn Du zu Haus sein wirst und so ganz nach Deinem Gefallen als freie Bäuerin lebst, dann wird sich ja erproben müssen,

Digitized by Google

ob es Dir nach der Theaterlaufbahn noch da behagt, ob Du wohl nach den städtischen Angewohnheiten bei den einfachen Leuten wieder bleiben möchtest, und ob der Sternenkarl noch etwas von seiner Jugendliebe zu Dir übrig behalten hat."

„Cilli!" unterbrach er sie, wie wenn er es ihr betheuern wollte, und es schoß Feuer aus seinen schwarzen Augen auf sie. Dann ergriff er ungestüm ihre Hand, und sie ließ ihm dieselbe und sprach mit ihren Augen allein weiter zu ihm, so daß er ahnte, was ihr Herz bewegte. Dann nickte sie lächelnd ihm zu und äußerte in Worten:

„Du bist also wie gerufen gekommen, und da habe ich schon gestern gedacht, daß es das Schicksal so will und wir uns nicht mehr trennen sollen."

„Cilli! Cilli! Red' zu Ende, ich ersticke sonst vor Freuden!" jubelte er in Leidenschaft heraus und umschlang sie mit seinen Armen.

„Ein vornehmer Herr hatte sich just sehr in mich verliebt," redete sie weiter, worauf augenblicks seine Arme von ihr abfielen und die Wonne aus seinen Mienen entschwand. „Er hat mich heirathen wollen, hat mir seine Schlösser und Güter, seinen großen Reichthum angeboten. Ich aber hab' dabei gedacht: ‚Ja, wenn's der Sternenkarl wär'!' Da prüfte ich mich und fand, daß ich den Sternenkarl von Herzen lieb hab', ihn allein, seit Jahren, und daß ich keinen Anderen je zum Mann haben möchte."

Der Karl sprang vor Entzücken in die Höhe und dann flog er an ihren Hals und küßte sie einmal über das andere, wie es ja nun nicht anders sein konnte. Weshalb

sie sich auch gar nicht sträubte, sondern ihm ihren Arm um den braunen Hals legte.

„Cilli!“ rief er. „Wahrhaftig? Du willst Sternenwirthin werden? Du brächtest mir dies Opfer und wärst gewiß, daß Du's nimmer bereutest?“

„Ich denke nicht,“ erwiederte sie ernst. „Wenn man im Herzen zufrieden ist, dann hat alles Andere wenig Macht dagegen. Mit dem Grafen, so ein schöner und feiner und reicher Herr er ist, hätte ich mir ein so recht inniges Herzensleben nicht vorstellen können, mich ihm nie gleich und ebenbürtig gefühlt, und ich danke Gott, daß er mich gegen die Versuchung stark sein ließ.“

„Und,“ fiel er eifersüchtig ein, „nun schwätzest Du mir nie mehr von dem Grafen?“

„Ich habe Dir aber von ihm sprechen müssen, damit Du überzeugt seiest, daß ich Dein werden will aus ehrlichem Herzensbedürfniß. Und nun, Karl, habe ich mich Dir frank und frei erklärt, und bist Du einig mit mir, so reise ich gleich mit Dir zusammen heim; morgen, ist Dir's recht.“

Karl war, als sei er in den Himmel versetzt worden.

8.

Anna, Cilli's Mädchen, mußte Alles für die Abreise herrichten. Die Sängerin und der Sternenkarl machten einen Besuch Nachmittags beim Professor Steindel, wo sie sich als Braut und Bräutigam glückstrahlend vorstellten.

Steindel fiel wie aus den Wolken, seine Frau war starr vor Staunen. Natürlich aber beglückwünschten der

Digitized by Google

Professor und seine Frau, nachdem sie über die ihnen mitgetheilte Thatsache nicht mehr in Zweifel sein konnten, das Paar. Aber diese selbst kam dem Lehrer und Berather Cilli's, zumal nach dem Vorgange mit dem Grafen, so wunderbar vor, daß er daraus kein Hehl machte. Die Leute würden die Hände über dem Kopf deswegen zusammenschlagen, die Zeitungen es als eine Ungeheuerlichkeit verkünden. Auch als ein unbegreiflicher Entschluß werde es erscheinen, daß Cilli noch im schönsten Vollbesitz ihrer Stimme, überhaupt noch im Anfang ihrer Laufbahn abdanke; daß sie förmlich sündhaft einen Schatz nicht weiter ausnutze, der mit unbedingter Sicherheit noch lange reichsten Gewinn bringen müsse. Das sei eine romantische Laune, von der er sich nichts Gutes für die Zukunft versprechе.

So wurde er schließlich ein Strafprediger, vor dem der Sternenkarl helle Tropfen auf der Stirne schwitzte und Cilli ihre Verlegenheit kaum hinter einem Lächeln verbergen konnte. Der Professor hielt sich sogar für befugt, Beiden den Rath zu ertheilen, sich die Sache besser und nüchterner zu überlegen, und eine Uebereilung oder eine Thorheit wieder gut zu machen, ehe es zu spät sei.

Das Ende dieser ersten Vorstellung des Brautpaares war denn auch so unerquicklich als möglich. Der Professor zeigte sich beinahe böse, seine Frau in kalter Zurückhaltung; Karl war froh, als er die Thüre in die Hand nehmen konnte, und Cilli verabschiedete sich mit einem stillen Groll im Herzen von ihrem sonst so verehrten Freund und Wohlthäter.

Digitized by Google

Draußen ſchaute Karl ſeine Braut, nachdem er mit ihr Platz in dem Wagen genommen, in dem ſie vorgefahren waren, ganz verſtört an und ſagte: „Da haſt Du's nun gehört, Cilli. Mir iſt, als hätte ich gottſträfliche Prügel gekriegt. Es iſt mir auch zu Herzen gegangen, und ich bitte Dich wirklich, bedenk' Dir's noch einmal recht, damit Dir's nicht leid werde. Das habe ich ja gefühlt, daß Du Dich herablaſſen mußt, wenn Du mein Weib wirſt, und daß Du ein ſo groß Opfer dafür bringſt, was ich trotz all' meiner Liebe kein Recht habe, zu begehren. Und geſagt habe ich es Dir auch."

„Und geantwortet habe ich, däucht mich, Dir auch darauf," gab ſie ihm Beſcheid. „Dem Profeſſor dürfen wir ſeine Rede nicht übel nehmen. Der hat aus mir eine Künſtlerin gemacht und es wäre alſo auch ſein Stolz, daß ich es bliebe. Er iſt ehrgeizig für mich, wie er es immer geweſen und bis heute geblieben iſt. Das iſt am Theater ſo, Karl; Alle, die dabei oder d'rum herum ſich bewegen, wie auch Steindel, glauben allein in Glanz, in Vornehmheit, in blendendem Schein, in befriedigtem Ehrgeiz und lärmvollem Beifall das Glück des Lebens zu finden. Ich habe mich davor bewahrt und rette mich, weil es mich doch auch zu ſtark verſuchen könnte, lieber aus dieſer Welt in unſere ärmlich proſaiſche, die mir allein wahr und ſchön erſcheint." — —

Am anderen Tage fuhren Beide auf der Eiſenbahn in ihre Heimath und von der Station auf einem daſelbſt gemietheten Wagen in ihr Dorf.

Am Gaſthof „Zu den drei Sternen" hielt das Gefährt an

und auf das Geräusch hin kam der Hausknecht herzu. Es wunderte ihn weiter nicht, daß er seinen Herrn vor sich sah und eben so wenig, daß eine Dame mit Bedienung bei ihm war. Die Zeit für die Ankunft von Sommergästen der Familienpension war ja da, und Touristen waren schon mehrere eingekehrt.

Karl fragte nach der Mutter. Die saß in ihrem Zimmer und litt wieder an Gichtschmerzen. Er ging ohne Weiteres zu ihr und, wie es unterwegs verabredet war, Cilli ging mit ihm.

Frau Monika staunte ob dieses Besuchs und erkannte Cilli im Augenblick nicht, weil dieselbe seit Jahr und Tag ihrer Erinnerung fern geblieben. Ihr Sohn nannte ihr den Namen seiner Begleiterin, und diese selbst reichte in ungekünstelter Herzlichkeit der Wirthin die Hand. Da hob sich die Alte von ihrem Sitz, halb verlegen, halb überrascht, weil sie vermuthete, daß ihre ehemalige, nun so wohlhabende und zu künstlerischer Stellung gelangte Magd zu Besuch bei ihr gekommen sei.

Aber um ihr diesen Irrthum vorweg zu benehmen, sagte Karl: „Ich hab' Euch versprochen, Mutter, nach meiner Rückkehr Euch zu erklären, wen ich heirathen will. Da seht Ihr meine Zukünftige; ich hab' sie mir aus Wien geholt, vom Theater weg. Aber es ist eine Liebe zwischen uns schon sieben Jahr lang, und da sie echt war, haben wir uns nun gefunden, um mit Eurer Erlaubniß so bald als möglich Mann und Frau zu werden."

Die Alte war starr. Sie konnte das Vernommene nicht gleich erfassen.

„Willst wohl Deinen dummen Scherz mit mir treiben?“ kam es endlich bei ihr heraus.

„Bei Leibe nicht, Mutter!“ erwiederte er in gehobener Stimmung. „Ich kann mir wohl denken, daß Ihr schier verwundert seid, was für ein prächtiges Weib ich Euch in's Haus bringe. Aber sie wird Euch eine rechte Tochter sein, die Cilli, ich schwör's bei meiner Seligkeit!“

„Ja, Mutter Monika!“ umschmeichelte Cilli nun die Wirthin. „Nehmt mich freundlich auf als Eure Schwiegertochter! Weiß Gott, ich will's Euch zur Freude Eures Alters sein!“

Die Alte erkannte wohl, daß es Ernst mit den Beiden sei. In der Wirrniß ihrer Empfindungen ließ sie, indem sie ihren Sohn groß ansah, den Gedanken verlauten, der sie am stärksten bewegte: „Meine Schwiegertochter! Eine vom Theater? Karl, bist Du gescheidt? Meine Achtung vor... vor dem Fräulein, ganz gewiß. Doch zur Wirthin wird es nimmer passen.“

„Sprecht mir das Zeug dazu nicht so rundweg ab, Mutter Monika,“ sagte Cilli zu ihr und man merkte ihr an, daß sie sich auf solche Einwände gefaßt gemacht hatte und sie zu besiegen getraute. „Ihr müßt nicht vergessen, daß ich ein Kind der Berge bin, daß ich bei Euch in Diensten gestanden, und das Vorurtheil müßt Ihr nicht hegen, ich sei am Theater in meinem Wesen verändert worden. Wär's so, dann hätte ich mich vom Karl nicht als seine Verlobte heimführen lassen. Ich will Euch ganz offen gestehen, daß ich Euren Sohn schon als Eure Dienstmagd von Herzen lieb gehabt habe, weil er — nun, weil er mich

auch lieb hatte. Doch gewußt hat er's von mir nicht; ich hab' mich als noch kindisches und blutarmes Ding wohl gehütet, ihm etwas von meinem Gefühl merken zu lassen, hab's auch selbst nicht verstanden und ernst genommen. Als ich dann das Glück gehabt, für die Oper ausgebildet zu werden, und bei meinem letzten Hiersein vor fünf Jahren mit dem Professor mich überzeugte, daß mich der Karl noch immer liebt und daß ich auch ihm mit vollem Bewußtsein herzensgut war, da habe ich mir gesagt: Wenn sich meine Hoffnungen am Theater erfüllen, so verdiene ich mir Geld, so viel, daß ich eine ansehnliche Mitgift habe. Und ist Euer Sohn bis dahin, ohne daß er von meinem Vorsatz eine Kenntniß haben könnte, mir noch treu, und ist's in meinem Herzen auch nicht anders geworden gegen ihn — nun, so wär's mein höchster Wunsch, sein Weib zu werden, und ich vermag dann mit meinem erworbenen Geld und Gut ohne Beschämung die Schwiegertochter meiner früheren Dienstgeberin zu werden."

Vor einer solchen Sprache des tapferen Mädchens hielten die begreiflichen Vorurtheile Mutter Monika's nicht Stand. Sie wußte keinen Grund mehr zur Einrede und gab daher der Cilli die Hand und sagte: „So will ich gern hoffen, daß es Euch zum Guten sei und Euch als Verlobte ansehen."

Dann ging Cilli mit Karl aus dem Wirthshaus, ihrem Vater den Bräutigam vorzustellen. Einige hundert Schritt hinauf an der Landstraße stand das schmucke Haus, das Cilli gekauft, in dem ihr Vater wohnte und wo sie nun selbst Quartier zu nehmen kam. Der alte Jörgl war eben,

Digitized by Google

weil's ſchon Dämmerung wurde, mit ſeinem Knecht vom Acker zurückgekehrt, und ſeine Magd, welche aus der Küche den Beſuchern entgegentrat, rief auf deren Befragen nach ihrem Herrn denſelben mit kreiſchender Stimme vom Hofe.

Jörgl, erſt erſtaunt, begrüßte ſeine Tochter dann mit ſichtlicher Freude, zumal ſie ſo treuherzig kindlich gegen ihn war, wie ſie vor fünf Jahren von ihm geſchieden, und über ſein gutes Ausſehen und den erſten Eindruck ſeiner Hauswirthſchaft ihn mit Lob überſchüttete. Daß der Sternenkarl mit ihr kam, fiel ihm nicht auf; der war ja ihr Geſchäftsführer ſeit Jahren, was freilich den hochfahrend gewordenen Bauer ſchon längſt verdroſſen hatte. Er empfing ihn denn auch nicht weiter freundlich, nur ſo nebenher.

Karl that auch, als ſei er beim Jörgl wie zu Hauſe und forderte Cilli auf, ſich zunächſt im oberen Stockwerk ihre Wohnung anzuſehen, die er ihr ja nach ihrem Begehr und ihren Angaben längſt ausgeſtattet hatte. Der Alte ging hinterdrein und hörte zu, wie ſeine Tochter ſich über die trauliche Einrichtung freute und der Sternenkarl mit ihr ſprach, als hätte er auch ein Recht daran und überhaupt über die Cilli. Das ärgerte ihn.

Dann, nachdem Alles beſichtigt war und Cilli gleichſam Beſitz von ihrer Wohnung genommen hatte, wandte ſie ſich zu ihrem Vater und theilte ihm mit, daß Karl um ihre Hand geworben, daß ſie dieſelbe, weil ſie ſeit Jahren ſeine Liebe zu ihr kenne und dieſelbe theile, angenommen, und die Mutter Monika den Verſpruch auch ſchon gebilligt habe. Und Karl bekräftigte dies dem Jörgl

in einer Art, als sei darüber nun kein Wort mehr zu verlieren.

Aber kaum war der Karl weg, um Cilli's Mädchen und ihr Gepäck herzuschicken, so machte Jörgl gegen sie seiner sehr übel umgeschlagenen Stimmung Luft.

Er beklagte sich bitter, daß Cilli ihm Mißtrauen in dem Ankauf der Grundstücke bewiesen und dies Alles stets durch den Sohn der Sternenwirthin habe besorgen lassen. Und den wolle sie nun heirathen! Das sei doch eine Dummheit von ihr. Sie sei eine große Sängerin und solle es bleiben, um noch viel mehr Geld zu verdienen. Er würde daher nimmer Ja und Amen zu solcher Ehe sagen und als ihr Vater ließe er sich sein Recht nicht nehmen.

So kam es an dem ersten Abend, den Cilli in ihrem eigenen Hause zubrachte, zu einem langen und ihr unerquicklichen Hin- und Widerreden mit ihrem Vater, der sich in seinem Eigensinn nicht zur versöhnlichen Nachgiebigkeit verstehen wollte. Am anderen Tage fing er den Streit von Neuem an, und Cilli ging daher bald in den Gasthof, was sie auch fernerhin that, um dem Brummen des Alten aus dem Wege zu gehen. Auch that's ihr sehr weh, daß ihr Vater sich so undankbar gegen sie zeigte.

Was Cilli als junge Sternenwirthin werden würde, verrieth sich zur höchsten Genugthuung Karl's und seiner Mutter mehr und mehr während der Saison. Zur Seite, oder im Auftrag derselben waltete sie im Hause, hielt vortrefflich Ordnung über die Leute, und wußte überall, auch auf den Almen und Feldern, wenn da gearbeitet wurde, nach dem Rechten zu sehen. Das Haus war voller

Digitized by Google

Gäste, meistens feinere Familien, und da es in den Zeitungen Wiens und anderwärts gestanden hatte, daß die eben noch so hoch gefeierte dramatische Sängerin Cilli Hofer die Bühne verlassen wolle, um die Frau des jungen Gastwirths „Zu den drei Sternen" in ihrem Heimathdorf im Salzkammergut zu werden, so trieb manchen ihrer Wiener Verehrer die Neugierde, den Gasthof zu besuchen und sich von der Wahrheit dieser ungeheuerlichen Nachricht zu vergewissern.

Cilli nahm die Zeitungsmittheilung und die Neugier ihrer Gäste gleichmüthig hin, Allen aber flößte sie durch die Natürlichkeit ihres Wesens, sei es als Wirthschaftsverwalterin, sei es Abends in den geselligen Vereinigungen der Pensionäre, hohe Achtung und Zuneigung ein. Es waren so trefflich musikalisch gebildete Leute darunter, daß sich von selbst an manchen Abenden wahrhaft künstlerische Unterhaltungen bildeten, und dann ließ sich Cilly auch nicht lange bitten, eine Arie oder ein Lied zum Entzücken ihrer Gäste, ihres Verlobten und der Mutter Monika zu singen. Ja, als sie näher mit diesen künstlerischen Kräften bekannt wurde und dieselben mit ihrer Unterstützung ein förmliches Konzert im neuen Gesellschaftssaal veranstalten wollten, wurde auf ihren Vorschlag ein Eintrittsgeld angeordnet, welches den Armen des Ortes zukommen sollte. Es brachte durch die Spenden der dankbaren Hausgäste, aber auch durch die große Theilnahme der wohlhabenden heimischen Bevölkerung, welche die berühmte Cilli doch auch einmal hören wollten, einen reichen Ertrag und gewann der Tochter des Schnitzerjörgl die lebhaftesten Sympathien des Dorfes.

Digitized by Google

Kurz und gut, noch nie war die Sommersaison in den „Drei Sternen" anregender und schöner gewesen, und auch noch niemals so gewinnreich für die Besitzerin der Wirthschaft.

Die Hochzeit sollte den würdigen Abschluß der Saison bilden. Mit ihrem Vater, der sein Murren nicht lassen wollte, sprach Cilli endlich ein ernstes Wort. Sie werde ihm wieder ein Jahrgeld aussetzen; aber ihr Haus und ihre Güter verkaufen, falls er mit ihr keinen Frieden mache. Das schlug ein. Sein Stolz bestand ja darin, als Landbesitzer zu gelten, wenn er es auch in Wirklichkeit nicht war. Nach einem heftigen Zank fügte er sich, damit Cilli ihre Drohung nicht ausführe, und nachdem er glaubte, es ertrotzt zu haben, daß ein rechtlicher Vertrag mit ihm über seine Pacht von Haus und Gütern abgeschlossen worden, ließ er auch seinen Groll gegen die Heirath fahren, wohnte der großen und festlich begangenen Hochzeit bei und versöhnte sich auf derselben mit der glückstrahlenden Mutter Monika und seinem wonneseligen Tochtermann. Das ganze Dorf und das ganze Thal nahmen Theil an diesem Fest, das Cilli zur jungen Sternenwirthin machte.

* * *

Seit Jahren ist der Gasthof „Zu den drei Sternen" im schönen Salzkammergut während der Hochsommerzeit ein viel besuchter und beliebter Aufenthalt für feinere Familien zumal aus der musikalischen Künstlerwelt. Sein guter Ruf hat sich verbreitet und ihm immer mehr Gäste zugeführt, so daß das alte Wirthshaus weitaus nicht genügend Platz für sie gewährte und deshalb daneben ein

Digitized by Google

viel größeres, äußerst behaglich eingerichtetes Haus für die Pensionäre im Besonderen erbaut wurde.

Auch der Professor Steindel mit seiner Familie hat sich wieder dahin gewöhnt. Im ersten Jahr der Ehe Cilli's war er auf ihre herzliche Einladung gekommen, um sich zu überzeugen, ob seine ehemalige Schülerin denn wirklich nicht bereue, dem Theater allzu früh Valet gesagt zu haben.

Er mußte ihr Recht geben, nachdem er ihr Thun und Treiben in ihrem Gasthause kennen gelernt, und er kam nun alle Sommer, um sich ihres heiteren Familienglücks zu freuen.

Sie war die Seele des Hauses und verlieh demselben für ihren Mann, ihre Schwiegermutter Monika und für die Sommergäste einen eigenartigen, bestrickenden Reiz. Ein paar blühende Kinder tummelten sich umher, und die Mütterlichkeit Cilli's hatte sie noch stattlicher gebildet. Wie oft sah ihr Mann mit liebevollen Augen auf seine Familie und pries sich beneidenswerth ob dieses Besitzes! Und wie oft schaute die alte Monika in stiller Bewunderung dem Hantieren Cilli's zu und sagte immer wieder zu sich: „Sie ist eine Wirthin, wie es keine schmuckere und tüchtigere geben kann, und dabei macht sie sich doch ihre feinen Finger nicht naß!"

Ein König in den Alpen.

Skizzen aus dem Leben des Einigers Italiens.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Nicht oft ist das stark anzuzweifelnde, wenigstens zweideutige Wort des großen Schiller: „Auf den Bergen ist Freiheit“ — an einem Menschen so zur Wahrheit geworden, wie an Viktor Emanuel, dem letzten König von Sardinien und ersten König des geeinigten Italiens.

Seiner ganzen eigenartigen Natur und stark ausgeprägten Persönlichkeit nach, war für Viktor Emanuel jeder Schritt zur Größe mit einer Art von körperlichem und moralischem Märtyrerthum verbunden, das sich für ihn nur durch die Tage reinen Glückes ausglich, welche er in den Alpen genoß. Was ihm diese Tage gaben, vermag allerdings nur der nachzufühlen, welcher den ganzen Zauber des Gebirges selbst empfunden. Nur wer selbst den Genuß kennt, welcher dem Bergsteiger und Alpenjäger für alle Mühen und Gefahren lohnt, vermag zu ermessen, welch' dringendes Bedürfniß es für den König von Italien war, das ihm im tiefsten Herzen widerstehende Leben am Hofe mit dem im luftigen Jagdzelt, das Staatskleid mit

der Joppe zu vertauschen und dem Dunst der Städte zu entfliehen, um in einer Atmosphäre, siebentausend Fuß über dem Meere, Leib und Seele gesund zu baden.

Die Geschichtsschreiber haben mit den Feier- und Rasttagen der Fürsten wenig zu thun, und so ist es kein Wunder, daß, so viel bis jetzt über die politische Laufbahn des Re Vittorio geschrieben wurde, über sein Leben in den Alpen wenig bekannt ist. Und doch kann Derjenige, welcher nicht nur den König, sondern den Menschen Viktor Emanuel kennen zu lernen wünscht, und zwar von seiner besten, liebenswürdigsten Seite, nichts Geeigneteres thun, als ihm in das Zelt des Gemsenjägers zu folgen.

Der Monarch war mit allen Eigenschaften und Neigungen eines Gebirgsbewohners geboren, ein Ausspruch, der allerdings mehr oder weniger auf jeden Piemontesen paßt, die durchgängig Alle eine leidenschaftliche Liebe für ihr Geburtsland hegen. Der Anblick der Alpenriesen, welche mit ihren gewaltigen Schneehäuptern auf Turin, die Hauptstadt von Piemont, herabschauen, bleibt auch auf den Städter nicht ohne Einfluß; wie hätte Viktor Emanuel, dessen Wiege im Schatten dieser Berge gestanden, vor dessen Fenstern die mächtige Alpenkette, vom Monte Rosa bis zum Col di Tenda, in voller Herrlichkeit dalag, der jede ihrer Spitzen und jedes ihrer Thäler kannte, diesem Einflusse zu widerstehen vermocht!

Schon als junger Mann, als Herzog von Savoyen, hatte er die Gewohnheit, allein — nur von seinem Hunde begleitet — im Gebirge umher zu streifen. Bedurfte er eines Nachtquartiers, so nahm er die Gastfreundschaft des

Digitized by Google

erſten beſten Landmannes in Anſpruch, der dann gewöhnlich ſehr erſtaunt war, am anderen Tage zu erfahren, daß ihm das Glück zu Theil geworden, ſeinen künftigen Landesherrn zu beherbergen. Der Thronerbe entzog ſich auf dieſe Weiſe, ſo oft er konnte, der ihm unerträglichen Langeweile am Hofe ſeines Vaters Karl Albert, und befriedigte gleichzeitig das Bedürfniß ſeines robuſten Körpers nach ſtarker, anhaltender Bewegung.

Mit welchem Genuſſe er ſich der Jagd- und Wanderluſt hingab, wie ſehr ihn der Verkehr mit den einfachen Gebirgsbewohnern erfriſchte und erfreute, geht aus einem Briefe hervor, den er als König von Sardinien im Jahre 1850 von Courmayeur in den penniniſchen Alpen an den Marquis Azeglio ſchrieb. Derſelbe lautete:

„Lieber Freund, ich bin Sonnabend Abend nach einer achttägigen ſehr anſtrengenden Fußparthie über die Gletſcher von Dondennaz und Cogne hier angekommen. Wir paſſirten die Thäler Bard, Fenis, St. Julien und Cogne, und begegneten überall den aufrichtigſten Beweiſen von Liebe Seitens der Bevölkerung. Am Sonntage empfing ich hier beinahe die ganze Stadt Aoſta. Die Leute bewillkommneten mich in wirklich herzlicher Weiſe. Auch bei der Jagd hatte ich Glück; ich erlegte ſechs Gemſen, einen Steinbock der ſeltenſten Art, ſowie mehrere Faſanen, und die Tragweite meiner Büchſe ſetzte die Leute in Erſtaunen. Gleichzeitig, ſo hoffe ich, haben wir überall ein gutes Andenken hinterlaſſen, denn wir ſparten das Gold nicht.

Die Nationalgarde von Aoſta, die in Uniform aufzog, bat mich, den Namen meines zweiten Sohnes (Herzogs von

Aoſta) in die Rolle ihrer Mitglieder eintragen zu dürfen, und meine Einwilligung ſchien den Leuten große Freude zu bereiten. Ich bleibe, wenn das Wetter günſtig iſt, noch acht bis vierzehn Tage hier, dann ziehe ich wieder in meine lieben Berge."

Aus jener Zeit des erſten Aufenthaltes in Courmayeur datirt eine hübſche Anekdote, die der König mit Vorliebe und ſehr humoriſtiſch zu erzählen pflegte. Eine Bäuerin brachte eines Morgens Eier nach dem Hauſe, in welchem die königliche Familie Quartier genommen hatte. In der Thüre begegnete ſie einem Herrn in der Jagdjoppe, der ſie höflich grüßte und, da ſie im Hauſe nicht Beſcheid wußte, ihr den Eierkorb abnahm und ihn nach der Küche trug, worauf er mit einer Hand voll kleiner Münze zurückkehrte, die er ihr einhändigte. Von ſo viel Freundlichkeit ermuthigt, faßte ſich die Frau ein Herz, dem Herrn zu ſagen, daß es ihr heißeſter Wunſch ſei, den König zu ſehen. „Na, das bin ich ja ſelber," entgegnete der Herr. Die Frau ſah ihn eine Weile prüfend an. „Das ſollt Ihr mir nicht weiß machen!" rief ſie dann. „Eine ſo ſchöne, liebe Dame, wie die Königin, hätte gewiß keinen ſolchen häßlichen Mann geheirathet." Dieſe Antwort beluſtigte den König derartig, daß er die Frau mit einem Extrageſchenk entließ.

Und je größer Italien und infolge deſſen die Verantwortlichkeit des Königs wurde, mit um ſo größerer Sehnſucht und Vorliebe ſuchte er alljährlich ſeine lieben Alpen auf, ohne indeſſen, wie wir hinzuſetzen müſſen, dort einen Moment ſeine großen Aufgaben aus den Augen zu ver-

lieren. Auf welcher unwirthlichen Höhe, in welchem wilden Thale er auch sein Zelt aufschlagen mochte, immer folgten ihm die Drähte des Feldtelegraphen, welche ihm jede politische Neuigkeit zutrugen. Traf während seiner Abwesenheit eine wichtige Nachricht im Lager ein, so sandte man ihm sofort einen Boten nach, der allerdings oft drei bis vier Stunden zu steigen hatte, ehe er den kühnen Jäger erreichte, und geboten es dann die Umstände, so kehrte der König, mitten aus dem Jagdvergnügen heraus, unverzüglich mit ihm zu dem Lager zurück, um etwa nöthige Verfügungen zu treffen.

Jeder Italiener wußte, daß Viktor Emanuel hundertmal lieber auf schwindelndem Felsengrad der Gemse und dem Steinbock nachstellte, oder in den Wachholderdickichten von San Rossore den wilden Bär verfolgte, als daß er hochstehende Persönlichkeiten in feierlicher Audienz empfing, aber nie ließ er sich durch sein Lieblingsvergnügen abhalten, sofort nach der Hauptstadt zu eilen, wenn Repräsentationspflichten oder Staatsgeschäfte seine Anwesenheit forderten.

In scheinbarem Widerspruch mit seinen sonstigen Neigungen las Viktor Emanuel gern, viel und über die verschiedensten Dinge; aber auch auf diesem Felde stellte er seine Aufgabe als Regent dem Vergnügen stets voran. Gleichviel, ob er im Palaste oder im Jägerzelte schlief, er ging selten zur Ruhe, ohne eine Stunde oder länger in dem Tagebuche zu lesen, das nach seiner eigenen Angabe für ihn zusammengestellt wurde. Zwei Sekretäre seines Kabinets hatten nichts zu thun, als täglich in den bedeu-

Digitized by Google

tendſten Zeitungen Europa's die Artikel zu leſen, welche ſich entweder mit den Maßregeln der italieniſchen Regierung oder den Verhältniſſen Italiens zu den übrigen europäiſchen Staaten beſchäftigten. Soweit dieſe Artikel in franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache geſchrieben waren, wurden ſie einfach ausgeſchnitten und in das Buch geklebt, während die engliſchen und deutſchen Ausſchnitte dem Buche in einer genauen Ueberſetzung einverleibt werden mußten, da der König dieſer Sprachen nicht mächtig war. Dabei hatten die Sekretäre den ſtrengſten Befehl, hauptſächlich ſolche Artikel auszuwählen, welche ſcharfe Kritik an der italieniſchen Politik oder der inneren Verwaltung übten. War dieſe Lektüre, welche den König auch in den einſamſten Thälern der Hochalpen auf dem Laufenden erhielt, erledigt, ſo widmete er die oft ſchlafloſen Stunden der Nacht, ſowie jeden Regentag unterhaltender und belehrender Literatur, wobei er Reiſebeſchreibungen allem Anderen vorzog, und man konnte ihn nie vergnügter ſehen, als wenn er Abends, nach der Heimkehr von der Jagd, von ſeinen Leuten umgeben, im Graſe ſaß, um ihnen vorzuleſen oder zu erzählen, was ihn ſelbſt intereſſirt und angenehm unterhalten hatte.

Viktor Emanuel, welcher mehrere Male Anfälle von Lungenentzündungen überſtanden, ehe dieſe Krankheit ihn hinwegraffte, fand durch die Praxis heraus, was erſt ſpäter auf dem Wege der Wiſſenſchaft feſtgeſtellt wurde, daß Menſchen, welche im platten Lande durch Temperaturveränderungen am meiſten leiden, in höheren Regionen gegen die Unbilden der Witterung oft ganz unempfindlich ſind.

Digitized by Google

Einmal, während er auf einem Hochplateau des Dondennaz kampirte, war der Wind so heftig, daß die Zelte umgeworfen, alle Geräthe durcheinander gewirbelt und auch der Hut des Königs entführt wurde. Die halb erfrorenen Jäger mußten Zuflucht in einer Schäferhütte suchen. Am nächsten Tage gab Viktor Emanuel, als er — noch immer ohne Hut, den Kopf nur mit seinem Taschentuche bedeckt — in civilisirtere Gegenden zurückkehrte, eine sehr lebhafte Schilderung des Vorganges.

„Ihr hättet nur sehen sollen, wie die Leute froren und zusammenkrochen und in die Hände bliesen," sagte er. „Nächstes Jahr sollen sie Alle dicke Röcke kriegen. Ich meinestheils habe solches Wetter nicht zu fürchten, ich fror gar nicht."

Re Vittorio, der sonst durchaus nicht der Mann war, gegen den man sich Freiheiten herausnehmen durfte, wie seine Höflinge mehr als einmal zu ihrem Schaden erfuhren, und der, so lästig und verhaßt ihm alles Etikettenwesen war, sobald es sich um Staatsgeschäfte handelte, weder sich selbst noch Anderen einen Verstoß gegen das Ceremoniell erlaubte, verkehrte mit seinen lieben Aelplern in fast familiärer Weise und nahm ihnen, von deren herzlicher, an Anbetung grenzender Liebe er fest überzeugt war, so leicht nichts übel.

Als einmal einer der Führer bemerkte, daß der König es bei einer gefährlichen Stelle des Weges an der gehörigen Vorsicht fehlen ließ, verwies er ihm das mit einem wilden Fluche, ohne daß der Monarch es übel vermerkt hätte. Ein Anderer, der ihn auf den Schultern über einen an-

geschwollenen Bergstrom trug und durch unvorsichtige Bewegungen des Reiters erschreckt wurde, murmelte deutlich hörbar vor sich hin: „So sitze doch still, Esel!“ Worauf ihm Viktor Emanuel gut gelaunt antwortete: „Du irrst, mein lieber Freund; der Esel ist immer der, welcher den Reiter trägt.“ — Als der König einmal direkt von Neapel nach dem Camporciero-Thale kam, rief er seinen ländlichen Jagdgefährten im Dialekt ihrer Berge zu: „Sie haben mich da unten tüchtig büffeln lassen, und ich bin gehörig müde. — Aber wißt Ihr, wer mir nachkommt,“ fuhr er dann vergnügt fort, „mein ältester Sohn, Humbert! Seid freundlich gegen ihn und begrüßt ihn herzlich, damit er die Berge kennen und lieben lernt.“

Der Lieblingsplatz des Königs zur Ausübung des edlen Waidwerkes war der Bezirk Valdieri im Gebiet der See-Alpen, und auf der Route von der Barra di Ferra bis zu dem Schlößchen an dem engen Eingange des Thales von Vallasco kannte jedes Kind den gewaltigen Jäger, der so oft kam und ging. So daheim war er in diesen Thälern, daß bei seiner Ankunft nie mehr ein besonderer Empfang stattfand. Die Bewohner traten, wenn er vorüberfuhr, mit lachenden Gesichtern grüßend in die Thüren ihrer Häuser — das war Alles und war beiden Theilen genug. Das oben erwähnte winzige Jagdschlößchen war mit wirklich spartanischer Einfachheit ausgestattet. und sein einziger Luxus bestand in der herrlichen Milch, welche die hier gehaltenen Rassekühe des Königs gaben, der ein ebenso leidenschaftlicher Landwirth wie Jäger war.

Sonntags besuchte der König, wenn er sich in den

Alpen aufhielt, in irgend einer kleinen Dorfkapelle die Messe und sorgte dafür, daß der Tag für sein Gefolge ein vollständiger Ruhetag war. Höchstens ging er allein für einige Stunden mit der Flinte hinaus, um ein paar Hühner zu schießen. Mit den Dorfgeistlichen der Umgegend, denen aus seiner Hand reiche Gaben für die armen Gemeinden zuflossen, stand er ohne Ausnahme auf dem besten Fuße. Namentlich erfreute sich der Abbé Gorret in Gignot — selbst ein ausgezeichneter Bergsteiger — seiner Gunst. Derselbe brachte bei seinen oftmaligen Begegnungen mit dem Könige hin und wieder einen Uebelstand, unter dem die Gebirgsbewohner litten, oder einen Uebergriff, welchen sich das fürstliche Jagdgefolge zu Schulden kommen ließ, zur Kenntniß des Monarchen.

„Warum haben Sie mir das nicht gleich geschrieben?“ rief dieser dann gewöhnlich. „Ich habe nichts davon gewußt, werde aber Alles in Ordnung bringen, und wenn Sie noch einmal dergleichen hören, so lassen Sie mich's nur sofort wissen. Ich wünsche durchaus nicht, daß man sich hier über mich und meine Leute zu beklagen hat.“

Die Verbesserungen aller Art, welche der König in den Alpenländern zur Hebung des Wohlstandes vornehmen ließ und aus seiner Privatkasse bezahlte, waren sehr ausgedehnt und bedeutend, und die Bestimmung, daß nur die einheimische Bevölkerung bei Wegebauten u. s. w. beschäftigt werden durfte, machten sie den armen Leuten nur noch nutzbarer. So eröffnete er durch Anlegung von Wegen und Straßen ganze Thäler dem Verkehr, gründete die umfängliche Bade-Anstalt zu Valdieri im Gessothale, und

förderte den Beſuch der Schwefelquellen durch Aufmerkſamkeiten aller Art, welche er den Gäſten zu Theil werden ließ. So z. B. wurden die anweſenden Damen oft durch Sträuße ſeltener Alpenblumen überraſcht, welche man auf ſeinen Befehl in den höchſten Regionen der Berge für ſie pflückte — und mit Vergnügen ſaß er oft Abends, ſeine Cigarre rauchend, auf der hölzernen Bank vor der Jagdhütte Santa Anna, am Abhange des Berges, und ſchaute auf den ſteigenden Verkehr der nach Valdieri führenden Straße hinab.

Eine große Menge von Gemsjägern war allein dazu angeſtellt, nach den Steinböcken zu ſehen, deren Erhaltung ſich der königliche Waidmann ſehr angelegen ſein ließ, um womöglich die gänzliche Ausrottung des edlen, ſchönen Thieres zu verhindern, das, trotzdem es in noch höheren Bergregionen lebt, als die Gemſe, und trotz ſeiner ſcheuen Natur, wunderbaren Schnelligkeit und Sprungkraft, doch den Nachſtellungen der Menſchen nicht zu entgehen vermag. Ein Theil dieſer ſorgſam gehegten königlichen Heerde wurde — wie wir hier beiläufig erwähnen möchten — vor etwa zehn Jahren nach dem Engadin gebracht, um die Thiere in der Schweiz, wo ſie gänzlich ausgeſtorben waren, wieder einzuführen; ein Verſuch, über deſſen Erfolg uns bis jetzt nichts bekannt geworden iſt.

Selbſtverſtändlich wendeten ſich die Landleute, welche in dem Könige einen ſo wohlwollenden Freund und Beſchützer fanden, während ſeines Aufenthaltes in ihren Gegenden mit Bittſchriften der verſchiedenſten Art an ihn, und — gleichviel, ob ſie pekuniärer Hilfe bedurften oder

um eine andere Gnade baten — gewöhnlich wurde ihr Begehren erfüllt.

Und neben der unbestechlichen Ehrlichkeit, neben seiner Leutseligkeit, Herzensgüte und seinem Humor waren es noch andere echt königliche Eigenschaften, durch welche Viktor Emanuel die Herzen seines Volkes gewann. Dazu gehörte unter anderen die Gabe, Menschen, die er einmal gesehen, mit denen er einmal ein Wort gewechselt, nie wieder zu vergessen. Erkannte er doch von Jahr zu Jahr die einzelnen Steinböcke wieder, die ihm in seinen verschiedenen Revieren zu Gesicht kamen. Eines Tages stieß er, im Val Camporciera, plötzlich um eine Ecke biegend, auf einen jungen Priester, der durch die unerwartete Begegnung dergestalt außer Fassung gerieth, daß er den freundlichen Gruß des Königs kaum zu erwiedern vermochte, und dieser schritt lachend weiter. Ein Jahr später begegnete der Priester dem Könige wieder und diesmal grüßte er zuerst. „Es scheint, mein Herr Pfarrer, daß ich Ihnen dies Jahr weniger fürchterlich vorkomme," sagte der König, ihn sofort erkennend und ihm die Hand entgegenstreckend. „Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? Wie gefällt Ihnen die Gegend? Sie scheinen ebenfalls Vergnügen am Bergsteigen zu finden und sollten einmal kommen, um mich in meinem Zeltlager zu besuchen. Glauben Sie, daß ich auf gutes Jagdwetter hoffen darf?" — Zwei Tage später machte der Pfarrer von der Einladung des Königs wirklich Gebrauch und stellte sich zur Besichtigung des Lagers ein. Der König trat zu ihm. „Na, Herr Pfarrer, Sie scheinen doch nicht ordentlich für mich gebetet zu haben," sagte er

ſcherzend. „Ich bin geſtern nicht einmal zum Schuß gekommen. Hoffentlich iſt uns das Glück morgen günſtiger. Apropos, haben Sie ſchon zu Mittag gegeſſen? Kommen Sie, genießen Sie etwas nach dem weiten Wege.“

Bei einem ſeiner letzten Beſuche in Valſavaranche wünſchte der König dem Gemeindevorſteher eine Auszeichnung zu Theil werden zu laſſen und kam auf den diesmal unrichtigen Gedanken, ihm den italieniſchen Kronenorden zu verleihen.

„Ich danke Ihnen, Herr König,“ ſagte der alte Bauer, „aber ſolche Sachen paſſen nicht für Unſereinen. Die paſſen nur für Leute, die Kleider von feinem Tuch tragen.“ — „Aber wenn Euer Landesherr Euch ſelbſt das Ehrenzeichen anheftet?“ entgegnete der Monarch. — „Das iſt all' Eins, Herr König,“ gab der Landmann zur Antwort. „Wir Bauern müſſen arbeiten, und mit einem ſolchen Orden müßte man den Herrn ſpielen. Das können wir aber nicht, Herr König.“

Viktor Emanuel gab, ſeinen Irrthum einſehend, die Sache auf, ſchickte indeſſen, nichts weniger als beleidigt, dem würdigen Gemeindevorſtand aus ſeinen eigenen Meiereien mehrere Stücke Vieh von beſonders feiner Raſſe, welche denn auch dankbar und ohne Widerrede angenommen wurden.

Kein Wunder, daß der König, obgleich von allen Klaſſen der Bevölkerung geliebt, namentlich die Sympathien des Theiles ſeiner Unterthanen genoß, der im Schweiße des Angeſichts ſein Brod ißt, und welchen er ſelbſt ſo hoch hielt. Von allen Beweiſen herzlicher Theil-

Digitized by Google

nahme, die ihm in seinen letzten Lebenstagen zu Theil wurden, war vielleicht keiner so rührend, wie der Schmerz der Landleute, welche auf die Kunde seiner Erkrankung nach Rom geeilt waren, dicht zusammengedrängt im Garten des Quirinals standen, alle fünf Minuten nach dem Befinden des hohen Patienten fragten und nicht wichen und wankten, bis Alles vorüber war. Und von den zahllosen Blumenspenden, die auf den Sarg Viktor Emanuel's niedergelegt wurden, waren sicherlich keine der Ausdruck tieferer Trauer, als die mächtigen Kränze von Alpenblumen, welche aus den entlegensten Bergen als letztes Liebeszeichen für den Todten eintrafen.

Die Amazonen.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Der älteste und gefeiertste griechische Dichter, der Mäonide Homer ist es, welcher die schon Jahrhunderte vor seiner Zeit (9. Jahrhundert v. Chr.) von Mund zu Mund getragene Sage von den Amazonen — einem kriegerischen Weibervolke, das seine Wohnstätte an der Ostküste des schwarzen Meeres haben sollte — zuerst der Nachwelt in

ſchriftlichen, wenn auch nur gelegentlichen und flüchtigen Aeußerungen überlieferte.

Herodot, „der Vater der Geſchichtsſchreibung", gibt von den Alten die ausführlichſten Notizen über die Amazonen. Nach ſeiner Darſtellung lebten ſie in der ſkythiſchen Steppe jenſeit des Don. Strabo dagegen weist ihnen ihren Wohnſitz am Fuß des Kaukaſus an. „Allen," behauptet er, „wird in der Jugend die rechte Bruſt abgebrannt (weshalb ſie von den Griechen Amazonen, d. h. Bruſtloſe genannt wurden), damit ſie ſich des Armes zu jedem Gebrauche, insbeſondere zum Schleudern, bedienen können. Auch Pfeile, Streitaxt und Schild gehören zu ihren Waffen. Aus Thierfellen verfertigen ſie ſich Kopfbedeckung, Kleidung und Gürtel." Die Knaben ſchickten ſie den Vätern zurück oder tödteten ſie, „die Mädchen dagegen behalten und erziehen ſie," zum Kriegshandwerk nämlich.

Nicht wenige Autoren verwieſen jedoch ſchon damals den Amazonenſtaat in's Gebiet der Fabel und meinten, daß die Amazonen Männer geweſen ſeien, die, weil ſie eine bis auf die Füße hängende Tunika trugen, das Haar mit einer Binde zuſammenhielten und den Bart ſchoren, vom Feinde zum Schimpf Weiber genannt wurden.

Beiläufig bemerkt, bildeten die Amazonen ein hervorragendes künſtleriſches „Motiv", bei dem die Alten gern verweilten, wie man denn zum Oefteren Amazonenſchlachten (insbeſondere auf antiken Marmorſärgen) dargeſtellt findet, in welchen männliche Tapferkeit und weibliche Schönheit zu einer reizvollen Geſammtwirkung gelangten.

Von den europäisch-asiatischen Amazonen der Sage und Geschichte sind die afrikanischen zu unterscheiden. Diesen wird nach Dionysius ein noch höheres Alter als den ersteren zugesprochen. Sie sollen in den westlichen Theilen Libyens als „ein Volk gelebt haben, das von Frauen regiert wurde". Dieselben führten blutige Kriege und verheiratheten sich erst, nachdem die Jahre des Kriegsdienstes vorbei waren. „Die öffentlichen Aemter und die Verwaltung behielten sie jedoch ganz für sich." Die Männer verrichteten die Weibergeschäfte und hatten sogar die Knäblein „aufzupäppeln". Bemerkenswerth ist, daß noch im 16. Jahrhundert von den nicht weit von der afrikanischen Küste belegenen Weiberreichen Damut und Monomotapa berichtet wird.

Während nun im Allgemeinen die Amazonensage durch die Theilnahme der indischen Frauen an der Vertheidigung ihres Landes gegen die weißen Eindringlinge wieder auflebte und Erinnerungen an die klassischen Ueberlieferungen wachrief, erfuhr sie allererst zur Zeit der Renaissance durch den 1464 verstorbenen Papst Pius II. eine künstlerische Wiederbelebung, indem er die Sage von dem böhmischen Weiberreich der oft (zuletzt von Grillparzer) verherrlichten Libussa und ihrer Nachfolgerin Valaska neu bearbeitete und damit wohl den italienischen Dichter Ariost zu seinen Schilderungen des Weiberstaates im „Rasenden Roland" (19. und 20. Gesang) anregte.

Trotzdem nun aber mit dem zunehmenden geographischen Wissen die Amazonen in immer entlegenere und unbekannte Gegenden zurückgedrängt wurden (weil man sie in den be-

Digitized by Google

kannten eben nirgends zu finden vermochte), verbreitete sich mit Zunahme ihrer künstlerischen Verwerthung der Glaube an dieselben in immer weitere Kreise.

Selbst in der „neuen Welt" hat ihr Entdecker sie zu finden geglaubt, während er weibliche Krieger in der That bei seiner zweiten Landung in Santa Croce antraf, die, wie Columbus selbst berichtet, sich ebenso hartnäckig wie die Männer gegen die Spanier vertheidigt hätten. In Guadeloupe wurde er sogar durch bewaffnete Weiber überhaupt am Landen verhindert. Ferd. Cortez weiß von einer Insel zu erzählen, die ausschließlich von Weibern bewohnt werde, „die ihre Knäblein wegwürfen, die Mägdlein aber aufzögen".

Daß der größte, von Orellana 1539 zuerst befahrene Fluß Südamerika's seinen Namen nach den angeblichen „Amazonen" trägt, welche der Entdecker an seinen Ufern gefunden haben wollte, ist bekannt. Er schilderte diese kriegerischen Weiber als groß, von starkem Körperbau und schöner Gesichtsbildung, die ihre langen Haarflechten um den Kopf gewunden trügen, unbekleidet waren und außer Keulen noch Bogen und Pfeile führten. Spätere Reisende setzten hinzu, daß sie überreich an „gelbem und weißem Metall", an Edelgestein und jenen merkwürdigen, unter dem Namen „Amazonensteine" bekannten Steinen seien, von Jugend auf zum Kriegshandwerk erzogen würden, grausam und blutdürstig gegen ihre Feinde wären, ihre Gatten durch das Loos bestimmten, sehr fröhliche Hochzeit hielten, jedoch nur äußerst kurzlebige Ehen führten. Alle diese Forscher haben indessen den wirklichen Amazonen-

Staat nirgends selbst gefunden oder gesehen, sondern von ihm nur durch Hörensagen, durch Berichte von Seiten Eingeborener darüber erfahren; doch aber gelang es erst in der Mitte unseres Jahrhunderts dem bekannten Reisenden Richard Schomburgk endgiltig festzustellen, daß derartige Gemeinden oder Staatengebilde auch in Südamerika überhaupt nicht existirten. Erst im 17. Jahrhundert finden sich die ersten Angaben über weibliche Leibwachen des Orients. Die interessanteste ist unbedingt die noch heute in der Nachbarschaft unserer westafrikanischen Kolonien im Nigergebiet bestehende, welche der englische Afrikareisende Duncan folgendermaßen schildert: „Der König von Dahomey (Negerreich in Ober-Guinea an der Sklavenküste) hat aus den über zwanzigjährigen, ausgeschiedenen Frauen seines Harems zehn Regimenter zu 600 Köpfen, zusammen also ein Heer von 6000 Weibern gebildet, dessen Garderegiment von der Lieblingsfrau des Königs angeführt wird. Sie scheeren sich den Kopf ganz oder zum Theil und tragen blau und weiß gestreifte Kleider ohne Aermel, die bis zum Knie reichen, kurze Beinkleider, eine Patrontasche am Gürtel, einen kurzen Säbel, eine Art Keule und ein langes dänisches Gewehr.

Sind nun auch alle Berichte von einem „Amazonenvolk" unbedingt in das Gebiet der Fabel zu verweisen, so hat es doch außer den eben erwähnten afrikanischen Weiberregimentern einzelne „Amazonen", d. h. Frauen, die gleich den Männern das Schwert führten und an Krieg, Jagd oder Seefahrten theilnahmen, zu allen Zeiten, bis in die

Digitized by Google

Gegenwart herein, gegeben, und dieſe ſind es, welche uns im Folgenden beſchäftigen ſollen.

Es würde zu weit führen, wollten wir bei den zahlreichen „Amazonen“ fremder Nationalitäten und ihren Schickſalen verweilen, es ſei nur beiläufig an die „Weiber von Sagunt“ und „Numantia“, an Auguſtina, „das Mädchen von Saragoſſa“ und an Jeanne d'Arc erinnert, an Catarina Segurana, die 1543 Nizza gegen türkiſche Seeräuber heldenmüthig vertheidigte; an jene merkwürdige Baskin Catalina de Erauſo, welche die „Nonne-Fähnrich“ genannt wurde, weil ſie mit 22 Jahren 1602 aus einem Kloſter entfloh, ſich nach Amerika einſchiffte und als Fähnrich bei Paicabi, Puren und Callao focht, 1624 wieder in Spanien eintraf, nach Abfaſſung ihrer Selbſtbiographie 1626 indeſſen nach Südamerika zurückkehrte und dort nach fünfzehnjährigem Kriegsdienſt, in dem ſie zahlloſe Zweikämpfe beſtand und viele Gegner tödtete, verſcholl; auch etwa noch an die zu Lyon geborene „ſchöne Seilerin“ Luiſe Labé, die aus bloßer Abenteurerluſt den Soldatenrock anzog und unter dem Kapitän Loys an der Belagerung von Perpignan theilnahm; an jene Marie Schellinck ferner, die ſich in Gent 1792 anwerben ließ, bei Jemappes ſechs Verwundungen davontrug, trotzdem aber die Feldzüge in Deutſchland mitmachte, von Napoleon vor Auſterlitz zum Lieutenant ernannt, mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekorirt und erſt 1807 penſionirt wurde; an den berühmten „Dragoner“ Thereſe Figueur, welche 1793 in die Allobrogiſche Legion vor Toulon eintrat, die Feldzüge in Catalonien

und Oberitalien, sowie die der Jahre 1805 bis 1814 mitmachte und erst nach der Schlacht bei Waterloo ihren ehrenvollen Abschied erhielt; endlich noch an die Gattin Garibaldi's, welche den bekannten Rückzug von Rom als Amazone mitgemacht hat, — um nach dieser Abschweifung unter fremde Nationen von solchen Amazonen, insbesondere der neueren Zeit zu berichten, die germanischer Abstammung waren und damit auf unser erhöhtes Interesse Anspruch haben.

Da sind in erster Linie jene mannhaften cimbrischen und teutonischen Weiber zu nennen, welche vor fast zwei Jahrtausenden von ihren Wagenburgen herab in den Schlachten bei Noreja und Aquae Sextiae mit Schwertern und Aexten Hab und Gut, Ehre und Freiheit gegen die anstürmenden Römer vertheidigten und, um der Knechtschaft und der Schande zu entgehen, sich in der, für sie verhängnißvollen Entscheidungsschlacht bei Vercellae schließlich selbst den Tod gaben. Dies ist zugleich bei den germanischen Völkern das einzige Beispiel, daß Weiber in größerer Anzahl sich am Kampfe betheiligten.

Erst 1500 Jahre später eröffnet Sophie v. Mandelsloh, die 1385 an der Seite ihres Vaters heldenmüthig dessen Burg Ricklingen bei Hannover gegen den Herzog Albrecht von Sachsen vertheidigte und denselben am 28. Juni durch einen, aus einer Balliste geschleuderten Stein tödtete, den Reigen der vereinzelten Individuen, welche man als deutsche „Amazonen" betrachten könnte.

Ihr reiht sich — um nur die interessantesten Fälle anzuführen — die würdige und tapfere Bürgermeisterin

Künkelin von Schorndorf in Schwaben an, welche dieſes Städtchen im Jahre 1689 gegen die Horden des franzöſiſchen Generals Melac vertheidigte, der bekanntlich auf Ludwig's XIV. Befehl Südweſtdeutſchland mordbrennend durchzog und verwüſtete.

Ausführlichere Angaben ſind namentlich von denjenigen Mädchen bekannt, welche die Begeiſterung der Freiheitskriege zu Anfang unſeres Jahrhunderts zu freiwilligen Kämpferinnen machte. Aus dem von Kotzebue herausgegebenen „Deutſchen Volksblatt" erfährt man, daß derſelbe 1813 mit Vorſchlägen zur Errichtung einer aus Mädchen zu bildenden „weißen Legion" überhäuft wurde. Wenngleich es jedoch zu einem derart „geſchloſſenen Vorgehen" des ſchönen Geſchlechts nicht kam, ſo gab es doch nicht wenige, vor Allem preußiſche Regimenter, die „verkleidete" Kriegerinnen in ihren Reihen hatten.

Beſonders zeichneten ſich in der Lützow'ſchen Freiſchaar zwei Mädchen rühmlichſt aus, Anna Lührung und die, durch Rückert poetiſch verherrlichte Leonore Prochaska. Die Erſtere, die nach dem Friedensſchluß in Berlin lebte, vielfach gefeiert und ſogar zu Hofe gezogen wurde, ohne daß Jemand der eleganten Erſcheinung anmerkte, daß ſie vordem als „Gemeiner" das rauhe Kriegshandwerk betrieben, war eine Bremerin, und trat, kaum zwanzigjährig, im Januar 1814 unter dem Namen Kruſe bei den Jägern des dritten Bataillons ein, das der Oberbergrath Reil kommandirte. Durch Unerſchrockenheit und Tapferkeit wußte ſie den bald aufkeimenden Verdacht, daß Kruſe's Uniform ein Mädchen berge, immer wieder von ſich abzulenken. Als

Digitized by Google

einmal ihre Kompagnie auf schmalem Steg im Gänsemarsch über ein Wasser zog, sprang sie mit dem ungeduldigen Ausruf: „Ein braver Jäger fürchtet das Wasser nicht!“ in den frühlingskalten Bach und watete, den übrigen Jägern ein Beispiel gebend, bis an die Hüften im Wasser, fröhlich bis an's jenseitige Ufer. Zwei Kameraden, die ihren Verdacht, daß sie ein Mädchen sei, auf einer Urlaubsreise offen äußerten, fertigte sie lachend mit den Worten ab: „Zwei Flaschen Wein, wenn's wahr ist!“ und „spendirte“ dieselben den Zudringlichen im nächsten Wirthshaus, jedoch mit der Klausel: „Trinkt, Kameraden, der Wein ist bezahlt, aber ein Schurke, wer nochmals solchen Verdacht ausspricht,“ welchen Worten sie durch Schlagen an ihren Hirschfänger einen ernsten Nachdruck verlieh. Diese Amazone beschloß ihre Tage in Hamburg, die sich durch eine, ihr von ihrer Vaterstadt ausgesetzte Pension zu sorgenlosen gestalteten.

Gleich ihr wußte die Prochaska durch tapfere Thaten jeden Zweifel an ihrem Geschlecht lange Zeit niederzuschlagen. Nach ihrem eigenen Geständniß zu ihrem Amazonenthum durch das Beispiel der Spanierinnen und Tirolerinnen angeregt — insbesondere vielleicht durch die am 7. April 1858 im Tiroler Kloster Imst verstorbene Juliane Krismer, die 1809 während des Treffens bei Giggl eine Schaar von weiblichen Kriegern führte und manchen Feind mit ihrem Stutzen niederstreckte — entfloh sie, 28 Jahre alt, bei der Erhebung des preußischen Volkes dem elterlichen Hause in Potsdam, wo ihr Vater, ein ehemaliger Unteroffizier, die Stelle eines Stadtmusikanten bekleidete.

Digitized by Google

Durch den Feldwebel der Büchſenſchützen, v. Noſtitz, den ſpäteren ſächſiſchen Miniſter, ließ ſie ſich unter dem Namen Auguſt Renz in's Lützow'ſche Corps aufnehmen. Zweifel über ihr Geſchlecht, die beſonders bei gemeinſchaftlichen Geſängen infolge ihrer hohen Stimme aufſtiegen, pflegte ſie wohl mit den treffenden Worten zu begegnen, daß die Stimme den Mann nicht mache, und daß ſie in der That „mannhaften" Sinnes war, bewies ſie bei Lauenburg, als ſie, von den Kameraden abgeſchnitten, über die in Brand geſetzte Steckenitzbrücke eilte, um ſich mit denſelben wieder zu vereinigen. Erſt in dem Gefecht an der Göhrde, am 16. September 1813, als eine Kartätſchenkugel ſie ſchwer verwundete, entdeckte ſie dem neben ihr fechtenden Mädchenſchullehrer Markworth ihr Geſchlecht, ſo daß es wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Stürmenden ging: „Der brave Renz iſt ein Mädchen!" und dieſelben zur äußerſten Tapferkeit anſpornte. Am 5. Oktober verſchied ſie in dem Städtchen Dannenberg, wohin die Verwundete nach errungenem Siege gebracht war. Ein Denkmal, das ihr auf dem dortigen Annen-Kirchhofe im Jahre 1865 errichtet wurde, ſchmückt ihre letzte Ruheſtätte.

Ebenfalls durch Rückert beſungen wurde die im Jahre 1842 zu Berlin als Frau Hinders verſtorbene Johanna Stegen, welche im Treffen bei Lüneburg vom 23. April 1813 den Preußen mitten im feindlichen Kugelregen aus einem umgeſtürzten franzöſiſchen Munitionskarren Patronen zuſammentrug und ſo deren empfindlichen Munitionsmangel ausglich.

In Charlottenburg ſtarb 1866 die Schloßdienerin Maria

Buchholz aus Stettin, 75 Jahre alt, welche die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht hatte; von einer, 1785 zu Königsberg geborenen Frau Gronert wird berichtet, daß sie 1813 bis 1815 im ersten Husarenregiment diente; in Schill's Freischaar diente bis zur Einnahme Stralsunds Luise Dorothea Schulz aus Demmin, welche erst als 85jährige Greisin am 5. Oktober 1865 zu Frankfurt a. M. ihr Leben beschloß; unter dem Namen Karl Petersen aus Leipzig machte ein sehr junges Mädchen aus Stralsund, das noch in den vierziger Jahren in Stettin lebte, nachdem sie ihren Gatten, einen englischen Schiffskapitän, auf seinen Seereisen begleitet, die Feldzüge von 1812 bis 1814 als Reiter im preußischen Heere mit und brachte es nicht nur bis zum Wachtmeister, sondern erlebte auch die besondere Auszeichnung — nach einer Verwundung an der Schulter, infolge deren sie ihren Abschied nehmen mußte —, daß Friedrich Wilhelm III. ihr eigenhändig das eiserne Kreuz anheftete.

Die interessantesten Schicksale jedoch erlebte das „Mädchen von Friedland", die unter dem Namen Auguste ebenfalls von Rückert besungene Sophia Dorothea Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz, deren Geburtshaus am 18. Oktober 1863 mit einer Denktafel geschmückt wurde. Sie war am 4. Oktober 1789 einem armen Landmann geboren, der seinem Kinde nur eine dürftige Erziehung angedeihen lassen konnte, so daß sie sich erst spät das Schreiben durch eigenen Fleiß aneignete. Um das Schneidern zu erlernen, wurde sie 1812 nach Anklam in die Lehre gegeben, nachdem sie von 1807 an gedient hatte.

Digitized by Google

Als hier im Frühjahr 1813 ihr Meister eines Tages mit der Nachricht heimkehrte, daß es gegen die Franzosen los gehe, entschloß sie sich sofort, mit dabei zu sein. Unter einem Vorwande fertigte sie sich Männerkleidung, schnitt ihre langen Haarflechten ab und wanderte, ihre übrigen Habseligkeiten im Stich lassend, bei einbrechender Nacht in männlicher Kleidung heimlich und unbemerkt nach dem Dorfe Jasenitz an der Oder. Hier wurde sie angenommen und dem in Wollin stehenden Regiment „Colberg" zugetheilt, das bald darauf zur Einschließung der Festung Stettin abmarschirte. Gleich im ersten Gefechte zeichnete sie sich als Freiwillige in besonderem Grade aus, freilich auch, wie jene schon genannten Amazonen, durch die Höhe ihres Schlachtrufes, so daß der junge Held sehr bald wohlbegründeten Verdacht über sein Geschlecht erregte. Indessen erst nach der Schlacht bei Dennewitz (6. September 1813), in der „Krüger" mehrere Wunden erhalten hatte und ihr Geschlecht nicht länger verheimlichen konnte, kam die Täuschung zu Tage. Während sie nämlich aus der Schlacht bei Großbeeren (23. August 1813), in der das Regiment sich mit Ruhm bedeckte, unverletzt hervorgegangen war, wurde sie bei Dennewitz an Schulter und Fuß durch Granatsplitter verwundet, erlebte jedoch die Genugthuung, ihres ausgezeichneten Verhaltens wegen auf dem Schlachtfelde vor der Front zum Unteroffizier ernannt und mit dem eisernen Kreuz dekorirt zu werden, zu dem sich später der russische St. Georgsorden gesellte. Im Frühjahr 1814 aus dem Berliner Lazareth geheilt entlassen, stieß sie wieder zu ihrem Regiment, zeichnete sich bei Einnahme der hol-

ländiſchen Feſtungen Arnheim und Herzogenbuſch und vor Compiègne aus, ſah am 5. April das bezwungene Paris vom Montmartre aus, wo das Regiment lagerte, zu ihren Füßen, und nahm 1815, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, noch rühmlichen Antheil an den erbitterten und furchtbare Verluſte bringenden Kämpfen in Flandern, ſowie an der Belagerung der nordfranzöſiſchen Feſtungen. Erſt nach der Schlacht bei Waterloo nahm Friederike Krüger ihren Abſchied, der ihr am 23. Oktober auf die ehrenvollſte Weiſe ertheilt wurde. Das novelliſtiſche Ende ihres reichen Kriegslebens ſpielte ſich jedoch erſt in Berlin ab, wo ſie bei Gelegenheit des Ordensfeſtes vom 18. Januar 1816 das Herz eines der Ritter vom eiſernen Kreuze entflammte, des Unteroffiziers Karl Köhler vom Garde-Ulanenregiment, der die Marsbraut zu ſeiner Lebensgefährtin erkor. In der gedrängt vollen Garniſonskirche zu Berlin wurde das Paar am 5. März zuſammengeſprochen und damit ein Ereigniß geſchaffen, das gewiß einzig in der Geſchichte daſteht, nämlich die Trauung zweier königl. preußiſcher Unteroffiziere.

Mit der Entwicklung der neueren Wehrverfaſſung und der Volksheere mit ihrer ſtrengeren Disziplin iſt ſeitdem dem Amazonenthum jede Lebensader unterbunden.

Wie aber alles Widerſpruchsvolle reizt und alles Außerordentliche feſſelt, ſo wird der hohe Kontraſt von Charakter, Anlage und Beſtimmung einerſeits und des erwählten Berufes mit allen ſeinen mannhaften Anforderungen und ſeltſamen Konflikten andererſeits, wie er in den „Ama-

zonen" aller Zeiten zu Tage liegt, ſtets ein eigenthümlich anziehender und zugleich anregender bleiben, und daher, wie ſchon in alter Zeit, immer ein lohnender Vorwurf für den Künſtler und Dichter ſein.

Das Geld der Neger.

Beitrag zur Geſchichte der Werthmeſſer.

Von

Alfred Graſer.

(Nachdruck verboten.)

Von jeher haben die Edelmetalle als Werthmeſſer die hervorragendſte Rolle geſpielt, ſo daß in vielen Sprachen, beſonders in den romaniſchen, Silber und Gold durch dasſelbe Wort bezeichnet wird.

Die meiſten unſerer Leſer werden ſogar annehmen, daß es gar kein anderes Geld, als metallenes oder papierenes, welches ja nur eine Anweiſung auf Metallgeld iſt, geben könne. Und doch iſt dem ſo. In Afrika ſpielen als allgemein giltige Münze kleine Muſcheln eine bedeutende Rolle; und ſelbſt bei den Kulturvölkern Aſiens iſt dies zum Theil der Fall. Man muß allerdings bedenken, daß es ſich hiebei größtentheils um Völker handelt, denen die Bearbeitung der Metalle völlig fremd iſt, und welche, ſelbſt wenn gemünztes Edelmetall auswärtiger Kulturvölker durch den Handel in geringer Menge zu ihnen gelangt, doch unter

allen Umſtänden einer metallenen Scheidemünze entbehren. Fragen wir uns nun aber, weshalb gerade Muſcheln von jenen Völkern zum Erſatz der kleinen Münze gewählt worden ſein mögen, ſo iſt der Grund erſtens darin zu ſuchen, daß die Muſchel, auch abgeſehen von dem ihr durch allgemeine Uebereinkunft beigelegten Werth als Zahlungsmittel, ſchon als Zierath einen gewiſſen Werth hat; ferner aber auch darin, daß ſie nicht den zerſtörenden Einflüſſen der Zeit unterliegt, und endlich, daß ſie ſich durch eine für das Abzählen größerer Mengen wünſchenswerthe, beſonders handliche Form auszeichnet.

Selbſtverſtändlich eignet ſich nicht jede Muſchel für eine derartige Verwendung, und ſo iſt es denn vorzugsweiſe eine beſtimmte Gattung, welche unter der Bezeichnung Kauri (der Plural wird Kauries geſchrieben) bei den Eingeborenen großer Ländergebiete Afrika's und zum Theil auch Aſiens als Geld dient. Es iſt dies die Schneckengattung Cypraea oder Porzellanſchnecke, welche nach ihrer Form auch Otter- oder Schlangenköpfchen genannt wird. Von dieſer Gattung iſt wiederum die Art Cypraea moneta, deren Fundort einige Uferſtrecken des indiſchen Oceans, und zwar namentlich die Küſte von Malabar und Coromandel, ſowie die Malediven bilden, in erſter Reihe zu nennen. Die Schalen dieſer Schnecken ſind oval, auf dem Rücken gewölbt, auf der Mundſeite plalt und die beiden Lippenränder ſind (wodurch die Form an Reiz gewinnt) gezahnt; die Farbe der Muſchel iſt außen weiß, nach innen blau, und ſie erreicht eine Größe bis zu 40 Millimeter.

Die Nachrichten über die Verwendung der Kaurimuschel als Zahlungsmittel reichen weit bis in's Mittelalter zurück. Schon im 13. Jahrhundert lernte der berühmte, aus einer venetianischen Patrizierfamilie stammende Forschungsreisende Marco Polo im goldreichen Yünnan im südlichen China den Gebrauch solcher Muscheln (Porcellanas) als Scheidemünze kennen, und sogar noch viel früher (1099) werden in einem Berichte des Edrisi über jene Gegenden Kauries als Geld erwähnt. Im 14. Jahrhundert fand sie Ibn Batuta im Gebiete des Nigerstromes verbreitet, und als 1455 die ersten portugiesischen Seefahrer an der westafrikanischen Küste bis an das grüne Vorgebirge vorgedrungen waren, waren dort, wie Aloisius da Cadamosto berichtet, kleine weiße Muscheln als Münze in Gebrauch.

Als die ursprünglich von den Portugiesen besetzte Insel Ceylon 1658 unter die Herrschaft der Holländer kam, war die ausgedehnte Verwendung der Kaurimuschel als Zahlungsmittel in Westafrika diesen bereits so bekannt, daß ihr spekulativer Unternehmungsgeist darauf kam, diese Muscheln in großem Maßstabe fischen zu lassen und ganze Ladungen nach Guinea zu schicken. Während andere Völker sich mühen und quälen, um Gold-, Silber- und Kupfererze aus dem Schoß der Erde zu graben, das Metall mit Hilfe des Feuers auszuschmelzen und sorgfältig von fremden Bestandtheilen zu scheiden, worauf schließlich noch die Prägung erforderlich ist, um das Geld fertig herzustellen, ließen sie das Geld im Großen einfach — aus dem Meere fischen! So wurde nun Ceylon auf eine Dauer von weit über

hundert Jahren der wichtigste Stapelplatz für die Kauries, welche, in Körben und Ballen von je 12,000 Stück verpackt, nach Holland geschafft wurden, wo bei den großen Waarenauktionen Exporteure als Käufer auftraten, um sie wiederum nach der westafrikanischen Küste zu verkaufen. So wurden die Kauries an der Guineaküste eine Zeit lang das Zahlungsmittel für den gesammten Sklavenhandel. Nachdem England im Jahre 1796 den Holländern die Insel Ceylon entrissen hatte, setzten die neuen Eigenthümer das Geschäft in ähnlicher Weise fort, indem sie die Absatzmärkte der Bucht von Benin mit den von den Malediven kommenden Kauries versorgten, wobei namentlich die Häfen zwischen Elmina und Lagos nebst den Hinterländern in Betracht kamen.

Im Jahre 1844 kam ein unternehmender Hamburger Handelsherr, A. J. Hertz, auf die Idee, daß es weit vortheilhafter sein müsse, die Kauries aus den Produktionsgebieten direkt nach den Absatzmärkten an der westafrikanischen Küste zu schaffen. Da er im Besitz kleinerer Segelschiffe war, welche sich zur Ausführung dieses Planes besonders eigneten, rüstete er eines derselben nach dem indischen Ocean aus, um zunächst auf den Malediven den direkten Handelsverkehr einzuleiten, worüber sein Sohn J. Hertz der geographischen Gesellschaft zu Hamburg in neuerer Zeit interessante Mittheilungen gemacht hat.

Auf den Malediven, jener langgestreckten, westlich von Ceylon gelegenen Kette von Koralleninseln, welche unter einem von England abhängigen Sultan steht und nur selten von europäischen Schiffen besucht wird, waren die Ein-

wohner nicht zu bewegen, gegen Zahlung in gemünztem Gelde Kauries herzugeben, da sie gegen die Muscheln den ihnen als Nahrungsmittel unentbehrlichen Reis und das zum Einsalzen der Fische erforderliche Salz von indischen Händlern einzutauschen gewohnt waren und sich Sorge machten, es könne ihnen anderenfalls später an den nöthigen Vorräthen mangeln. Man mußte daher zufrieden sein, gegen einige von dem Schiffe mitgeführte Waaren und gegen Ueberlassung eines an Bord befindlichen Rollwagens, auf welchem gefahren zu werden Seiner Majestät ganz besonders gefiel, eine kleine Menge Kaurimuscheln zu erstehen.

Dann ging das Schiff wieder in See, um nach Westafrika zu segeln. Unterwegs wurde der wichtigste Handelsplatz an der östlichen Küste Afrika's, die Insel Zanzibar, angelaufen. Dort fanden die deutschen Seefahrer eine andere Muschelart in großen Haufen auf dem Markte, welche dort jedoch nicht als Geld, sondern — zum Kalkbrennen Verwendung fand. Es war dies eine ebenfalls der Gattung Cypraea angehörende Art, nämlich die Cypraea annulus, welche sich von der Malediven-Kauri hauptsächlich durch ihren größeren Umfang und ihre bläuliche Färbung mit einem gelben Ringe unterscheidet. Man fischt diese bläuliche Kauri an der Ostküste von Afrika auf der ganzen Strecke vom Aequator bis Mozambique, hauptsächlich aber in den seichten Meeresbuchten der Insel Monfia; sie kommt indeß spärlicher auch bei den Philippinen vor.

Während unsere Hamburger auf den Malediven den Centner der weißen Kauries (45,000 bis 48,000 Stück) mit 8 bis 9 Dollars hatten bezahlen müssen, besaßen die bläulichen

Kauries in Zanzibar — wie sich dies schon in der Verwendung zum Kalkbrennen ausspricht — dort einen so geringen Werth, daß der Centner dieser größeren Muscheln (von welchen nur 18,000 bis 20,000 Stück auf den Centner gingen) nur auf ¾ Dollar zu stehen kam. Bei der Ankunft auf den Absatzmärkten an der westafrikanischen Küste erzielte die Firma nun mit dem Verkauf sehr günstige Resultate, indem die weißen Malediven-Kauries zu 18 Dollars per Centner, also zum doppelten Einkaufspreise, die bläulichen Zanzibar-Kauries dagegen sogar zu einem elfmal höheren Preise (8 bis 9 Dollars) abgesetzt werden konnten. Da die letzteren überdies in beliebig großen Quantitäten beschafft werden konnten, während die Zufuhr der Malediven-Kauries immer eine beschränkte blieb, so wendete sich die Firma von nun an ausschließlich dem Import der Zanzibar-Kauries nach Westafrika zu, wobei sich noch eine andere in Zanzibar etablirte Hamburger Firma betheiligte.

Es wurden nun mit Lieferanten in Zanzibar Kontrakte abgeschlossen, die Muscheln an der Küste im Großen fischen zu lassen und in Fahrzeugen, wie sie bei den Suahelis (den Eingeborenen des Küstenstriches) üblich sind, nach Zanzibar zu schaffen. Nach der Entladung wurden die Muscheln in den Faktoreien gewaschen und die todten Thiere aus den Schalen entfernt, worauf letztere auf den flachen Dächern der Vorrathsräume zum Trocknen unter der glühenden Tropensonne ausgebreitet wurden. Diejenigen Muscheln, deren Thiere bereits seit so langer Zeit todt waren, daß eine Verkalkung eingetreten war, wurden her-

Digitized by Google

ausgesucht und zur Makadamisirung der Straßen vor den Häusern verwendet, wodurch die Wege hart und eben wie eine Tenne wurden, ein Verfahren, dessen Zweckmäßigkeit dem damaligen Sultan von Zanzibar so sehr imponirte, daß er es nachahmte und zunächst vor seinem Palaste anwenden ließ.

In den nächsten Jahren wurde das Geschäft in der Weise betrieben, daß kleine Schiffe von 3000 bis 4000 Centner Tragfähigkeit die Muscheln nach der Guineaküste schafften, wo dieselben in verschiedenen Häfen, namentlich Whydah und Lagos, an die dortigen Händler gegen Zahlung in spanischen Golddoublonen, à 15 Dollars, verkauft wurden, welche dort noch aus der Zeit des früheren Sklavenhandels im Verkehr waren. Als später die Käufer es vorzogen, die Kauries gegen Palmöl einzutauschen, wobei die ursprünglich zu Grunde gelegte sehr niedrige Taxirung des letzteren auch dann beibehalten wurde, als der Handelswerth des Palmöls in Europa bedeutend gestiegen war, gestaltete sich der Gewinn für die Hamburger Unternehmer noch glänzender.

Infolge der massenhaften Zufuhr der Muscheln zu jenen Märkten drohte jedoch eine Stockung in diesem Handelszweige einzutreten, bis sich zu rechter Zeit im Innern des dunklen Welttheiles ein neues Absatzgebiet erschloß. Es war dies das nordöstlich von der Nigermündung gelegene Reich Bornu, wo der deutsche Forschungsreisende Heinrich Barth seiner Zeit eine so wohlwollende Aufnahme fand. Hadj Beschir, der einflußreiche Rathgeber des dortigen Sultans, hatte nämlich auf einer 1845 unternommenen Pilgerfahrt nach

Mekka sowohl in Egypten als auch in der arabischen Hafenstadt Dschidda die Wichtigkeit fester Werthmesser für den Handelsverkehr kennen gelernt, und auf seinen Vorschlag wurde nach seiner Rückkehr der bereits vielfach im Lande kursirende Maria-Theresienthaler (seit 1765 von Oesterreich für den Handel mit Afrika und Asien ausgemünzt, was ursprünglich in Venedig und erst später in Wien geschah) zur Grundlage der Landeswährung gemacht, wogegen als Scheidemünze kein Metallgeld, sondern die Kaurimuschel dienen sollte. Aber auch der Bedarf dieses Reiches war durch die umfassende Zufuhr bald gedeckt, und als seit 1857 einige ebenfalls in Zanzibar etablirte Marseiller Firmen die Einfuhr nach Westafrika so steigerten, daß in einem Jahre 100,000 Säcke à 1 Centner, also circa 30 Schiffsladungen, dorthin gebracht wurden, ward der Absatz so schwierig, daß die Hamburger Firmen die Auflösung ihrer in Zanzibar angelegten Faktoreien beschlossen.

Was die Verbreitung der Muschelwährung betrifft, so finden die Kauries als Schmuck zwar im größten Theile von Afrika bei den Eingeborenen Verwendung, dagegen als allgemein giltiges Zahlungsmittel werden sie nur in demjenigen Theile von West- und Mittelafrika gebraucht, welcher vom Niger und seinen Zuflüssen einschließlich des unteren Laufes des Benue durchströmt wird: in dem Fellatagebiet, den Haussastaaten und dem bereits erwähnten Bornu; ferner im Küstengebiet zwischen den Flüssen Niger und Assinieh und ihren Hinterländern, mit Ausnahme von Aschanti, wo man Zahlungen in Goldstaub zu entrichten

pflegt, und demzufolge jeder Händler mit einer kleinen Goldwage auf den Verkaufsplätzen erscheint.

Nach Dr. Nachtigal wird an dem durch seinen Reichthum an Flußpferden bekannten Tschadsee in Kuka (Hauptstadt des Reiches Bornu) auf dem Markte ein Unterschied gemacht zwischen den als Scheidemünze dienenden Kauries, von welchen nach dem dort geltenden Werthverhältniß 4000 Stück einem spanischen Thaler gleichkommen, und den zum Schmuck dienenden Kaurimuscheln; die letzteren werden lediglich als Handelswaare betrachtet und müssen besonders ausgesuchte große und schöne Exemplare sein. Dr. Nachtigal mußte dort für ein Hühnerei 8 Kauries bezahlen; Brennholz in größeren Bündeln, um die Küche seines aus sechs Personen bestehenden Haushalts auf eine Woche zu versorgen, kostete 700 Muscheln. Wie bei uns die große Fertigkeit eines Kassirers im Abzählen des Metallgeldes das Staunen eines Neulings zu erregen pflegt, so legten auch die Bewohner von Kuka im Abzählen ihres Muschelgeldes eine auffallende Gewandtheit an den Tag; sie ergreifen davon stets vier, so daß sie bei acht Griffen die größere Einheit eines „rotl" zusammengelegt haben, worauf jedesmal zu späterer Kontrole eine Muschel bei Seite gelegt wird.

Dr. Heinrich Barth berichtet von dem Reiche Munijo, daß das jährliche Einkommen des Herrschers sich auf 30 Millionen belaufe, wobei es sich aber leider nicht um Münzen aus edlen Metallen, sondern nur um einfache Muscheln handelt; immerhin aber repräsentirt diese „Civilliste" einen Werth von 10,000 spanischen Thalern. Auch

Digitized by Google

die Steuern werden in Muscheln bezahlt, nämlich jeder selbstständige Einwohner hat 1000 Kauries für sich, 2000 für jeden Sklaven und 1000 für jeden Packochsen zu bezahlen. Aus dem vom mittleren Niger durchströmten Haussagebiete theilt Barth mit, daß dort nicht, wie an vielen Orten der Küste, die Kauries zur Erleichterung des Abzählens zu je 100 Stück auf Schnüre gezogen werden (entsprechend unseren versiegelten Geldrollen), sondern nur lose in Säcken von 20,000 Stück in den Handel kommen, so daß es ihm viel Zeit kostete, mit Hilfe von 5 bis 6 Leuten eine halbe Million in kleine Haufen von je 200 Stück auszuzählen.

Gerhard Rohlfs zahlte auf seiner Reise vom Tschadsee zum Benuëflusse und dann den Niger stromaufwärts, von wo aus er sich schließlich nach dem Küstenpunkte Lagos wendete, für Alles und Jedes lediglich in Kaurimuscheln. Die Einkünfte des Sultans von Sokoto (zwischen Tschadsee und Niger gelegen) werden von Rohlfs auf mehr als 100 Millionen geschätzt, bei welcher Ziffer es sich wiederum lediglich um Muscheln handelt, welche aber in dieser stattlichen Anzahl immerhin einen Werth von mehr als 195,000 Mark repräsentiren; jener Herrscher erhebt nämlich an der Grenze des Reiches Bornu einen Eingangszoll von 20 Muscheln für jedes Pferd oder Rind, und von 10 Muscheln für jede Ziege und jedes Schaf. In Garon Bautschi, einer Stadt von 150,000 Einwohnern, konnte Rohlfs für eine Muschel einen Trank Tamarindenwasser (einer Fruchtlimonade ähnlich) mit Reismehl haben. In Abd es Senga, etwas nördlich vom Benuëflusse, bedurfte der Reisende,

Digitized by Google

wie er in seinem Werke „Quer durch Afrika" berichtet, seiner drei schwachen Pferde nicht mehr, und verkaufte sie für 190,000 Muscheln (circa 38 Dollars); dagegen kaufte er zwei Elephantenzähne von zusammen 140 Pfund Gewicht für 220,000 Muscheln (circa 44 Dollars).

Als Richard Burton 1864 Abomey, die Hauptstadt Dahomey's, besuchte, wurden auch dort alle Abgaben und Zölle in Kauries bezahlt. Die Stelle eines Schlagbaumes vertrat dort ein quer über die Straße gezogener Strick, welchen man erst fallen ließ, wenn der Kaurizoll für die durchziehenden Thiere und Waaren entrichtet war. Uebrigens werden die Kauries im Verhältniß zu ihrem Werthe für den Reisenden, welcher sie mit sich führen will, beim Transport leicht äußerst beschwerlich; so klagt Burton, daß man, um nur einen Werth von 40 Mark bei sich zu führen, dafür eines besonderen Trägers bedürfe!

Der französische Reisende Lieutenant Mage, welcher 1864 Segu am oberen Laufe des Nigerstromes erreichte und dort zwei Jahre zubringen mußte, berichtet, daß damals dort 1000 Kauries ungefähr 3 Francs galten, also bedeutend höher im Werthe standen, als im Reiche Bornu. Sie werden in Segu, abweichend von der oben erwähnten Abzählungsweise, zu je 5 Stück gegriffen, und 16mal 5 Stück werden jedesmal zu einem Haufen zusammengelegt, welcher dann die Grundlage der weiteren Rechnung bildet. Im Reiche Segu wird als größere Münzeinheit nicht wie in Bornu eine ausländische Münze von edlem Metall zu Grunde gelegt, sondern der Werth eines Sklaven, welcher zu 20,000 Muscheln gerechnet wird. Man sagt dort

alſo, ein Ochſe koſte 1½ Sklaven, ein Pferd koſte 3 oder 4 Sklaven — auch wenn man in einer entſprechenden Menge der Kauriſcheidemünze die Zahlung leiſtet.

Die bei den Philippinen gefiſchten Kauries gehen meiſt nach Siam, wo ſie ebenfalls als kleinſte Münze gebraucht werden. Dort gelten 1200 Stück gleich einem Dollar. Nach Baſtian erſpart man ſich jedoch dort das läſtige Zählen der Kauries, indem man ſie in kleinen geſtrichenen Körben oder Kokosnußſchalen mißt. Auch in den Bazars der Eingeborenen in Bengalen ſind Kaurimuſcheln als kleinſte Münze gebräuchlich, ſo daß man in Kalkutta von einem Taugenichts ſagt, er ſei nicht eine ſchlechte Kaurimuſchel werth.

Obwohl beide Arten der Cypraea auch auf mehreren kleinen Inſelgruppen des ſtillen Oceans vorkommen, ſo werden ſie dort doch nur aufgereiht als Schmuck gebraucht, mit alleiniger Ausnahme der Neu-Hebriden, auf welchen ſie ebenfalls als Zahlungsmittel Verwendung finden.

Ueber die Art des Fiſchens der Kaurimuſcheln theilt Kapitän Owen mit, daß man auf den Malediven je zwei Bündel aus Palmblättern zu ſogenannten Balſas zuſammenbindet. Dieſe werden mit vielfach verzweigten Schnüren verſehen, um an den letzteren kleine Stückchen von Fleiſchabfällen als Köder zu befeſtigen und dann mit Steinen auf den Meeresboden verſenkt, worauf die Muſchelthiere den Köder verſchlucken und dadurch an den Schnüren feſtgehalten werden. Sobald die Balſas voll ſind, werden ſie heraufgeholt und die Muſcheln dann eine Zeit lang in der Erde vergraben, bis die Thiere herausgefault ſind, worauf

sie nur noch gereinigt zu werden brauchen, um zum Versandt fertig zu sein. Nach dem Berichte des Franzosen Pyrard de Laval, welcher 1678 auf den Malediven strandete, wurden damals die Muscheln auch von Frauen, welche bis zum Gürtel im Wasser standen, zur Zeit der Ebbe auf dem Sande und den Untiefen des Meeres gesammelt. Schon zu jener Zeit waren Kauries dort das übliche Zahlungsmittel, und bei Beerdigungen wurden vom Hause des Verstorbenen bis zum Begräbnißplatz solche Muscheln als Almosen für die Armen auf den Weg gestreut.

Fragen wir uns schließlich, ob die Verwendung von Kauries als Zahlungsmittel bei den eingeborenen Stämmen, namentlich im Stromgebiet des Niger und den Nachbarländern, muthmaßlich in absehbarer Zeit außer Gebrauch kommen werde, so dürfte darauf die Antwort schwer sein. Eine Masseneinwanderung von Weißen hat bisher niemals nach solchen überseeischen Gebieten stattgefunden, welche der vollen Tropengluth ausgesetzt sind. Auch wenn die Europäer in solchen Territorien die Herrschaft an sich gerissen haben, ist doch ihre Zahl gegenüber der eingeborenen Bevölkerung stets eine verschwindend kleine geblieben, so daß sie auf die Sitten und Einrichtungen der Eingeborenen einen irgend erheblichen umgestaltenden Einfluß nicht ausgeübt haben. Ob die Gründung des neuen Congostaates darin eine erhebliche Aenderung bringen wird, muß erst abgewartet werden. Dagegen dürfte sich in den Küstenstädten und einzelnen besonders großen Handelsplätzen im Inneren der genannten afrikanischen Gebiete mit dem weiteren Umsichgreifen des europäischen Einflusses auch der

Digitized by Google

Gebrauch des gemünzten Geldes als Zahsmittelgnul ſelbſt für die kleinſten Werthe ſich ſchnell einbürgern; bei den Stämmen in den abgelegeneren Gebieten des Inneren wird aber vorausſichtlich das Muſchelgeld noch ſehr lange im Gebrauche bleiben.

Das „Wettermachen“.

Meteorologiſche Skizze

von

N. Wechſel.

(Nachdruck verboten.)

Gegenwärtig bringt faſt jede größere, täglich erſcheinende Zeitung ſogenannte Welterprognoſen — Vorausbeſtimmungen der Witterung für den nächſtfolgenden Tag —, welche mehr oder minder auch zuzutreffen pflegen. Im Publikum hat ſich infolge deſſen die Meinung gebildet, daß diejenigen Inſtitute, welche ſich mit der Prognoſtizirung des Wetters beſchäftigen, ſich zu dieſem Zwecke gewiſſer Inſtrumente bedienen, an denen man, wie etwa am Thermometer die Wärme, den Stand der Witterung innerhalb der nächſten 24 Stunden *ableſen* könne. Eine andere irrige Meinung der großen Menge iſt auf die Wahrnehmung gegründet, daß manche Wetterprognoſen von

Sternwarten ausgegeben werden, und ſchreibt die Vorausbeſtimmung des Wetters der Beobachtung der Himmelskörper, insbeſondere des Mondes und der Sonne zu.

Mit Freude wird daher von vielen Leuten nach achttägigem, ungemüthlichem Regenwetter der Wechſel des Mondes begrüßt; bringt er doch, wie man glaubt, einen Wechſel des Wetters mit ſich. Wenn indeſſen ſich Jemand einmal die Mühe geben wollte, von Tag zu Tage die Aenderung des Wetters zu notiren, ſo würde er alsbald finden, daß an der ganzen Theorie nichts Wahres iſt. Vielmehr ſtellt ſich heraus, daß zu anderen Zeiten das Wetter ſich eben ſo oft ändert als zu den Zeiten des Eintritts neuer Mondphaſen. Dove war der Erſte, welcher ſich mit ſolchen Unterſuchungen beſchäftigte und auf's Schlagendſte erwies, daß unſer Trabant in meteorologiſcher Hinſicht abſolut keinen Einfluß auf die Erde ausübt.

Dieſer Behauptung möchte aber doch wohl mancher Gärtner und Landmann entgegentreten und ſich den Nachweis zu führen erbieten, daß der Mond „erkälte". Es iſt allerdings wahr, manch' junges Pflänzchen, das ſoeben aus der Erde ſproßt, fällt in einer kalten Vollmondnacht dem Erfrierungstode zum Opfer, aber das hat nicht ſeinen Grund im Mondſchein, ſondern nur in dem Nachtfroſt, der gerade in ſolchen klaren Nächten beſonders ſtark auftritt, und dieſer Froſt iſt nicht eine Folge des Mondſcheins, die Klarheit des Mondlichtes iſt vielmehr eine Folge der reinen, kalten Luft. Es liegt hiebei im Publikum alſo eine Verwechslung von Urſache und Wirkung vor. Darum fort mit

der irrigen Annahme von der meteorologischen Beeinflussung der Erde durch den Mond!

Wenn man von einem Einfluß der Himmelskörper auf das Wetter der Erde reden will, so kann nur die Sonne in Frage kommen. Die Sonne ist es ganz allein, welche veranlaßt, daß es auf Erden Wind und Wetter, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht, Gewitter, Regenbogen und Nordlichter gibt, kurz, die Sonne ist die Erzeugerin alles Lebens und aller Bewegung auf unserem Planeten. Die Sonne verwandelt die gewaltigen Oceane in Wolken, läßt Wassermengen, die das Gewicht vieler Tausende von Centnern repräsentiren, in der Luft schweben, läßt sie als Tropfen wieder herabfallen und in die Erde sickern, um den Pflanzen und Thieren Nahrung zu geben, Flüsse zu bilden, Mühlen zu treiben, Schiffe zu tragen, und führt den Wassertropfen wieder aus dem Meer, aus dem er gekommen ist, zurück. Die Sonne erregt die Luft; die Wirkung ihrer Wärmestrahlen ist es, durch welche die Segel der Schiffe schwellen, durch welche der Aschenregen der Vulkane meilenweit getragen wird, Wind- und Wasserhosen entstehen, Fahrzeuge im Meere versinken, und blühende Städte und Dörfer in wenigen Minuten in Trümmerhaufen verwandelt werden. Die Kraft, welche in unseren Muskeln thätig ist, unsere Dampfwagen heizt, ist umgesetzte Sonnenwärme; sie erzeugt Elektrizität, läßt uns und alle Thiere athmen, verleiht den Pflanzen Leben, Wachsthum und Farbenpracht.

Aber so groß auch der Einfluß der Sonne auf unsere

Erde ſein mag, aus ihrer Beobachtung wird man niemals einen Schluß auf zu erwartende meteorologiſche Phänomene ziehen können. Die Kunſt des Wetterprophezeiens liegt in der Betrachtung des Wetters ſelbſt, und die Inſtrumente, deren die Meteorologen ſich bedienen, ſind nicht Teleſkop und Heliometer, ſondern Windfahne, Wetterglas und Thermometer, oder mit anderen Worten: die Wetterprognoſe ergibt ſich nur aus der Beobachtung der Richtung und Stärke des Windes, des Luftdrucks und der Temperatur.

Wenn in den Tropen die Sonne täglich mit verſengenden Strahlen herniederbrennt, ſo erhitzt ſie nicht nur den Boden unter des Wanderers Füßen, ſondern bringt auch die Temperatur der Luft auf eine erſtaunliche Höhe. Da nun erwärmte Luft leichter iſt, als kühlere und in dieſer in die Höhe ſteigt, ſo findet unter den Tropen ein beſtändiges Aufſteigen heißer Luft und am Boden alſo ein ſtetes Nachſtrömen kälterer ſtatt. Dieſe kältere Luft kommt von den Polen her, und man ſollte daher meinen, es müſſe unterm Aequator beſtändig ein nördlicher oder ſüdlicher Luftzug wehen. Aber dieſer kältere Wind (den wir im Folgenden der Einfachheit wegen nur auf der nördlichen Halbkugel betrachten wollen) wird durch die Umdrehungsgeſchwindigkeit der Erde aus ſeiner urſprünglichen Richtung gelenkt, indem er auf ſeinem Wege hinter der Erde zurückbleibt; dieſe gleitet gewiſſermaßen von Weſten nach Oſten unter ihm weg und er muß daher ſchon in unſern Breiten als Nordoſtwind („Paſſat") erſcheinen, und die heiße Tropenluft weht daher bei uns aus Südweſt. Die Temperatur-

unterscheide beider Passate gleichen sich unterwegs allmählig aus und in der gemäßigten Zone weht daher bald Südwest-, bald Nordostpassat, je nachdem, ob der ursprünglich höhere oder niedere Luftstrom, veranlaßt durch unterwegs eingetretene Störungen, vorherrscht.

Solche Störungen der Windrichtung werden vornehmlich durch Gebirgszüge, die quer oder schräg zum Wege der Luftströmung verlaufen, oder andere Winde mehr lokalen Charakters (Land- oder Seewinde) veranlaßt. Mit ihrer ganzen Regelmäßigkeit kommen deshalb beide Passate nur auf den großen Meeren und in den Ebenen Südamerika's vor. In unseren Breiten liegen beide Luftströmungen in stetem Kampfe um die Herrschaft, und es scheint daher, als ob wir uns beständig in einem gewaltigen Wirbelsturme befänden. Und das thun wir in der That! Zwar nicht in dem Maße, wie man nach der Temperaturdifferenz zwischen beiden wohl glauben könnte, aber ein bestimmtes, mit gewisser Regelmäßigkeit sich wiederholendes Drehen des Windes, d. h. bald Vorherrschen des einen, bald des andern, ist konstatirt worden.

Nehmen wir an, es wehte heute der kalte Boreas vom Nordpol her; er bringt uns Frost und heiteren Himmel; morgen, und an den folgenden Tagen noch mehr, wird er schneidender Ost bei noch stets heiterer Luft. Allmählig gewinnt indessen der jetzt noch in höheren Schichten wehende Südwestpassat starke Zufuhr vom Aequator her und senkt sich infolge der Ausgleichung seiner Temperatur mit dem kalten Ost herab, bis schließlich letzterer ganz verdrängt

iſt und ein ſteifer Südweſtwind weht. Nach und nach wird die ſüdliche Strömung ganz herrſchend (der Nordoſtpaſſat weht jetzt nebenher), bringt wärmere helle Tage mit ſich und dreht ſich darauf durch Südweſt ganz nach Weſten, was trübes, regneriſches Wetter zur Folge hat. Endlich bekommt wieder der Polarſtrom die Herrſchaft und der Wind ſchlägt durch Nordweſt nach Norden um.

Solche Regelmäßigkeit nun würde das Wetterbeſtimmen außerordentlich bequem machen; aber Jeder weiß, daß dieſes Geſetz faſt ebenſo oft Ausnahmen erleidet, als es zutrifft. Wenn man es dennoch als Regel anerkennt, ſo hat man andererſeits die Urſachen der Ausnahmen im Luftdruck, dieſem zweiten Hauptfaktor für die meteorologiſchen Phänomene, erkannt.

Sobald am frühen Morgen die Sonne ſich über den Horizont erhebt, erwärmt ſie zunächſt die oberen, dann die unteren Schichten des uns direkt umgebenden Luftkreiſes. Dieſelben ſteigen wegen ihrer größeren Leichtigkeit in die Höhe und machen einem von weſtlichen Gegenden, die noch nicht von den Sonnenſtrahlen erwärmt werden, herfließenden kühleren Luftſtrome Platz. Es wurde mit der Erwärmung reſpektive Verdünnung der Luft aber auch ihr Druck geringer, und demnach müßte alſo der Luftdruck jeden Tag um ſo geringer werden, je höher die Temperatur wird. Trotzdem bemerken wir vom Sonnenaufgange bis gegen 10 Uhr Morgens ſtets ein Steigen des Barometers und von da bis 4 Uhr Nachmittags wieder eine Abnahme des Luftdrucks. Ein zweites tägliches Maximum erreicht derſelbe 6 Stunden ſpäter, und ein zweites Minimum tritt

Digitized by Google

gegen Morgens 4 Uhr ein, also kurz vor Sonnenaufgang.*)

Der Grund dieser Schwankungen ist äußerst leicht einzusehen. Sobald Frühmorgens die erwärmenden Strahlen der Sonne den Thau von den Gräsern und Halmen forttrocknen und den Nebelschleier, der sich Nachts über die Erde lagerte, zerreißen, füllt sich die Atmosphäre mit großen Mengen von Wasserdampf, welche auf das Quecksilber des Barometers einen merkbaren Druck ausüben; dadurch tritt das eben erwähnte Phänomen, das Aufsteigen der durch die Sonne erwärmten Luftschichten, in den Hintergrund, bis gegen 10 Uhr das gesammte während der Nacht niedergeschlagene Wasser in Dampf aufgelöst ist und der Luftdruck sein Maximum erreicht hat. Von jetzt an wird der Luftdruck unter fortwährender Temperaturzunahme wesentlich geringer. Gegen 4 Uhr Nachmittags hat dann die sinkende Sonne ihre Kraft verloren; von Osten her strömen kalte Luftschichten herbei und der Druck der Atmosphäre, aus der sich das bisher aufgestiegene Wasser wieder niederschlägt, wird beständig größer, um am Abend um 10 Uhr sein zweites Maximum zu erreichen. Während sich nun unter dem kalten Einflusse der Nacht ein großer Theil des Wasserdampfes zu Thau und Nebel

*) Diese periodische tägliche Schwankung ist über die ganze Erde verbreitet und zwar so, daß die Höhenpunkte derselben überall zu genau denselben erwähnten Stunden erreicht werden, während die Größe der Schwankungen vom Aequator nach den Polen zu beständig abnimmt; bei uns beträgt sie nur noch 0,2 Millimeter.

verdichtet, wird die Luft wieder leichter, und der Druck vermindert ſich unter fortwährender Temperaturabnahme bis zum Sonnenaufgang, wo das Spiel von Neuem anhebt.

Welche Rolle das Barometer in Deutſchland bei ſolchen meteorologiſchen Vorgängen ſpielt, möge aus Folgendem erhellen. Der vom Aequator über das Mittelmeer zu uns herwehende Südweſt bringt eine große Menge von Waſſerdampf mit ſich und überzieht alſo den Himmel mit Wolken; während er nun im Sommer dadurch eine Temperaturverminderung herbeiführt, bringt er im Winter wärmeres Wetter. In beiden Fällen aber ſinkt das Queckſilber im Barometer — oft ſchon vor Eintritt dieſes Windes. Der Nordoſtpaſſat, über die Schneefelder Rußlands herwehend, kündigt ſich durch Steigen des Barometers an und hat heiteren Himmel im Gefolge, im Winter als Kälte (Froſt), im Sommer dagegen Hitze. Im letzteren Falle kündigt ein plötzliches Sinken der Queckſilberſäule Gewitter an. Wenn im Winter beide Winde ſich begegnen und ſtauen, ſo ſteigt wegen des verſtärkten Luftdrucks das Barometer raſch, und wenn der Nordwind die Oberhand behält, ſo verwandelt er die vom ſüdlichen Paſſate herbeigeführten Waſſermaſſen in Schnee, während der Südwind ſie als Regen oder Nebel niederſchlägt.

Ein plötzliches tiefes Fallen des Barometers läßt mit faſt abſoluter Gewißheit Sturm erwarten. Im Allgemeinen ſchließt man aus einem Steigen des Queckſilbers auf beſſeres Wetter; aus einem Fallen auf Verſchlechterung des Wetters.

Aus dieſen wenigen Daten geht auch hervor, in wie-

fern die Temperatur an der Bildung meteorologiſcher Prozeſſe betheiligt iſt: im Sommer erzeugt derſelbe Wind ein ganz anderes Phänomen, als im Winter, wenn die Temperatur um mehrere Grade geringer iſt.

Die Haupturſache des Witterungswechſels iſt und bleibt indeſſen ſtets die Veränderung des Luftdrucks über einem größeren Gebiete und mit ihm die Fortbewegung und das Auftreten der ſogenannten barometriſchen Minima innerhalb eines Wirbels. Dem Erkennen des Weges eines ſolchen Wirbels iſt daher die Aufmerkſamkeit der Meteorologen ganz beſonders gewidmet.

Es iſt das Verdienſt des ſchon erwähnten Dove, durch Zuſammenſtellung einer großen Reihe von Beobachtungen erkannt zu haben, daß die meiſten Winde außer den Paſſaten ſogenannte Wirbelſtürme oder Cyclone ſind; auch ſtellte er die Richtung, in welcher ſie ſich drehen und fortbewegen, feſt. Der Entſtehungsherd der Cyclone iſt die heiße Zone. Dort, an der Grenze jenes Erdgürtels, in welchem die Sonne ihre Strahlen lothrecht herabſendet, wo kein Lüftchen ſich regt und eine unerträgliche Schwüle den ganzen Tag über herrſcht, an der Grenze der Zone der Calmen oder Windſtillen, entſtehen die Wirbelſtürme ganz plötzlich, begleitet von Blitz und Donner. Anfänglich nur einen Bezirk von 10 bis 50 Meilen umfaſſend, ſich aber unter den verheerendſten Erſcheinungen fortbewegend und vergrößernd, gewinnen ſie ſchließlich einen Durchmeſſer von 200 bis 300 Meilen. Der Cyclon dreht ſich von Süd über Oſt nach Nord und Weſt und bewegt ſich während dieſer Drehung in der nördlichen

Hemisphäre nach Nordwest, beeinflußt durch den Nordostpassat; sobald dieser aber in seiner Wirkung nachläßt, biegt sich der Weg des Cyclon's plötzlich unter einem rechten Winkel um, so daß er aus Südwest herzukommen scheint.

Die Heftigkeit des Sturmes, der sich in südlichen Gegenden schon von Weitem durch eine über ihm lagernde „Sturmwolke" bemerkbar macht, läßt indeß bald nach, und in unseren Gegenden merkt man kaum noch, daß es ein Wirbelwind ist. Man erkennt ihn als solchen an folgenden Anzeichen: in seiner Mitte, dem sogenannten Auge oder Centrum des Sturmes, herrscht ein sehr tiefer Barometerstand, und rechts und links vom Centrum wehen diametral entgegengesetzte Winde. Legt man durch das Centrum eines Cyclon's, der im mittleren Europa in der Regel von West nach Ost fortschreitet, eine Linie von Nordwest nach Südwest, so erhält man zur Rechten die Vorderseite des Wirbels, auf der die aus südlichen Gegenden herkommenden Winde mit einer Drehung von Ost durch Süd nach West wehen und uns Regen und Nebel unter erhöhter Temperatur und fallendem Barometer bringen. Auf der linken Seite jener Linie jedoch, der Rückseite des Wirbels, drehen sich die Winde von West durch Nord nach Ost und führen zwar auch Regen mit sich, aber treten stets unter abnehmender Temperatur, Erhöhung des Luftdrucks und Verschwinden der Bewölkung auf. — Es ist somit leicht einzusehen, weshalb die meteorologischen Institute gerade auf das Fortschreiten des barometrischen Minimums so großen Werth legen: sie verfolgen damit den Weg eines Cyclon's,

Digitized by Google

den sie dann durch aus der Erfahrung gesammelte Regeln und Beobachtungen für den nächsten kurzen Zeitraum weiter fortsetzen und damit die von ihm berührten Gegenden von dem Herannahen eines Sturmes in Kenntniß setzen können.

Während die Anzeichen für das Nahen eines Sturmes besonders dem Seemann wichtig sind, achtet der Landmann und Gärtner vornehmlich auf die Anzeichen für das Herannahen eines Gewitter- oder Hagelschauers. Die Prognostika dieser Phänomene sind heutzutage indessen erst so wenig erforscht, daß es selbst dem aufmerksamsten Meteorologen nicht möglich ist, für einen größeren Bezirk den Eintritt solcher Erscheinungen vorherzusagen, selbst nicht einmal auf einen Zeitraum von 24 Stunden. Die „Wetterpropheten" sind daher auch äußerst vorsichtig in Bezug auf die Prognosen von Gewittern. Niemals wird man in einem Tagesblatte unter der Rubrik „Muthmaßliches Wetter für morgen" lesen: „Ueber dem Dorfe X, der Stadt Y oder der Gegend von Z Gewitterausbrüche", sondern höchstens versteigt sich der Verfasser der Wetterberichte zu der umfassenden Bemerkung „Stellenweise Gewitter". Wollte er seine Notiz genauer gestalten, so würde er gewiß die Zahl der nicht zutreffenden Wetterprognosen um ebenso viele vermehren, als er Gewitter ankündigte.

Es ist daher Sache des Lokal-Beobachters, auf die Anzeichen eines Gewitters zu achten. Diese sind: hohe Temperatur bei drückender Schwüle, plötzliches Fallen des Barometers und kurz vorher eintretende Windstille. Die Hagelschauer sind noch schwieriger im Voraus zu bestimmen. Da sich indessen wohl mit ziemlicher Sicherheit behaupten läßt,

Digitized by Google

daß Hagel „gefrorener Regen“ ist, so kann man annehmen, daß der Hagel im Allgemeinen durch dasselbe Ereigniß innerhalb des uns umgebenden Luftmeeres entstehe, wie im Winter der Schnee. Wenn der Aequatorial- und der Polarstrom in hohen kalten Luftschichten sich begegnen und sich stauen, so wird die von dem ersteren mitgebrachte Wassermenge durch den nördlichen Wind zum Gefrieren gebracht und fällt als Hagel zur Erde. Doch ein Phänomen in solch' hohen Luftschichten vermögen wir an der Erdoberfläche nicht wahrzunehmen und es bleibt daher für einen nahenden Hagelschauer unserer Beobachtung kein anderes Vorzeichen übrig, als die Erscheinung der Hagelwolken selbst. Zuerst pflegt sich der Himmel, wie beim Entstehen von Gewittern, mit weißen Federwölkchen zu überziehen, darunter bildet sich eine schwere, aschgraue, mächtige Wolkenlage mit äußerst gezackten und zerzausten Rändern, an ihrer unteren Fläche mit Auswüchsen und Geschwülsten mannigfachster Art versehen, oft mit trombenartigen Ansätzen, die manchmal bis zur Erde herabreichen. Die Luft verfinstert sich, und alsbald bricht unter Blitzen und Donnerschlägen das Unwetter los.

Nach diesen Erläuterungen würde es vielleicht manchem Leser nicht unerwünscht sein, diese allgemeinen Bemerkungen und Beobachtungen in kurzer tabellarischer Uebersicht vereinigt zu sehen; es ist dabei indeß nochmals zu betonen: die Regeln sind ganz allgemeine und erleiden die mannigfachsten Ausnahmen und Beeinflussungen durch Lokalverhältnisse sowohl, wie sogar noch durch andere im Vorstehenden nicht berücksichtigte Phänomene.

Digitized by Google

Ist gegenwärtig das Wetter	und beobachtet man dabei	so tritt gewöhnlich ein	
		im Sommerhalbjahr	im Winterhalbjahr
normal bei S.- oder S.O.-wind	Umschlag des Windes nach S.-W.	Kühlung bei bedecktem Himmel und Fallen des Barom.	wärmeres Wetter bei bewölktem Himmel und Fallen des Barometers.
heiter bei S.- oder S.-O.-wind	Fallen des Barometers	Umschlag des Windes nach S.-W., Bewölkung und Abkühlung	Umschlag des Windes nach S.-W., Bewölkung und Temperatur-Erhöhung.
normal bei N.-wind	Drehung des Windes nach N.-O.	heißeres Wetter bei Steigen des Barometers	kälteres Wetter (Frost) bei steigendem Barometer.
heiß und schwül	plötzliches Fallen des Barom.	Gewitter.	—
kühl bei schwankenden Winden	vorherrschend südl. Winde	—	Niederschlag und Nebel.
desgl.	die nördl. Winde vorherrschend	—	Schneefall.
regnerisch, stürmisch bei tief. Barometerstd.	Steigen des Barometers	Aufklärung und Nachlassen des Sturmes	wie im Sommer.
normal	plötzl. sehr tiefes Fallen d. Barom.	Sturm	Sturm.

Aus dieser Tabelle lassen sich noch manche Kombinationen bilden und die sich daraus ergebenden Folgen treffen auch oftmals zu; doch es spielen bei der Bildung der Witterung zu mannigfache Faktoren eine Rolle mit, als daß man aus einer solchen allgemein gehaltenen Tabelle etwa Lokalprognosen ziehen könnte; was aus der Tabelle hervorgeht, ist der allgemeine Charakter der Witterung und ihres Verlaufs in Mitteleuropa.

Digitized by Google

Der Leſer erſieht aus dieſen Ausführungen folgendes. Zuerſt: das „Wettermachen“ iſt nicht ein Privileg der Gelehrten; Jedermann kann es, wenn er ſich nur die Mühe des Beobachtens nicht verdrießen läßt. Daher kann es uns auch durchaus nicht Wunder nehmen, daß es in einzelnen Gegenden ſogenannte „Wetterpropheten“ gibt — alte Leute, welche zeitlebens ein Augenmerk auf Wind und Wetter hatten. Sie liefern oft beſſere Prognoſen, als die auf wiſſenſchaftlicher Grundlage von den Zeitungen ausgegebenen es ſind, weil ſie zugleich den lokalen Charakter des Wetters mit in Rückſicht ziehen. — Zweitens: wir ſehen, daß es ſehr wohl möglich iſt, auf Grund zahlreicher Beobachtungen die Aenderung des Wetters innerhalb eines großen Bezirks auf kurze Zeit vorherzuſagen, und die Vortheile der Wetterprognoſen für den Handel, den Ackerbau und die Schifffahrt ſind einleuchtend. — Drittens aber wird ein Jeder die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Wetterprognoſen auf längere Zeiträume unmöglich ſind und daß nichts thörichter ſein kann, als die Behauptung, es ließe ſich das Wetter auf Monate, ja auf Jahre hinaus vorher prophezeien. Möchte man doch endlich die unſinnigen Angaben der „hundertjährigen“ Wetterregeln aus dem Kalender ſtreichen und ſeine Aufmerkſamkeit nur dem Erreichbaren zuwenden: der aus Beobachtungen geſchöpften Vorherſage des Wetters für den nächſten Tag.

Aus den Werkstätten der heutigen Papierfabrikation.

Skizze aus unserer modernen Industrie.

Von

Hasso Harden.

(Nachdruck verboten.)

Ob die Spötter Recht behalten werden, die behaupten, unsere Epigonen würden das jetzige Zeitalter einst als das papierene bezeichnen? Zu verkennen ist jedenfalls nicht, daß das Papier für unsere gesammte Kultur ein Faktor von schwer ganz zu würdigender Bedeutung ist, denn schon der Hinweis, daß Europa allein jährlich über 20 Millionen Centner Papier fabrizirt und verbraucht, charakterisirt genugsam den Umfang der Industrie, mit welcher wir uns in unserer Skizze zu befassen haben.

Das papierene Zeitalter? Man faßt den Ausspruch gemeinhin ausschließlich in dem Sinne, daß Druck und Schrift unsere Zeit kennzeichnen — Druck und Schrift, deren Träger das geduldige, oft hart genug geprüfte Papier ist. Gewiß ist nun allerdings der Bedarf an Druck- und Schreibpapier in der viel producirenden, schnell lernenden, vielleicht auch schnell vergessenden Epoche, in der wir leben, gewaltig, der Jahreskonsum allein der Zeitungen, welche

Digitized by Google

in der deutschen Reichshauptstadt erscheinen, würde z. B. vollauf genügen, um Bogen an Bogen gereiht die ganze Provinz Brandenburg zu bedecken, aber damit ist doch nur eine Seite der Frage berührt. Papier ist heute ein Allerweltsstoff; wie kaum ein zweites Material dient es den verschiedensten Zwecken, nimmt die mannigfachsten Formen an und beugt sich dem rastlosen Erfindungs- und Gestaltungstrieb des menschlichen Geistes in erstaunlicher Weise. Man muß eine der großen Papierausstellungen besucht haben, um davon eine einigermaßen genügende Anschauung zu besitzen. Nicht genug, daß wir mit Papier die Wände unserer Zimmer bekleiden und die Dächer unserer Häuser decken, nicht genug, daß Papier im umfangreichsten Maße zu allen möglichen Buchbinder- und Kartonnage-Arbeiten, zum Ersatz des Leders und zu Artikeln der Chirurgie benutzt wird, daß sich Optiker und Schuhmacher, Sattler und Hutfabrikanten, Wagenbauer und Photographen seiner täglich bedienen — nein, man verfertigt heute auch Eisenbahnräder und Möbel, Petroleumfässer und hundert andere Dinge aus dem universalen Stoff. Die Papierwäsche führt sich immer mehr ein, das Papiermaché füllt die Auslagen der Spielwaarenhandlungen, auf einer Ausstellung sahen wir ein vollständiges Haus, das einschließlich der Kamine lediglich aus Papier hergestellt war — kann man in der That mehr verlangen?

Freilich ist die Bezeichnung Papier selbst sehr dehnbar, mindestens deckt sie sich heute nicht mehr ganz mit dem Begriff, den wir seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts mit dem Worte Papier zu verbinden pflegten.

Damals verdrängte das Leinenpapier das Baumwollenpapier, wie dieses drei Jahrhunderte früher an die Stelle des aus der Papyrusstaude gewonnenen Materials getreten war — heute hat sich derselbe Kreislauf fast auf's Neue geschlossen, denn seit achtzig Jahren erlangte zuerst die Baumwolle, dann verschiedene Gras- und Stroharten, endlich in neuester Zeit das Holz eine ungeahnte Bedeutung für die Papierindustrie.

Unzweifelhaft bleibt allerdings das reine Leinenpapier auch jetzt noch das beste und dauerhafteste; aber dem ungeheuren Konsum konnten die stetig theurer werdenden Leinenlumpen nicht mehr genügen. Man mußte, nachdem in kaum einem halben Jahrhundert der Papierverbrauch sich verdreifacht hatte, an Ersatzmittel denken, für die unsere erfindungsreiche Zeit schnell genug Rath wußte. Gleichzeitig aber vollzog sich auch der Uebergang von der alten Handfabrikation zur maschinenmäßigen Herstellung des Papiers; an Stelle des mühsamen, drei Jahrhunderte hindurch festgehaltenen Betriebes mit der Schöpfbütte, bei dem langsam Bogen um Bogen aus dem flüssigen, feinzerkleinerten Papierstoff entstand, ist heute die dem Bedarf entsprechende Massenproduktion getreten, die mit staunenswerther Schnelligkeit nicht mehr einzelne Bogen, sondern in der That „endlose" Papierrollen erzeugt. Nach beiden Beziehungen hin — sowohl in Bezug auf die Veränderung im Rohstoff, als auf die Umwälzung in der Art des Betriebes — werden wir die moderne Papierfabrikation zu betrachten haben.

Was zunächst den Betrieb selbst anbetrifft, so sind die

einleitenden Arbeiten im Allgemeinen die alten geblieben, wenn sie auch im Einzelnen zahlreiche technische Verbesserungen erfuhren. Nach wie vor wird der sortirte und gereinigte Rohstoff, als den wir vorläufig noch ausschließlich Leinenlumpen ansehen wollen, im sogenannten Holländer (der Stoffmühle) zermahlen und zerfasert, durch Behandlung mit Chlorkalk oder chlorhaltigen Gasen gebleicht, bis er die gewünschte reine weiße Farbe erhält, und endlich durch Zusatz von Harz- oder Wachsverbindungen geleimt. Während aber dann ehedem der Arbeiter die flüssige Masse auf der siebartigen Schöpfform einzeln zum Blatt ablagerte, jedes Blatt wiederum einzeln zwischen Filzzwischenlagen auspreßte und in kleinen Stößen trocknete, tritt jetzt die Maschine für ihn ein und leistet alle jene erwähnten Manipulationen ganz allein.

Die moderne Papiermaschine wird in den verschiedensten Konstruktionen ausgeführt, im Allgemeinen beruht sie jedoch auf dem gemeinsamen Prinzip, die feuchte Papiermasse im breiten Fluß auf ein großes Drahtgewebe, das Metallsieb ohne Ende zu führen, welches am vorderen und hinteren Ende um Rollen laufend in sich selbst zurückkehrt. Das ganze Werk wird dabei in einer fortwährenden schüttelnden Bewegung erhalten, die den Abfluß des Wassers und die Verfilzung des Rohstoffs befördert; dann passirt derselbe eine Reihe von Walzenpressen, die zum Theil mit heißer Luft geheizt sind, und rollt sich endlich als fertiges Papier auf dem Haspel auf. Der ganze Prozeß dauert kaum zwei Minuten, und es bleibt nur übrig, das aufgerollte Papier in die beabsichtigten Formate zu zerschneiden, wenn man

Digitized by Google

nicht auf der Maschine selbst schon Schneiden anbringt, die das Papier noch vor dem Abschluß der Fabrikation verkleinern und zertheilen.

Besonders interessant ist aber ein Vergleich zwischen den Leistungen der älteren Handarbeit und der neueren Methode. Während bei jener zwei tüchtige Arbeiter in zwölfstündiger Arbeitszeit höchstens 6000 Bogen fertigen können, vollendet eine moderne Maschine in der gleichen Zeit einen Streifen Schreibpapier von 1½ Meter Breite, der zerschnitten mindestens 80,000 Bogen gibt; mit anderen Worten, die Maschine erzielt das fünfzehnfache Resultat der Handarbeit, sie würde, einen ununterbrochenen Jahresbetrieb vorausgesetzt, ein bogenbreites Band Papier liefern können, das hinreicht, um die Erdkugel vollkommen zu umgürten. Freilich sind die Anschaffungskosten einer derartigen Maschine sehr hoch, sie stellen sich einschließlich der Hilfsapparate auf nahezu 80,000 Mark, und dieser Umstand hat die Cylindermaschine, welche der ebenbeschriebenen „Schüttelmaschine" in neuerer Zeit Konkurrenz macht, sehr in Aufnahme gebracht. Eine „Cylindermaschine" ist nämlich nicht unbedeutend billiger. Bei ihr ist, um auch ihr Prinzip kurz zu kennzeichnen, das langgestreckte Siebgeflecht durch einen siebartig umflochtenen hohlen Cylinder ersetzt, der sich langsam in der Zeugbütte selbst derart dreht, daß sich auf seiner unteren Fläche fortwährend Papierstoff ansetzt, der von der oberen aus an ein System von Walzen abgegeben wird. Indessen können auf diesen Maschinen nur gröbere Papiere angefertigt werden, und sie dienen daher vorzugsweise zur Tapetenfabrikation. Da ihr das Schüttel-

werk fehlt, verfilzen sich die Papierfasern weniger und die Güte und Haltbarkeit der fertigen Waare ist viel geringer.

Unter den Surrogaten der Leinenlumpen nimmt die Baumwolle immer noch weitaus den ersten Rang ein, die ungeheuren Abfälle aller Baumwollspinnereien wandern ausnahmslos in die Papierfabriken, und man behauptet, daß z. B. in England mindestens $^{7}/_{10}$ der für Zeitungspapiere bestimmten Masse aus Baumwollenfasern besteht.

Für unsere deutschen Fabriken ist neuerdings das Holz das beliebteste Ersatzmittel für Lumpen geworden, seitdem es gelungen ist, die Holzfaser in einen derartigen Zustand zu versetzen, daß sie selbst rein und unvermischt relativ gute, haltbare Druckpapiere liefert. Ein ganz neuer, hochwichtiger Industriezweig ist damit entstanden, der gegen dreihundert eigene Fabriken beschäftigt — überall, wo größere Waldungen neben billiger Wasserkraft zum Betriebe vorhanden sind, hat sich der Holzschleifer etablirt.

Papier aus Holz? Es klingt wunderbar und geht doch auf sehr natürliche Weise zu. Vergegenwärtigen wir uns die Zusammensetzung und Entstehung jedes Papiers. Was ist es anders als ein Produkt aus Fasern pflanzlichen Ursprungs, die gereinigt und gebleicht zu einem dünnen Filz gleichsam zusammengebacken wurden. Warum sollte nun die Holzfaser nicht ebenso gut brauchbar sein, als die Flachs- oder mindestens als die Baumwollenfaser, da sie doch gleich diesen organischen Ursprungs und ihnen in Zusammensetzung und Struktur durchaus verwandt ist?

Es mag um das Jahr 1840 gewesen sein, als sich ein einfacher Webermeister, Gottfried Keller mit Namen, diese

Digitized by Google

Frage, die übrigens schon Hunderte von Jahren früher in der chinesischen Papierfabrikation eine Lösung gefunden hatte, vorlegte, und zwar zunächst, wie er gern als alter Herr selbst erzählte, bei der Beobachtung von Wespennestern, die bekanntlich aus feinzernagten Holzpartikeln zusammengesetzt zu sein pflegen. Der wackere Weber versuchte also zuvörderst auf einem Schleifstein Holz zu zerkleinern und aus dem erhaltenen Produkt Papier zu erzeugen, was freilich zuerst nicht gelingen wollte. Das Holz blieb nämlich allzu grobfaserig und war mit zu vielen fremden Bestandtheilen, mit erdigen und harzigen Stoffen vermischt, als daß es für die eigentliche Papierfabrikation direkt hätte Verwendung finden können. Da führte ein glücklicher Zufall dem Weber einen Genossen zu, der die praktische Durchführung der Erfindung verwirklichen konnte. Keller verband sich mit dem Ingenieur Heinrich Völter, und Beide, denen sich später als Dritter im Bunde noch Voith zugesellte, arbeiteten seit dem Anfang der fünfziger Jahre unausgesetzt an der Lösung des Problems, aus dem geschliffenen Holzstoff ein brauchbares Material für unsere Papierfabriken zu schaffen.

Aus den gemeinsamen Bestrebungen dieser drei Männer entwickelte sich allmählig die heutige Methode der Holzschleifereien; anfangs verkannt, ja als „Verfälscher" verlästert, konnten sie in den ersten zehn Jahren nur im Ganzen 48 ihrer Holzzeugbereitungsmaschinen absetzen, heute vermag das Voith'sche Etablissement zu Heidenheim kaum alle Aufträge zu erledigen und versendet nach den fernsten Ländern der Erde ihre Maschinen.

Digitized by Google

Das Verfahren bei der Fabrikation selbst besteht im Wesentlichen immer noch in dem Abschleifen der Hölzer an einem schnell rotirenden Schleifstein unter fortwährendem Wasserzufluß; die Fortschritte den ersten Versuchen Keller's gegenüber liegen in der genauen Regulirung des Drucks, mit dem das Holz auf den Stein wirkt, in der Anordnung, daß der Schliff stets in der Richtung der Längsfaser erfolgt, und vor Allem in der sorgfältigen Reinigung und Bleichung der abgeschliffenen Masse, die neuerdings noch nachträglich in besonderen Mahlgängen, den sogenannten Raffineuren, weiterzermahlen wird. Der so erhaltene Rohstoff wird dann — für Druck- und andere minderwerthige Papiere unvermischt, für bessere Sorten mit aus Lumpen gewonnenem Material versetzt — direkt in den Papierfabriken verarbeitet.

Aber selbst den geringen Zusatz an Lumpenstoff, der bisher meist noch nothwendig erschien, um Schreibpapieren die nöthige Glätte und Haltbarkeit zu geben, bestrebt man sich neuerdings entbehrlich zu machen. Seit etwa zehn Jahren sucht man einen Theil des Holzstoffes, anstatt auf mechanische Weise, chemisch durch Behandlung mit Salzsäure oder Aetznatronlauge zu zersetzen und mischt den geschliffenen Holzstoff mit dem feinen, aber theuren Produkt dieser Fabrikation, oder man greift nach dem Beispiel englischer und französischer Fabriken zur Verwendung der verschiedensten Strohsorten. Ganz besondere Bedeutung hat das sogenannte Espartogras erlangt, eine in Algier, Spanien und Tunis in großen Mengen wildwachsend vorkommende Pflanze, und neben diesem der Abfall der

Jutefabriken. Die allbekannten Haufcouverts z. B. werden ausschließlich aus einer Mischung von Holzstoff und den letztgenannten Surrogaten gefertigt, Packpapier und Pappen stellt man mit Vorliebe aus unbrauchbar gewordenen Tauen und Seilen her, und schließlich muß auch das Mineralreich seinen Beitrag liefern, indem die moderne Fabrikation der Papierrohmasse bis zu 20 Prozent sandfreien Thon, ungebrannten Gyps oder Bauxit zusetzt.

Die mineralischen Zusätze lassen sich indessen nur dann rechtfertigen, wenn sie in geringem Maße und lediglich zu dem Zweck, das Papier weißer und undurchscheinender zu machen, beigemischt werden. Leider ist dies aber meist nicht der Fall; gerade weil die mineralischen Surrogate die billigsten aller bekannten sind, steigern die Fabriken ihren Zusatz weit über die erlaubte Grenze hinaus und erzielen damit ein Papier, das zwar recht gut aussieht, aber sehr leicht brüchig wird und die Federn beim Schreiben abstumpft. Den größten Zusatz an Mineralien — und hier natürlich einen erlaubten — erhält das Papiermaché, das unter Zusatz von Leimlösung und Stärkekleister aus ordinärer Papiermasse und Sand oder Kreide hergestellt wird.

Aber kehren wir zu dem soliden, einfachen Produkt, als welches wir nach dem Gesagten ein Fabrikat von Lumpen verstehen dürfen, zu welchen ein starker Zusatz von Cellulose, ein geringerer von Mineralien erlaubt ist, zurück. Das Publikum verlangt von den feineren Schreib- und Briefpapieren eine so außerordentliche Glätte, daß die gewöhnliche Maschinenglätte allein nicht genügt. Das Papier wird daher, wenn es die Maschine verlassen hat,

Digitized by Google

oder bei neueren Konstruktionen wohl auch unmittelbar im Anschluß an dieselbe, zwischen polirten Zinkblechen gepreßt oder muß noch durch das Satinirwerk gehen, um in diesem unter dem Druck schwerer Walzen den höchsten Grad von Glätte zu erreichen. Erst wenn dies geschehen ist, kann es als fertige Waare in den Handel kommen. Wünscht aber der Besteller noch eine besondere Musterung durch „Wasserzeichen" oder eine bestimmte Färbung, wie etwa bei den bekannten bläulichen Briefpapieren, so müssen die hiezu nöthigen Manipulationen schon in einer früheren Periode des Fabrikationsprozesses vorgenommen werden. Man färbt das Papier schon in der Papiermasse durch Zusatz von Berliner Blau oder Ultramarin und stellt die Wasserzeichen her, resp. rippt das Papier, indem man das ganz gleichmäßig eng geflochtene Drahtgewebe von Zeit zu Zeit durch starke Messingdrähte in Form von Linien oder Figuren unterbricht, oder indem man einen Cylinder mit erhaben gearbeiteten Linien über die weiche Masse gleiten läßt, die sich auf dem fertigen Papier später als durchscheinende Stellen markiren.

Diese Wasserzeichen sind von ganz besonderer Bedeutung bei der Anfertigung des für Werthpapiere bestimmten Papieres, da sie ohne besondere umständliche Vorbereitung nicht zu erzeugen sind, und der Fälscher nur in höchst seltenen Fällen besonderes Papier sich für sein Falsifikat selbst fabriziren kann. In neuester Zeit beschränkt man sich aber nicht mehr allein auf diesen Schutz, sondern man tränkt das Papier mit Salzsäure, um es durch stärkere Verfilzung haltbarer zu machen, und wendet eine

noch sehr geheim gehaltene Methode an, das Papier in eigenthümlicher Weise durch eingewirkte Pflanzenfasern vor Nachahmung zu sichern. Wer die neuen Kassenscheine des deutschen Reiches genauer betrachtet, wird auf der einen Seite derselben dunkelblaue Fäserchen bemerken, welche in die Masse zwar fest eingewirkt sind, aber sich mittelst einer feinen Messerklinge abheben lassen. Hierin liegt ein sehr bequemes Mittel, jede Fälschung sofort zu entdecken, denn ein Fälscher würde jene Fasern nur durch Zeichnung oder auf photographischem Wege wiedergeben können.

Wir müssen es uns versagen, auf die Details der Herstellung aller einzelnen Papiersorten einzugehen, da dieselben meist auf technischen Kunstgriffen beruhen, die des allgemeinen Interesses entbehren, außerdem aber je nach der Mode einem fast ununterbrochenen Wechsel unterworfen sind. Wir wollen hier nur kurz die nicht uninteressante Fabrikation des Pergamentpapiers erwähnen, bei der starkes ungeleimtes Papier durch ein Bad in schwacher Schwefelsäure in ein Produkt verwandelt wird, das dem thierischen Pergament fast nach keiner Richtung hin nachsteht.

Hocherfreulich ist, daß gerade Deutschland heute eine der ersten Stellen unter den papierfabrizirenden Ländern einnimmt und selbst das lange Zeit auch auf diesem Gebiet führende England zu überflügeln im Begriff ist. Deutschland exportirte schon im Jahre 1882 Papiere aller Art im Gesammtwerth von über 17 Millionen Mark und hat gerade mit seinen besseren Sorten, den feineren Luxuspapieren, sich den Weltmarkt erschlossen. Der weitaus größte Theil aller der eleganten Briefpapiere, die heute unter englischer oder

Digitized by Google

französischer Flagge segeln und die Auslagen unserer Papierhandlungen füllen, ist echt deutsches Fabrikat; ja thatsächlich oft deutsches Fabrikat, das nach England versandt wurde und von dort als wunderbar schönes britisches Erzeugniß zurückkehrte. Wir lassen dahingestellt, wer mehr an diesen Zuständen Schuld ist: das Publikum, das nach ausländischer Waare verlangt, oder der Fabrikant, der sich zum gehorsamen Diener dieser Unsitte macht — beschämend bleibt die Thatsache unter allen Umständen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß von den etwa 1400 Millionen Menschen, welche auf der Erde leben, 276 Millionen sich keiner Schrift und daher auch keines Papieres bedienen, 30 Millionen schreiben auf Palmblätter, Rinden, Bast und Holztafeln, 620 Millionen brauchen das chinesisch-japanische und 350 Millionen das europäische Papier, woraus zugleich erhellt, welch' riesiger Erweiterung durch Ausdehnung des Exports auf überseeische Länder die Papierfabrikation noch fähig ist.

Mannigfaltiges.

Die Stimme des Gewissens. — Es war eines schönen Morgens in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als ein wohlhabender Schlossermeister in Görlitz vor seiner Hausthüre ein ausgesetztes kleines Knäblein fand. Das Kind, welches etwa zwei Jahre zählen mochte, lag in Lumpen gehüllt und rief, als

man es aufnehmen wollte, bitterlich schluchzend nach der Mutter; außer diesem Worte und seinem eigenen Taufnamen konnte der Kleine nichts sprechen. Der gutmüthige Meister nahm den armen Findling zu sich, obwohl er außer seinem einzigen Sohne schon das kleine Töchterchen des jüngst verstorbenen Bruders bei sich hatte; doch er war ein reicher Mann, welcher ganz wohl die Erziehungskosten bestreiten konnte. Die drei Kinder wuchsen heran; als sie größer geworden, mußten die Knaben ebenfalls das Schlosserhandwerk lernen, während die reizend erblühende Pflegeschwester der Mutter in Haus und Hof half. Als die beiden Knaben zu Gesellen gesprochen, zogen sie in die Fremde, machten jedoch beim Abschiede aus, daß sie nach drei Jahren sich am selben Tage in einer Schenke zu Ostritz wieder treffen wollten, um gemeinsam in Görlitz einzuwandern. Daß sie Beide zu der lieblichen Pflegeschwester eine heimliche Liebe im Herzen trugen, behielten sie still für sich. — Die drei Jahre waren bald vergangen; die beiden Gesellen hatten in der Fremde gar fleißig gearbeitet und viel gelernt; nur hatte der Meistersohn jeden erworbenen Groschen sparsam zurückgelegt, um einen Nothpfennig mit heim zu bringen, während der Andere seinen ebenso reichen Verdienst mit lustigen Kumpanen verspielt und vertrunken hatte. Wie sie ausgemacht, trafen sie in jener Schenke von Ostritz zusammen und nun begannen sie ihre Erlebnisse zu erzählen; der Sohn des Schlossers war voll Jubel, weil sein Vater ihm im letzten Briefe versprochen hatte, die Werkstatt ihm zu überlassen, sowie auch die Pflegeschwester zur Gattin zu geben. Eine flammende Eifersucht erfaßte den Pflegebruder, und als Beide noch in derselben Nacht weiter wanderten und sich in der Nähe der Weinberge auf der Zittauer Chaussee befanden, schlug der ehemalige Findling mit seinem Knotenstock den Meisterssohn zu Boden. Die blutige That war vollbracht, der Erschlagene rührte sich nicht mehr; sein Mörder ging nun daran, den Leichnam in eine nahe Sandgrube zu schleppen und

Digitized by Google

mit Gestrüpp und Geröll zuzudecken. Am nächsten Morgen wanderte er, als sei nichts geschehen, in Görlitz ein und begrüßte die so lange nicht gesehenen Pflege-Eltern, sowie die Schwester; ängstlich harrten diese des Sohnes und Verlobten, der noch immer ausblieb und über welchen der Heimgekehrte natürlich nichts zu wissen vorgab. Als Jahr und Tag ohne Nachricht von dem Verschollenen dahinging, drängte sich der bekümmerten Familie endlich die Ueberzeugung auf, der geliebte Sohn müsse in der Fremde gestorben sein, und so übergab denn der alte Schlosser dem Pflegesohn eines Tages die Werkstatt und nahm ihn von Rechtes wegen an Kindesstatt an. Kurz darauf gab auch die Braut des Verschollenen nach und wurde die Seine. So vergingen fast dreißig Jahre, der Mörder wurde ein geachteter, angesehener Bürger der Stadt und lebte mit seiner Frau in glücklicher Ehe. Da wollte er einmal seiner Gewohnheit gemäß zur Frühmesse nach der Peterskirche gehen; es war frischer Schnee gefallen, die Sterne funkelten vom dunklen Dezemberhimmel, und jetzt begannen dröhnend die Uhren der Stadt zu schlagen. Der Meister horchte auf, wie viele Schläge ertönten denn hintereinander? Zwölfmal schlugen die Uhren, es war erst Mitternacht — er hatte sich in der Zeit getäuscht! Wie von Furien gejagt eilte er nach Hause, deutlich stand vor seinem geistigen Auge die einst verübte Mordthat — denn gerade in dieser Stunde vor dreißig Jahren war das Verbrechen geschehen; ächzend und in Schweiß gebadet sank er auf's Lager. Am nächsten Morgen umstanden bewaffnete Scharwächter sein Haus, um ihn als des Diebstahls verdächtig vor den Magistrat zu führen. Das war nun freilich ein Irrthum, durch die auf sein Haus zu führenden Fußstapfen im frischen Schnee hervorgerufen, doch des Meisters aufgeschrecktes Gewissen trieb ihn an, sein Herz zu entlasten. Er bekannte den vor einem Menschenalter verübten Mord, ward zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So fand noch nach dreißig Jahren das so lange verborgene Verbrechen seine Strafe. F. v. Limpurg.

Das Leben der Hofbeamten, gleichviel welchen Ranges, scheint in Deutschland im Mittelalter und speziell im 14. Jahrhundert keineswegs ein beneidenswerthes gewesen zu sein. Die Fürsten nannten ihre Beamten nicht allein ihr „Gesinde", sondern behandelten sie auch danach, ja heutzutage würde das Gesinde schwerlich mit so elenden Gemächern, so schmaler Kost und so geringer Streu zum Schlafen zufrieden sein, womit damals oft recht bedeutende Männer sich begnügen mußten. Auch im 15. Jahrhundert hatte sich das noch nicht zum Vortheil geändert. Aeneas Sylvius Piccolomini, der als Pius II. 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg, entwirft von dem Hofleben in Deutschland folgende Schilderung: „Weise Männer finden bei den Fürsten und an ihren Höfen keinen Zutritt, wollen sie nicht anders den Ruhm ihrer Weisheit und Tugend durch niedrige Kriecherei verdunkeln. Dagegen sieht man der Großen Paläste mit Sängern, Musikanten, Histrionen, Schalksnarren und Possenreißern angefüllt, die ihnen Kurzweil machen und ihrer Eitelkeit schmeicheln. Diese dürfen ein Wort sprechen und thun, was sie wollen, treue Diener hingegen werden an den meisten Höfen unwürdig behandelt. Schlürfen die Fürsten den köstlichsten Nektar aus goldenen und silbernen Pokalen, so haben ihre Hofleute sauren Wein, wohl gar schales Bier in ekelhaften, unreinlichen hölzernen Kannen zum Genuß; die fürstlichen Tafeln sind reich mit den mannigfaltigsten und ausgesuchtesten Speisen und Früchten besetzt, den Hofleuten dagegen wird zähes, mageres und gar oft stinkendes Fleisch aufgeschüsselt von alten Kühen, Ziegen, Schweinen und Bären. Aus Moor und Sumpf bezogene Fische werden ihnen zubereitet, die ebenso unangenehm riechen als schmecken; keine anderen Gemüsearten, als kaum halb gar gekochte Erbsen, Linsen, Bohnen oder schlecht gekochten, häufig noch mit Asche oder Sand gemischten Kohl. Dazu erhalten sie schwarzes, kaum genießbares, schwer verdauliches Brod

und als Fett nur schlechtes Oel aus den Lampen. — Das Tischzeug für die Hofleute ist ebenso schlecht als ihre Tische, und die Servietten so zerrissen und schmutzig, daß sie an den Fingern, die man damit abtrocknen will, kleben bleiben. — Noch schlimmer ist's, daß man den Hofleuten sogar besondere Schlafgemächer und Betten versagt, sondern zehn bis zwanzig in ein dürftiges Zimmer einschließt. Weist man ihnen ja einmal Betten an, so sind diese auch weder reinlich noch sonst empfehlenswerth, und zudem trägt man boshaft Sorge, ihnen einen Mann beizugeben, der ihnen zuwider und nicht befreundet ist, denn stets müssen sich zwei Leute mit einem Bett behelfen. Da bleibt dann der Schlaf meist ein vergeblicher Wunsch. — Alle diese Unannehmlichkeiten vermehren sich überdies bedeutend, wenn Krieg oder der Hof auf Reisen ist. Dann müssen die Hofleute der Könige und Fürsten Frost und Hitze, Regen und Wind, Hunger und Durst ertragen und mit mancherlei Gefahren kämpfen." Es erhellt daraus zur Genüge, daß es in damaligen Zeiten nur für gewisse Elemente ein erstrebenswerthes Ziel sein konnte, die Hofluft athmen zu dürfen. E. R.

Edler Sinn. — Die Erfahrung, daß der Prophet in seiner Vaterstadt nichts gelte, konnten ausgezeichnete Männer im Alterthum schon ebensogut wie in der Neuzeit machen. Protogenes, ein vorzüglicher Maler, lebte, obwohl seine Werke denen des allgefeierten Apelles fast gleich standen, lange Jahre in seiner Vaterstadt Rhodos in Armuth und Unbedeutendheit, bis eben jener berühmte Kunstgenosse kam, ihn dieser unwürdigen Lage zu entreißen. Mit Unwillen hatte er gelegentlich eines Reise-Aufenthaltes zu Rhodos vernommen, wie wenig man den Werth seines großen Rivalen zu würdigen verstehe und, getrieben von seinem edlen, selbstlosen Sinne, begab er sich zu Protogenes, um ihm seine hohe Achtung auszusprechen. Bei der Gelegenheit fragte er nach dem Verkaufspreise der vorhandenen fertigen

Bilder. Protogenes nannte schüchtern eine äußerst bescheidene Summe. Apelles schüttelte den Kopf, zahlte 50 attische Talente (etwa 90,000 Mark) und ging davon. Bei einem Festmahl aber desselben Tages vertraute er den Gästen — wie unter dem Einfluß des Weines — heimlich an, er habe einen herrlichen Kauf gemacht. Die erhandelten Bilder habe er nur deswegen erworben, um sie — natürlich für den doppelten oder dreifachen Preis — als seine eigenen Werke zu verkaufen, „denn, unter uns gesagt, es sollte mir schwer werden, bessere zu machen!" Die Rhodier horchten hoch auf, verbreiteten das Gehörte wie im Fluge weiter, und schon am nächsten Tage behauptete jeder Bürger der Stadt, das außerordentliche Genie des Protogenes im Stillen längst erkannt zu haben. Der Ruf des Meisters war von Stund an begründet, und seine Werke erfuhren seitdem auch im Vaterlande die gebührende Werthschätzung. L. Z.

Der französische Apothekereid im 14. Jahrhundert. — Das seltsame, von Delattre und Frebault mitgetheilte Dokument lautet folgendermaßen: „Ich schwöre und verspreche vor Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, und den ewig gesegneten drei Personen, Eines im Wesen, daß ich alle folgenden Artikel sorgsam beobachten und befolgen will; ich schwöre und verspreche, im christlichen Glauben zu leben und zu sterben; ebenso nach allen meinen Kräften meine Eltern zu lieben und zu ehren; ebenso nicht Uebles zu reden von meinen Lehrern, Meistern, Collegen oder sonst Jemand; ebenso alles in meinen Kräften Stehende zu thun für die Ehre, den Ruhm, die Zier und Majestät der Arzneikunst; ebenso Schwachköpfige oder Unwürdige die Geheimnisse und Sonderheiten dieser Kunst nicht zu lehren; ebenso nichts übereilt zu thun, ohne den Rath der Aerzte oder nur um des Gewinnes willen; ebenso keine Arzneien oder Purganzen zu geben an Kranke, ohne vorher die Verordnung eines Doktors der Medicin erhalten zu haben; ebenso keine

Geheimnisse zu enthüllen, die mir anvertraut wurden; ebenso Niemandem Gift zu reichen, noch Jemanden dazu anzustiften, selbst nicht meinem bittersten Feinde gegenüber; ebenso die Recepte der Aerzte genau anzufertigen, ohne Zusatz und ohne Fortlassung, soweit sie mit den Regeln der Kunst in Einklang stehen; ebenso keine Surrogate anzuwenden ohne den Rath eines Anderen, der klüger ist als ich; ebenso gleich der Pest zu verabscheuen und zu vermeiden die schändlichen und verderblichen Praktiken der Quacksalber, Empiriker und alchemistischen Prahler, die zu großer Schande der dies duldenden Obrigkeiten ihr Wesen treiben; ebenso Beistand und Hilfe einem Jeden zu leisten, der sie in Anspruch nimmt; ebenso endlich keine schlechten oder alten Droguen in meinem Laden zu führen. Der Herr segne mich allerwege, so lange ich alle diese Dinge halte!" R.

Die A-B-C-Pflanze. — Auf den Inseln Ceylon und Ternate ist eine eigenthümliche Pflanze heimisch, der man eine ganz besondere Wirksamkeit auf die Sprachorgane zuschreibt, sie heißt mit ihrem lateinischen Namen Spilanthes Acmella. Wenn man ein Stückchen von der Wurzel oder den Blattstielen dieser interessanten Pflanze kaut, so soll die Zunge des Essenden eine eigenthümliche Wirkung empfinden, als ob sein Wohlbefinden dadurch erhöht und ihm das Sprechen wesentlich erleichtert würde. Daß daran etwas Wahres sein muß, geht daraus hervor, daß man in jenen Gegenden den kleinen Kindern ein Stück Acmellawurzel in den Mund gibt, um ihnen das Sprechen zu erleichtern. Darauf deutet auch der Name der Pflanze „Kinderkraut" oder „A-B-C-Pflanze". J.

Hohe Selbstentäußerung. — Der Graf von Saint Hilaire, ein ausgezeichneter Heerführer und vorzüglicher Artillerist, befand sich im Jahre 1675, als der Marschall Turenne gegen Montecuculi am Oberrhein operirte, in dessen Generalstab und ritt am 27. Juli, in der Nähe von Sasbach, mit dem Oberfeld-

Digitized by Google

herrn auf eine Rekognoszirung der feindlichen Stellung aus. Hinter ihm ritt sein Sohn, ein edler Jüngling, der den Vater selten verließ und in diesem Feldzuge Adjutantendienste bei ihm versah. Plötzlich gab eine maskirte Batterie des Feindes Feuer, und eine Kugel, mit verhängnißvoller Sicherheit dirigirt, traf den Marschall tödtlich und riß auch dem Grafen Saint Hilaire den rechten Arm ab. Mit leidenschaftlichem Klagelaut sprang der Sohn vom Pferde, dem Gestürzten Beistand zu leisten, und heiße Thränen rollten ihm über die Wangen. Da richtete sich der Vater mühsam auf dem linken Arm ein wenig empor und sprach, einen letzten Blick auf seinen getödteten Feldherrn richtend mit ersterbender Stimme: „Nicht um mich, nicht um mich klage, mein Sohn! Aber mit ganz Frankreich klage und trauere um diesen großen und unersetzlichen Helden!" Dann sank er zurück und starb. L. Z.

Das Säuern und Treiben des Brodes geschah zu verschiedenen Zeiten in sehr verschiedener Weise. Die alten Römer benutzten als Sauerteig die Hirse, die mit einem süßen Weine gemischt und ein Jahr gähren gelassen wurde; auch Weizenkleie wurde angewandt, drei Tage in süßem Weine eingeweicht und an der Sonne getrocknet, oder es wurde ein Teig von Gerstenmehl über glühenden Kohlen erhitzt und in Gefässen so lange aufbewahrt, bis er sauer war. Die Gallier und Hispanier, deren leichtes Brod berühmt war, machten eine Art Weizenbrei und wandten dessen Schaum zum Treiben des Teiges an. Gegenwärtig wird hauptsächlich Hefe zum Brodbacken benutzt; da diese aber in Mengen nur aus großen Brauereien beschafft werden kann und sich frisch nur wenige Tage wirksam erhält, so ist die trockene und Preßhefe ein bedeutender Handelsartikel geworden. Nach England gehen aus Holland und Deutschland jährlich von dieser Waare etwa 105,500 Centner im Werthe von circa 8,140,000 Mark. In neuester Zeit haben die mannigfachen „Backpulver" die Hefe in hohem Maße ersetzt und sich im Ganzen auch gut bewährt. R.

Wie die Schweden die Musikantenmörder bestraften. — Die Werthschätzung, welche die Musik bei der schwedischen Nation vor Gustav Wasa's Zeit genoß, scheint sehr gering gewesen zu sein. Das geht schon aus der Gleichgiltigkeit hervor, mit welcher das Gesetz den Mörder eines Musikus behandelte. Der Mörder konnte die Erben abfinden mit neuen Schuhen, neuen Handschuhen und mit einer dreijährigen Kuh, deren Schwanz geschoren und mit Fett eingeschmiert wurde. Der Erbe mußte nun überdies noch eine besondere Geschicklichkeit entfalten, wollte er die Kuh erlangen, denn man führte sie auf eine Anhöhe, trieb sie durch Schläge an und der Erbe mußte sie an dem durch das Fett schlüpferig gewordenen Schwanze festhalten. Gelang ihm dies nicht, entschlüpfte das Thier seinen Händen, so ward ihm statt des Lohnes nur Spott zu Theil, und der Mörder zog mit seiner Kuh wieder davon. Dr. K. M.

Oliver Cromwell ließ nach Konstituirung der Republik England Münzen schlagen, die auf der einen Seite die Worte „Gott mit uns", auf der anderen „Die Republik England" trugen. Als eine dieser Münzen einem Anhänger des alten Königshauses in die Hände kam, äußerte dieser: „Wir brauchen die Hoffnung noch nicht aufzugeben — der liebe Gott und die Republik sind auf verschiedenen Seiten!" v. Z.

Ein Dankbrief. — „Geehrtester Herr! Vor zwei Monaten konnte meine Frau kaum noch sprechen. Sie gebrauchte zwei Flaschen Ihres ‚Lebens-Erneuerers' und kann jetzt gar nicht mehr reden. Senden Sie mir schleunigst noch zwei Flaschen, denn dieses vorzügliche Mittel hat meinen vollen Beifall! Ihr dankbarer X." R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 13 1912

Digitized by Google

01907 9394

1992

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google